

Der Nazi-Schatz in Trenthorst

Krimi

Gerold Rahmann

Addis Abeba, September 2017

2. Auflage

Juli 2018

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen
bleiben vorbehalten.

© 2018 Gerold und Klaudia Rahmann

Umschlag © Gerold Rahmann



GuruGerí verlegt Bücher

c/o Klaudia Rahmann
Ehmkenberg 7, D-23843 Bad Oldesloe
gurugeri@web.de

ISBN 978-0-244-048428-8

Inhalt

DISCLAIMER UND DANKESWORTE.....	4
KAPITEL 1: 1945.....	5
FREITAG, 20. APRIL 1945 - LANDGUT CARINHALL IN DER SCHORFHEIDE.....	5
MITTWOCH, 2. MAI 1945 – AUF DEM ACKER IN WULMENAU.....	9
DONNERSTAG, 3. MAI 1945 – IM HERRENHAUS IN TRENTHORST.....	23
KAPITEL 2: 1947.....	36
SONNTAG, 20. APRIL 1947 - MARKTPLATZ VON NEUMÜNSTER.....	36
MITTWOCH, 23. APRIL 1947 - VON NEUMÜNSTER NACH TRENTHORST.....	43
DONNERSTAG, 24. APRIL 1947 – IN DER ALTEN SCHULE IN WULMENAU.....	53
FREITAG, 25. APRIL 1947 - ZWISCHEN WESTERAU UND SEGEBERG.....	62
KAPITEL 3: 1990.....	67
SAMSTAG, 6. JANUAR 1990 - AUF SANKT PAULI IN HAMBURG.....	67
SAMSTAG, 19. MAI 1990 - IM WALD IN TRENTHORST.....	74
SONNTAG, 29. JULI 1990 - AUF DEM ACKER IN TRENTHORST.....	81
KAPITEL 4: 1996.....	90
SAMSTAG, 6. APRIL 1996 - EIN KELLER IN GARLSTEDT.....	90
MONTAG, 6. MAI 1996 – NACHTS, IM HERRENHAUS IN TRENTHORST.....	98
MONTAG, 11. NOVEMBER 1996 - AUF EINER JACHT VOR KAPSTADT.....	110
DIENSTAG, 31. DEZEMBER 1996 - HOTEL WIDDER IN ZÜRICH.....	121
KAPITEL 5: 2001.....	143
MONTAG, 29. JANUAR 2001 - IM HERRENHAUS IN TRENTHORST.....	143
DIENSTAG, 27. FEBRUAR 2001 - IM LÖSCHTEICH VON WULMENAU.....	156
MITTWOCH, 14. MÄRZ 2001 - KUHLEN AUSBAGGERN.....	162
DONNERSTAG, 3. MAI 2001 - AUF DEM ACKER DÜSTERNBROOK.....	164
KAPITEL 6: 2002.....	172
FREITAG, 28. JUNI 2002 - AUF DEM HAUWOTTENBERG.....	172
SAMSTAG, 20. JULI 2002 - AUF EINEM WEINGUT IN CHILE.....	174
SAMSTAG, 28. SEPTEMBER 2002 - FLUG ÜBER WULMENAU.....	186
SONNTAG, 17. NOVEMBER 2002 - BESUCH IM HERRENHAUS.....	190
KAPITEL 7: 2009.....	222

FREITAG, 13. FEBRUAR 2009 - DRESDEN: EUGEN HOFFMANN GEFUNDEN.....	222
DONNERSTAG, 23. APRIL 2009 - HAMBURG: JOHANN HEINRICH REEMTSMA ERZÄHLT	229
MITTWOCH, 10. JUNI 2009 - KASANE: UHRENSUCHE	237
KAPITEL 8: 2015.....	267
SAMSTAG, 21. FEBRUAR 2015 - KOORDINATEN	267
SAMSTAG, 21. MÄRZ 2015 - DANKOOK UNIVERSITY, SÜDKOREA.....	276
DONNERSTAG, 21. MAI 2015 - SPRINGBOCKVLEY, NAMIBIA.....	287
MONTAG, 21. SEPTEMBER 2015 - LOHAS ACADEMY, SÜDKOREA.....	296
KAPITEL 9: 2017.....	304
MITTWOCH, 4. JANUAR 2017 - HAMBURG: ENTLASSEN!	304
MONTAG, 13. MÄRZ 2017 - ADDIS ABEBA: WIEDERERKANNT.....	308
DONNERSTAG, 27. APRIL 2017 – ADDIS ABEBA: FLUCHT	326
DIENSTAG, 22. AUGUST 2017 - BALI: ENTFÜHRT	338
SONNTAG, 31. DEZEMBER 2017: REICH WERDEN - REICH BLEIBEN.....	362

Disclaimer und Dankesworte

Vorab-Hinweis für alle persönlichen Feinde, Missgünstige und Kritiker:

Für Sie ist dieses Buch nicht gedacht. Dafür gibt es eine „geschwärzte Ausgabe“, bei mir erhältlich, teuer aber selten.

Es tauchen einige Personen im Roman auf, die es wirklich gegeben hat, und auch einige, die noch leben. Es sind alles Personen des öffentlichen Lebens. Ich habe alle Namen einfach mal so gelassen. Die historischen Namen sind wohl rechtlich verwendbar, bei den anderen bin ich nicht so sicher.

Diese fiktive Kriminalgeschichte ist an einige wahre Ereignisse dieser Personen angelehnt, die ich im Internet recherchieren konnte. Die lebenden Personen werden dabei nicht in ihrer Ehre oder Ehrlichkeit verunglimpft, sie wissen aber nicht, daß ich ihre Namen, Erlebnisse und Taten für meine Geschichte verwendet habe. Ich hoffe, das ist so in Ordnung, und harre der Dinge.

Danke an Sigrid und Claudia für ihre Erst- und Korrekturlesungen und die vielen Anregungen, deren Umsetzung in der Auflage 1 (schon vergriffen) als Rohfassungsversion (Vorbild „Blaue Mauritius“) noch nicht enthalten sind.

Kapitel 1: 1945

Freitag, 20. April 1945 - Landgut Carinhall in der Schorfheide

»Es ist vorbei!« Reichsmarschall Hermann Göring wirkte völlig außer sich. Mit hochrotem Kopf lief er im Lesezimmer seines Landsitzes Carinhall – schön gelegen in der Schorfheide nördlich von Berlin – auf und ab.

Nach der Geburtstagsfeier Adolf Hitlers war er aus der Hauptstadt hierhergekommen, um noch in dieser Nacht einen äußerst wichtigen Auftrag zu vergeben. Danach erst würde er sich auf den Weg nach Berchtesgaden machen.

Am Lesetisch saß im schummerigen Licht Adalbert Weber, Verwalter des Landsitzes und seit vielen Jahren sein enger Vertrauter. Göring betrachtete ihn, sicher, daß er der richtige Mann sein würde für diese ganz besondere Mission, für die Rettung seines Schatzes. Göring liebte Kunst über alles. Er nannte eine große Sammlung an Kunstwerken von unschätzbarem Wert sein Eigen und war stolz darauf, eine der größten Sammlungen Nazi-Deutschlands zu besitzen. Einzigartige Werke des Mittelalters und der Renaissance waren darunter. Er war erpicht darauf gewesen, seinen Schatz immer größer werden zu lassen. Dazu hatte sein eigenes Einkommen natürlich nicht ausgereicht. So hatte er sich vieles einfach selbst genommen oder besorgen lassen. Die Juden brauchten das ja nicht mehr.

Auf Carinhall stellte er einen großen Teil der Kunstgegenstände wie in einem Museum aus. Hunderte von Bildern und Skulpturen, vor allem alter deutscher und holländischer Meister, aber auch Werke aus Frankreich und Italien, hingen an den Wänden, standen auf Kommoden, Ständern und Tischen, die selbst Kunstwerke waren. Auch Bilder von Impressionisten und Kubisten fanden hier einen Platz. Öffentlich

galt deren Werk bei den Nazis als entartete Kunst, aber Göring, besessen von Kunst, setzte auch hier keine Grenzen. Was als entartet galt, versteckte er hinter verschlossenen Türen. Nur die wenigsten seiner braunen Gäste bekamen diese Schätze zu Gesicht.

Nun, da die Russen vor der Tür standen und der Krieg verloren schien, musste er wenigstens einen Teil seiner Sammlung in Sicherheit bringen. Er hatte beschlossen, den größten Teil nach Holstein in ein sicheres Versteck bringen zu lassen. Von Adalbert. Der hob gerade den Kopf und schaute Göring mit gerunzelter Stirn an.

»Was ist vorbei?« fragte er.

»Alles ist vorbei! Der verdammte Krieg, Deutschland, einfach alles!« Göring spuckte die Worte aus, als seien sie vergiftete Kost.

»Das sagt Hitler?!« Adalberts Stimme klang ungläubig.

»Nein, natürlich nicht. Er ist immer noch der Überzeugung, daß Deutschland den Krieg gewinnen wird.« Göring stöhnte und setzte sich schwerfällig zu Adalbert an den Lesetisch. »Aber sieh doch selbst, die Russen stehen kurz vor Berlin, im Westen sind die Amerikaner einmarschiert und die Engländer bombardieren unsere Städte in Schutt und Asche.«

»Hitler wird nicht aufgeben«, antwortete Adalbert. »Niemals!«

Der Reichsmarschall beugte sich über den Tisch und schaute Adalbert tief in die Augen. »Du und die Wehrmacht, ihr müsst mir helfen. Ich fliege heute Nacht noch nach Berchtesgaden und kann mich um einige wichtige Dinge hier nicht mehr kümmern.«

»Selbstverständlich! Was kann ich tun?« Adalbert sah Göring nun mit wachem Blick an.

»Was ich dir jetzt sage, muss unter uns bleiben, zum Wohle des deutschen Volkes! Schwörst du das?« Göring war ernst. Er wusste, daß er Adalbert vollkommen vertrauen konnte. Dennoch wollte er die Bestätigung noch einmal aus dessen Mund hören.

»Selbstverständlich schwöre ich, alles zu tun, um Hitler und dem deutschen Volk zu helfen.«

»Der Führer hat mich beauftragt, den deutschen Reichsschatz zu sichern, vorsichtshalber, damit er den Russen nicht in die Hände fällt.«

Göring sprach nun sehr leise, so als würde er Mithörer fürchten.

»Ich höre ...?!«

»Ich habe auf Befehl Hitlers einen großen Teil des deutschen Reichsschatzes sicherstellen lassen. Nun bitte ich dich, diesen gut zu verstecken.«

»Wohin soll ich ihn bringen?«

Adalbert war gewohnt, zu gehorchen. Er hatte in den letzten Jahren häufig erlebt, wie wertvolle Schätze nach Carinhall gebracht oder von dort weggefahren worden waren.

»Bring ihn zum Gut Trenthorst bei Lübeck. Das Gut gehört Philipp Fürchtegott Reemtsma. Du weißt schon, dem, der die Zigaretten herstellt. Er weiß bereits Bescheid und kümmert sich um das Versteck. Alles wird bereit sein, wenn du den Schatz bringst.«

*

Göring hatte eine Weile geschwiegen, in Gedanken versunken. Er und Philipp Fürchtegott Reemtsma kannten sich schon lange. Reemtsma schuldete Göring etwas, weil dieser seiner Firma 1934 geholfen hatte, etwas gegen die SA-Kampagnen zu unternehmen. Mit Görings Hilfe war der Zigarettenfabrikant reich geworden, durch das Monopol in der Nazizeit, vor allem während des Krieges. Göring selbst brauchte sich nicht zu beklagen, er hatte viele Millionen davon abbekommen. Er vertraute aber trotz dieser Mitverdienste fest darauf, daß Philipp F. Reemtsma ihm treu verbunden war. Er war sicher, der Mann hatte das

Herz an der rechten Stelle, war ein strammer Unterstützer der Nazis. Auf ihn konnte er sich verlassen.

Görings Blick fiel durchs Fenster. Trenthorst ist wirklich ein angenehmer Ort, dachte er, erinnerte sich an so manche Jagd und an lange, durchzechte Nächte. Vor einigen Wochen hatten er und Reemtsma sich auf dem Gut getroffen und den Plan mit dem Reichsschatz ausgeheckt. Wenn der Krieg erst vorbei sein und wieder Ruhe eingekehrt sein würde, dann sollte der Schatz helfen, Deutschland wieder aufzubauen - so hatten sie es sich zumindest gegenseitig eingeredet.

Adalbert Weber war nun äußerst interessiert. Schätze waren auch seine Leidenschaft. »Um was handelt es sich genau?«

»Um eine ganze Menge«, sagte Göring. Nach kurzer Bedenkpause fuhr er fort. »Um hundert und zwanzig Tonnen Gold, fünfzig Kisten mit Diamanten, Kunstgegenstände und sonstigen Schmuck, um genau zu sein. Bedeutende Kunstwerke, darunter das Bernsteinzimmer aus dem Königsberger Schloss ...«. Göring hatte keine Scheu, das alles offen und ehrlich zuzugeben. Adalbert würde es sowieso herausbekommen und er brauchte dessen vollkommene Unterstützung.

»Alle Achtung!« rief Adalbert überrascht. »Das ist wirklich eine ganze Menge.«

»Es sind insgesamt sechzig Lastwagen voll.« Diese Zahl ließ Göring erst einmal wirken. »Sie stehen hier auf dem Landsitz, getarnt und abfahrbereit. Hundert Soldaten und die Fahrer warten nur noch auf dich. Ich bitte dich: Fahrt heute Nacht gleich los.«

«Sechzig Lastwagen und der ganze Schatz ...« Adalbert Weber war nun wirklich überrascht. »Und ich soll heute Nacht schon losfahren?«

»Ja, um Mitternacht!« Göring stand auf und reichte Adalbert einen Umschlag. »Hier drin ist eine Karte mit dem Weg. Du fährst über Landstraßen. Dein Ziel ist die Sprengstofffabrik in der Uckermark. Dort gibt dir der Leiter eine Wegbeschreibung für die nächste Etappe. Bis nach Trenthorst wird es mehrere Stationen geben, du wirst dich an

jeder etwas länger aufhalten, zur Tarnung, und rund acht Tage unterwegs sein. Ihr fahrt immer nur nachts.«

Das Gespräch war beendet. Göring nickte Adalbert zu. Dann ging er wortlos aus dem Raum, um zu packen.

Adalbert stand ebenfalls auf, langsam und etwas weich in den Knien. Er war daran gewohnt, daß Göring ihm schwierige Aufgaben stellte, aber das hier war mit Abstand die größte Herausforderung seines Lebens. Seufzend verließ er den Raum. Minuten später saß er im Fond des Mercedes und wies seinen Fahrer an, zu den versteckten Lastwagen zu fahren, von denen Göring gesprochen hatte.

Im Nu war dort alles in Bewegung. Wie aus dem Nichts waren Fahrer und Soldaten aufgetaucht. Auf leisen Sohlen entfernten sie die Tarnung, bestiegen schweigend die Gefährte.

Die Uhr schlug genau zwölf, als die Kolonne sich langsam in Bewegung setzte.

Mittwoch, 2. Mai 1945 – Auf dem Acker in Wolmenau

Fritz konnte nicht schlafen. Es war tiefste Nacht und der Mond schien durch ein kleines Fenster auf sein Bett. Er hörte, wie Kampfflieger über Trenthorst hinweg flogen, laut, tief und beängstigend. Wohin sie flogen, wusste er nicht, aber Gutes bedeuteten sie gewiss nicht. Vielleicht waren es deutsche Kampfflieger, die nach England flogen, oder britische Flieger, die deutsche Städte angriffen.

Fritz hatte selbst erlebt, wie die feindlichen Kampfflieger Bomben auf seine Heimatstadt Lübeck geworfen und die Innenstadt in Schutt und Asche gelegt hatten. Von seinen Eltern hatte er gehört, daß auch Berlin, Hamburg und viele andere deutsche Städte zerstört worden waren. Fritz hasste die Kampfflieger. Er hasste die Geräusche, die ihm Angst machten. Vor allem aber hasste er die Bomben, die sie an Bord hatten.

Die Kampfflieger flogen immer nachts. Sie waren nicht zu sehen, nur zu hören. Er wusste nicht, ob es die deutschen oder feindlichen Bomber waren. Irgendwie war es fast schon egal. Er wusste nur, daß dort oben entweder Angst oder Hoffnung flogen, je nach Sichtweise.

Der Krieg ging nun schon so lange. Alle sagten, daß es bis zu seinem Ende nicht mehr lange dauern könne. Wenn das nur wahr wäre ...! Fritz konnte sich schon fast nicht mehr an die Zeit vor dem Krieg erinnern, so lange ging er schon. Er war zwölf Jahre alt. Er konnte sich gar nicht mehr vorstellen, wie es ohne Bomben, dunkle Nächte, Hunger, weinende und ängstliche Menschen, Tote und Verletzte, Sirenenalarm, Soldaten, Panzer und vor allem ohne Hitler sein konnte. Aber er war sich sicher, es konnte nur besser sein. Er sehnte Frieden mehr als alles andere herbei.

Fritz war nach dem letzten Luftangriff auf die Lübecker Innenstadt mit seinen Eltern und seinen drei Geschwistern nach Trenthorst geflohen, zu Onkel Willi. Der arbeitete auf dem riesigen Gut im Kuhstall als Melker. Er und seine Familie wohnten hier in einem kleinen Häuschen mit Schuppen und einem großen Gemüsegarten.

Trenthorst lag rund zwanzig Kilometer westlich von seinem Lübecker Elternhaus. Bis zur Trave, dem schmalen Fluss, war es nicht weit. Der floss , scheinbar völlig unbeeindruckt vom Krieg, langsam durch die leicht hügelige Landschaft Holsteins, durch Lübeck hindurch, in Richtung Ostsee.

Fritz erinnerte sich noch genau an ihre Ankunft. Früher war er oft den ganzen langen Weg zu Fuß gegangen, um seinen Onkel zu besuchen, und es war ihm leicht erschienen. Dieses Mal aber würden sie bleiben und hatten viel Gepäck dabei. Der Fußmarsch dauerte fast einen halben Tag lang. Fritz und seine Familie kamen kurz vor Einbruch der Dunkelheit völlig erschöpft auf dem Gut an.

Das Dorf Trenthorst war vielleicht für die Bomben zu klein und unbedeutend, aber das landwirtschaftliche Gut Trenthorst war riesig. Es ge-

hörte einem reichen Hamburger. Der hieß Philipp Fürchtegott – ja, tatsächlich war das sein zweiter Vorname – Reemtsma. Wer und was er eigentlich war, wusste Fritz nicht. Er wusste nur, daß er bedeutend und reich war; Fritz und seine Familie dagegen waren unbedeutend und sicherlich nicht reich. Es war ihm eigentlich auch egal, Hauptsache, er und seine Familie konnten hier auf dem Gut wohnen.

Hier gab es so viele Tiere, vor allem Milchkühe, Schweine und Pferde. Das gefiel Fritz. Gleich nach ihrer Ankunft rannte Fritz zum großen Kuhstall, um Onkel Willi beim Melken zuzuschauen.

Der Stall war riesig und eng belegt. So viele Kühe und Kälber, staunte Fritz immer wieder. Ein Teil der Tiere war rotweiß, der größte Teil aber schwarzweiß gemustert. Die Kühe muhten meistens leise vor sich hin und kauten.

»Sicher zweihundert Kühe?«, schätzte Fritz.

»Mehr!«, sagte Onkel Willi.

Die Tiere waren in Reih und Glied an Ketten angebunden und warteten darauf, daß Onkel Willi und die anderen Melker sie molken.

»Darf ich auch mal?«, fragte Fritz.

Onkel Willi lachte. »Na gut, dann versuch mal dein Glück.«

Boah, war das anstrengend. Fritz schaffte es mit seinen kleinen Händen nicht, auch nur eine Kuh fertig zu melken. Er bekam mächtigen Respekt vor den Melkern mit ihren großen und starken Händen. Jeder von ihnen musste zwanzig Kühe melken, und das zweimal am Tag. Jeden Tag.

»In den letzten Wochen sind sogar noch Kühe dazugekommen«, erklärte Onkel Willi, der gerade im gleichmäßigen Rhythmus eine Kuh molk, als sei das gar nicht anstrengend. Fasziniert sah Fritz ihm zu.

»Sie sind vor einigen Wochen aus Dummerstorf gebracht worden. Das liegt bei Rostock«, ergänzte Onkel Willi. »Sie sind zu Fuß hergetrieben worden und kamen völlig abgemagert an. Viel Milch geben sie nicht.«

*

Abends saßen sie dann alle zusammen in Onkel Willis Wohnstube, aßen und redeten viel. Tante Lizzy hatte einen kräftigen Steckrüben-eintopf gekocht, sogar ein Stück Speck war drin. Alle hatten großen Hunger und Fritz lief schon beim Gedanken daran das Wasser im Munde zusammen. Vom Eintopf blieb nicht ein Löffel voll übrig.

Bislang hatte der Krieg Trenthorst verschont. Onkel Willi sagte, das Dorf sei zu klein und unbedeutend, um Bomben abzubekommen. Der Krieg schien weit weg zu sein. Es ist gut, hier zu sein, dachte Fritz.

Onkel Willis Schuppen war provisorisch als Schlafräum hergerichtet worden. Es war zwar eng, kalt und nicht sehr wohnlich darin, aber hier waren sie erst einmal sicher. Und sie hatten zu essen. Fritz gefiel es in Trenthorst viel besser als in den letzten Monaten zu Hause in Lübeck. Tagsüber spielte er mit seinen Geschwistern, seinem Cousin Albert, der schon vierzehn Jahre alt war, und ein paar Dorfkindern. Sie hatten viel Platz und keine Angst. Es fühlte sich fast so an wie Ferien und Abenteuer. An Schule oder Lernen dachte zurzeit niemand. Fritz fand das nicht schlimm, ganz im Gegenteil.

Bald schon kannte Fritz sich gut aus. Auf dem Hof gab es viele Arbeiter, die meisten davon Männer. Sie waren mit dem Versorgen der Tiere, dem Verarbeiten der Milch, dem Reparieren von Geräten und Gebäuden oder in der Küche und im Haushalt des Guts- und Herrenhauses beschäftigt. Fritz hatte den Eindruck, daß es unglaublich viel Arbeit gab, die erledigt werden musste. Alle hatten von Sonnenaufgang bis spät abends immer irgendetwas zu tun.

Viele Arbeiter sahen gar nicht wie Deutsche aus. Sie sprachen auch kein Deutsch. Albert sagte, daß es Kriegsgefangene seien, die aus Polen oder Russland gekommen waren. Die Gefangenen wurden von den deutschen Arbeitern streng bewacht, einige hatten sogar Ketten an den Füßen, damit sie nicht weglaufen konnten.

»Wenn sie weglaufen, wer sollte dann die Arbeit machen?«, antwortete Onkel Willi, als Fritz ihm bei einem weiteren Besuch beim Melken fragte. »Viele der deutschen Männer, die hier sonst arbeiteten, sind an der Front oder gefallen. Die Gefangenen müssen nun deren Arbeit machen.«

»Aber wieso müssen sie das, wenn sie nicht wollen?«, fragte Fritz.
»Sie gehören euch doch nicht.«

»Weil es trotzdem irgendwie logisch ist. Denk doch mal nach.«

Fritz überlegte noch einen Moment lang, ob die Gefangenen nicht einfach nach Hause zu ihren Familien geschickt werden konnten, aber dann gab er es auf. Es stimmte ja: Auf dem Hof gab es einfach mehr als genug zu tun.

*

Es war Anfang Mai, der Frühling kam mit großen Schritten, und die Wiesen und Bäume wurden grün. Auf dem Hof war viel los, wenn die Sonne schien, so wie in den letzten Tagen. Die Arbeiter begannen, die Äcker zu pflügen und die Saat einzubringen. Fritz staunte über die riesigen Pferde, die die schweren Ackerwagen und Pflüge zogen. Sie waren viel größer als die Pferde in der Stadt. "Holsteinisches und Polnisches Kaltblut" nannten die Arbeiter sie. Es gab auch viel zu ackern und die vielen Pferde und Arbeiter kamen anscheinend nur langsam voran.

Fritz lauschte in die Nacht hinein, es musste Mitternacht sein. Geisterstunde! Plötzlich zuckte er zusammen. Da war doch was! Draußen

hörte er Schritte. Dann klopfte es leise ans Fenster über seinem Bett. Kein Geist, es war sein Cousin Albert. Der war ein echter Haudrauf. Fritz bewunderte ihn.

»Johannes? Fritz? Seid ihr wach?«

»Psst! Die anderen schlafen. Weck sie nicht!«, flüsterte Fritz. »Was ist denn?«

»Hier draußen passiert irgendwas. Ich will mir das anschauen. Willst du mit?«

»Klar. Warte einen Moment. Ich muss mir nur schnell was anziehen.«

Fritz stupste seinen älteren Bruder Johannes an, mit dem er das Bett teilte. Der drehte sich grummelnd weg. Fritz ließ ihn schlafen. Es konnte ja ein Abenteuer alleine mit Albert werden, über das er Johannes dann stolz würde berichten können.

Im Schummerlicht des Mondes stieg Fritz schnell und leise aus dem Bett und schlich zur Tür, die in den Vorraum der Scheune führte. Er öffnete sie vorsichtig, um niemanden zu wecken, und zuckte zusammen, als die Scharniere, die die einfache Holztür in den Angeln hielt, quietschen. Mit angehaltenem Atem lauschte er. Niemand rührte sich. Fritz huschte durch den Türspalt. Im kalten Vorraum zog er seine Schlafsachen aus und seine warme Hose, Socken, Hemd und Pullover an. Er stieg in seine Stiefel und nahm seinen Mantel vom Haken an der Holzwand. Es war immer noch sehr kalt in diesem April, hier auf dem Lande. Leise öffnete er die Tür.

Draußen standen Albert und Alexander. Ihr Atem dampfte.

Alexander war der beste Freund seines Cousins Albert. Er war zwölf Jahre alt, so wie Fritz, und wohnte mit seiner Mutter im Herrenhaus. Sie arbeitete als Köchin für die Familie Reemtsma. Die beiden bewohnten ein kleines Zimmer im Anbau für die Bediensteten.

Draußen gab es nur schummeriges Mondlicht mit vereinzelt Wolken. Wenn sie den Mond abdeckten, wurde es ganz dunkel, ansonsten war der Halbmond hell genug, um draußen etwas sehen zu können,

auch ohne künstliches Licht. Das war ebenso wie offener Feuerschein seit längerem verboten, um den Kampffliegern kein sichtbares Angriffsziel zu bieten. Hier auf dem Lande war es nachts aber auch ohne Fliegeralarm meistens dunkel. Künstliches Licht wurde trotzdem nicht gebraucht. Die Leute schliefen, wenn es dunkel war.

Nur im Herrenhaus war manchmal auch abends oder nachts Licht an, wenn die Familie Reemtsma oder Gäste da waren. Von draußen war das aber nicht zu sehen, da die Fenster mit dicken Vorhängen verdunkelt waren. So war es Vorschrift, wegen der Bomber aus England.

»Was ist denn jetzt?« fragte Fritz.

»Es sind heute Nacht ganz viele Lastwagen gekommen. Die stehen alle auf dem Acker hinter dem Wald. Ganz viele Männer sind ausgestiegen. Die machen da irgendwas.«

»Da, wo wir gestern gesehen haben, daß sie ein großes Loch graben?«

Albert nickte.

*

Fritz hatte gestern den Onkel gefragt. Der wollte erst nichts verraten, dann tat er es doch. Bereits vor einigen Tagen seien Soldaten mit Kriegsgefangenen gekommen. Sie hätten auf dem großen Acker am Waldrand ein riesiges Loch gegraben, mit Schaufeln, Schubkarren und auch bloßen Händen.

Fritz hatte gelernt, daß es keinen Zweck hatte, etwas von den Erwachsenen erfahren zu wollen, wenn diese nicht antworten wollten. Das war bei vielen Dingen so gewesen, die er in den letzten Jahren gefragt hatte: Warum gab es Krieg? Warum verlor Deutschland? Was waren das für Leute, die wie Tiere in Zügen und Lastwagen durch Oldesloe fuhren? Gewinnt Deutschland den Krieg? Sind Onkel Bernd und Ewald tot? Erwachsene verschwiegen viel. Er war froh, als Onkel Willi

dann doch auspackte, fast freiwillig, als sei er froh, darüber sprechen zu können.

*

Fritz und Albert hörten Alexander gespannt zu, was er am Abend im Herrenhaus beobachtet hatte.

»Ich musste bedienen, beim Abendessen. Der Gutsherr hatte Gäste. Reichsmarschall Göring war dabei. Ich kenne ihn. Der war schon öfter hier. Die anderen Männer waren wohl Mitarbeiter von ihm. Sie schwiegen meist und nickten nur, wenn sie angesprochen wurden. Den ganzen Abend lang waren sie in ernste Gespräche vertieft. Obwohl sie viel Bier und Schnaps tranken, wurde nicht - wie sonst - laut geredet, gelacht oder betrunken herumgegröht. Sie saßen alle ganz ernst im Schummerlicht zu Tisch, rauchten die Zigarren des Hauses und diskutierten.«

»Über was haben sie denn geredet?«, fragte Fritz neugierig.

»Ich habe nicht alles mitbekommen, aber ich konnte heraushören, daß es um eine Mission ging und um fremde Länder, wo sie hinfahren sollten. Sie sprachen von der Schweiz, Österreich, aber auch Amerika und Afrika. Was sie dort sollten, konnte ich aber nicht verstehen.«

Alexander erzählte weiter, daß um kurz vor zweiundzwanzig Uhr alle Gäste im Herrenhaus ins Bett gegangen seien. Als auch er gerade in den Anbau zu seiner Mutter hatte gehen wollen, sah er, daß Reichsmarschall Göring allein vor die Haustür ging, anstatt den Weg auf sein Zimmer zu nehmen.

»Und auf dem Karree gegenüber standen ein Mercedes und mehrere Lastwagen mit laufenden Motoren. Göring ist dann zum Mercedes geeilt und eingestiegen. Schnell fuhr der Wagen vom Innenhof. Die Kolonne der Lastwagen folgte ihm. Ich bin sicher, sie wollten zu diesem Loch.«

»Komm, lass uns nachsehen, was die dort machen!«, flüsterte Albert. Er ging bereits los in Richtung Wald, der hundert Meter hinter dem Haus anfang. Fritz und Alexander folgten ihm leise und schnell.

*

Nach einer halben Stunde waren sie am anderen Ende des dunklen Waldes angekommen. Sie versteckten sich am Waldrand in einem trockenen Graben, so daß sie alles sehen, aber selber nicht gesehen werden konnten.

Als sich die Aufregung etwas gelegt hatte, griff Alexander in seine großen Jackentaschen und holte ein Brot und ein Stück Schinken heraus. Mit einem Messer teilte er beides in drei Teile und gab Albert und Fritz davon ab.

Kauend versuchte Fritz, die Zahl der Gefangenen zu schätzen. Es waren sicher hundert, alles junge Männer. Sie wurden von vielleicht zehn Soldaten streng bewacht und lagerten auf dem Acker unter einfachen Zeltplanen und primitiven Verhältnissen. Die Soldaten hatten es mit einer Feldküche, Toiletten, Tischen und Stühlen besser.

Albert, Alexander und Fritz hörten Stimmen, die hektisch und streng Befehle gaben. Auf dem Feldweg am anderen Ende des Ackers – vielleicht zweihundert Meter entfernt – sahen sie viele Lastwagen, Autos und Motorräder stehen, deren Scheinwerfer bis zum Waldrand leuchteten.

Die Gefangenen trugen Kisten von den Lastwagen in das große Loch in der Mitte auf dem Acker, keine hundert Meter entfernt von Alexander und seinen Freunden. Um die Gefangenen herum standen die Soldaten mit Maschinengewehren und trieben sie an.

Am Rand des Loches standen ein schwarzer Mercedes und ein Mann in einem langen schwarzen Ledermantel. Er schien der Chef zu sein, tat aber eigentlich nichts, sondern beobachtete alles nur sehr genau. Er

strahlte selbst über die große Distanz bis zum Versteck der drei Jungen eine große Autorität und auch Finsternis aus. Fritz hatte Angst vor ihm. Nicht auszumalen, was er alles mit ihnen machen würde, wenn er sie entdeckte.

»Was tun die da?«, flüsterte er.

»Keine Ahnung. Die vergraben da was. Viele Kisten.«

»Und was soll da drin sein?«

»Keine Ahnung, sicher etwas Wertvolles. Gold vielleicht oder Waffen. Oder beides.«

Fritz sah, wie einer der Gefangenen stürzte. Die Kiste, die er trug musste sehr schwer sein.

Peng!

Peng!

Die drei Jungs zuckten zusammen. Das gab's doch nicht: Der Gestürzte war von einem Soldaten erschossen worden, einfach so. Rückwärts fiel er in das Loch, auf die ganzen Kisten, die dort reingetragen worden waren. Keiner kümmerte sich um ihn. Er wurde einfach liegengelassen, während das Loch mit weiteren Kisten gefüllt wurde.

»Hast du das gesehen?« Albert war totenblass geworden.

»Der hat ihn einfach erschossen und liegen gelassen.« Fritz hatte die Hosen gestrichen voll.

»Lass uns abhauen!«, sagte Alexander.

»Quatsch, die sehen uns hier doch nicht. Ich will wissen, was die da machen.« Albert war so mutig, fand Fritz.

Nach einer weiteren Stunde schien alles in das offenbar riesige Loch getragen worden zu sein. Fritz konnte immer noch nicht sehen, wie hoch es mit den Kisten und sonstigen Sachen gefüllt war. Dafür hörte er etwas. Der Mann mit dem langen schwarzen Mantel befahl den Sol-

daten, das Loch zuzuschütten. Diese befahlen den Gefangenen brüllend, Schaufeln und Schubkarren zu holen. Sie werden sicher die ganze Nacht brauchen, dachte Fritz.

*

Es war Hermann Göring, der am Loch stand und das Vergraben des Schatzes beobachtete. Er war gestern Nachmittag mit einer Stucka aus Bayern nach Hamburg gekommen und mit Reemtsma umgehend nach Trenthorst gefahren. Er wollte diese wichtige Aktion selber überwachen.

Beide waren seit ihrer Absprache wegen des Schatzes mehrmals in Trenthorst gewesen und hatten alles durchgeplant. Göring hatte Reemtsma eingeschworen, nichts zu verraten, und hatte ihn daran erinnert, daß er ihm etwas schuldig war.

Reemtsma wusste, daß er Göring nicht enttäuschen durfte. Wem etwas misslang, der wurde häufig genug mit dem Tod bestraft. Nicht nur er, sondern auch seine Familie würde dann leiden und wohl qualvoll sterben. Göring lächelte. Reemtsma weiß, daß ich Häscher überall habe, dachte er zufrieden. Ihnen zu entgehen, ist nicht möglich.

Er zündete sich eine Zigarette an. Sie stammte selbstverständlich aus der Fabrik von Reemtsma. Er dachte daran, daß er Reemtsma reich gemacht hatte. Nun würde er auf dessen Acker seinen riesigen Nazi-Schatz vergraben. Eine Hand wäscht die andere.

Der Feldmarschall war froh, wenn diese Nacht bald vorüber wäre. Es würde sicher noch bis kurz vor dem Morgengrauen dauern, bis alles erledigt war und im wahrsten Sinne des Wortes Gras über die Sache wachsen konnte.

Er schnippte den aufgerauchten Zigarettenstummel ins Loch und dachte an die nächsten Schritte. Die Gefangenen würden Flachs - das

einziges Saatgut, das sie in dieser schweren Zeit hatten auftreiben können - auf dem gesamten Acker einsäen. Dann würden alle - Gefangene und Soldaten - auf die Lastwagen steigen und über die Autobahn nach Hamburg zu fahren.

Es würde sie eine Überraschung erwarten. Die Gestapo würde sie anhalten und alle erschießen, auch die Soldaten und die Fahrer. Selbst die Lotsen und Fahrer mussten mit dem Leben für diesen Auftrag bezahlen. Der Schatz und sein Versteck sollten geheim bleiben. So war es am sichersten.

Göring selber hatte heute Nacht Adalbert Weller – seinen vertrauten und loyalen Organisator der ganzen Aktion – erschossen, von hinten, auf dem Weg zum Acker. Genickschuss, sofort tödlich. Es tat Göring zwar leid, aber anders ging es nicht. Adalbert lag nun unter einem Haufen Laub. So schnell würde ihn niemand finden.

Auch um die Bewohner des Gutes würde er sich kümmern müssen. Es waren zu viele neugierig geworden, was sie hier trieben. Besser war es, keine Mitwisser zu haben. Göring kannte keine Skrupel, wenn es um seine Kunst und seinen Wohlstand ging. Er wusste nur eines: Er selbst musste am Leben bleiben, um den Schatz irgendwann wieder zu bergen. Gerade waren sie aber alle hinter ihm her. In Berchtesgaden hatte sogar Hitler selbst ihn ins Gefängnis gesteckt, angeblich weil er ihn verraten haben sollte. So ein Unsinn, dachte er. Hitler hat uns verraten.

Nun hatte der Führer sich vor einigen Tagen das Leben genommen – was bislang nur wenige wussten. Seitdem war er frei. Dafür waren nun die Amerikaner, Briten, Franzosen und Russen hinter ihm her. Es würde nicht lange dauern, dann würden sie ihn finden und festnehmen. Er musste untertauchen, so schnell wie möglich.

Wenn alles klappte, musste er im sicheren Versteck nur warten, bis der Krieg vorbei und die Zeit reif sein würde, den Schatz wieder zu heben, für das deutsche Vaterland, wie er Reemtsma gegenüber behauptete. Oder für mich selbst, dachte er lächelnd.

Die Briten standen in Schleswig-Holstein kurz vor dem Einmarsch und vielleicht würde es ja nie wieder ein deutsches Reich geben. Wie viel Zeit er noch hatte, wusste er nicht, aber es würden nur Tage, vielleicht nur noch Stunden sein. Es wurde knapp.

Wie lange er sich würde verstecken müssen, in Deutschland oder im Ausland, das wusste er auch nicht. Er wusste nur, daß der Schatz so riesig war, daß jede Regierung, jeder Bandit, jeder Mitwisser versuchen würde, ihn für sich zu bekommen. Deswegen musste alles äußerst geheim sein. Tote waren dabei selbstverständlich.

Göring steckte sich noch eine Zigarette an, stieg in seinen Mercedes und fuhr zufrieden ins Herrenhaus zurück. Er hatte einen langen Tag gehabt und wollte nun ins Bett.

*

Während Göring zurück in das Dorf Trenthorst fuhr, kauerten Fritz, Albert und Alexander noch immer im Graben und beobachteten voller Angst, aber auch voller Neugier, wie die Soldaten und Gefangenen das Loch zuschaukelten.

»Lass uns abhauen! Ich habe genug gesehen«, flüsterte Alexander.

Fritz und Albert nickten.

Schweigend schlichen sie durch den Wald zurück nach Hause.

»Gut, daß wir nicht entdeckt worden sind«, flüsterte Fritz schließlich.

»Lass uns schwören, daß wir niemandem etwas von dieser Nacht erzählen.«

*

Aufgeregt, wach und doch erschöpft schlüpfen die drei in ihre Betten. Keiner aus ihren Familien hatte mitbekommen, daß sie weg gewesen waren.

Sie wussten es noch nicht, aber sie sollten sich sehr lange Zeit nicht wiedersehen.

Morgens hörte Fritz Motorengeräusche. Das mussten die Lastwagen mit den Soldaten und Gefangenen sein, dachte er. Wo die nun hinführen, konnte er sich nicht vorstellen.

*

Die Fahrer der Lastwagen hatten die Order, über die Autobahn 1 nach Hamburg zu fahren. Auf den Ladeflächen saßen die erschöpften Gefangenen, bewacht von den Soldaten.

Sie waren gerade auf die Autobahn gefahren, als sie angehalten wurden. Die Gestapo.

»Alle raus auskommen!«

Die Soldaten hatten keine Bedenken, es waren ja ihre Mitkämpfer für Deutschland. Sicher war es nur eine Routinekontrolle.

Sie stiegen alle aus. Soldaten und Gefangene.

»Sind alle draußen?«

»Jawohl, alle da.«

»Nachschauen!«

Die Männer rannten zu den Lastwagen, schauten überall hinein, auch unter die Decken und Sitze.

»Niemand mehr in den Lastwagen, Herr Oberfeldwebel.«

»In Ordnung. – Alle in der Reihe aufstellen! Gefangene auf der linken Spur, Soldaten auf der rechten.«

Alle stellten sich auf wie befohlen, umringt von den Gestapo-Leuten.

Der Oberfeldwebel machte sich gerade. »Anlegen! – Feuer.«

Sekunden später war die Autobahn rot vor Blut.

Die Gestapomeute kontrollierte, ob alle wirklich tot waren, dann gab es den Befehl, wieder in die Wagen zu steigen und wegzufahren.

Zurück blieben fast hundert Leichen, Futter für die Krähen.

Donnerstag, 3. Mai 1945 – Im Herrenhaus in Trenthorst

Als Alexander erwachte, hörte er Toiletten spülen – was für eine moderne Technik und Luxus, wunderte er sich immer noch - und Türen klappern. Er hatte lange nicht einschlafen können nach dem Abenteuer mit seinen Freunden. Müde zwang er sich aus dem Bett, um seiner Mutter im Herrenhaus beim Servieren des Frühstücks zu helfen. Seit Wochen gab es in der Küche keine anderen Bediensteten mehr und seine Mutter konnte jede Hilfe gut gebrauchen.

*

Eine Stunde später saßen der Gutsherr, Göring und vier andere, unbekannte Männer in der Lobby des Herrenhauses am Frühstückstisch, der unter dem riesigen Kronleuchter, der von der hohen Decke in der Mitte der Lobby hing, stand.

Die Lobby diente gegenwärtig als Esszimmer. Die noch herrlicheren Salons, die hinter den Türen in der Lobby lagen, wurden seit dem Herbst nicht genutzt, weil sie nicht abgedunkelt werden konnten. Seit

dem Herbst war es verboten, Licht ohne Abdunkelung anzumachen, um nächtlichen Fliegerangriffen keine Ziele zu bieten.

Alexander wartete im Hintergrund, unter der Treppe, wo die Tür zur Küche versteckt war, um bei Wunsch Tee nachzuschicken oder andere Wünsche der Gäste zu erfüllen. Er war stolz, hier bedienen zu dürfen.

Alexander war aber sicher, die Lobby war auch für reiche und mächtige Menschen – so wie Göring und Reemtsma – beeindruckend und angemessen. Es gab schöne bunte Fensterbilder, die pompöse Eichentreppe – unter der er nun stand – und einen in Marmor eingefassten Kamin, in dem ein Gemütlichkeit ausstrahlendes Feuer brannte.

Wie am Vorabend redeten Göring, Reemtsma und ihre vier Gäste sehr ernst und leise, während sie nun ihr Frühstück einnahmen. Es gab Brot, Butter, Marmelade, Käse, Wurst und Tee. Sicher waren die Herren normalerweise besseres gewohnt, aber in der jetzigen hungrigen Zeit war es ein gutes Mahl, wie es nicht viele auf ihren Frühstückstischen fanden. Alexander durfte meistens von den Resten naschen. Und es schmeckte immer hervorragend.

*

Alexander sah, wie Göring vier Briefumschläge aus seiner Ledertasche holte und auf den Tisch legte. Die Gespräche verstummten.

Reemtsma drehte sich um. »Alexander, hol frischen Tee. Lass dir ruhig Zeit.«

Mist, dachte Alexander. Er hätte zu gern gewusst, was in den Umschlägen war. Doch er nickte, eifrig und untertänig, drehte sich um und verließ den Raum. Ihm war klar, daß die Sache mit dem Tee nur ein Vorwand gewesen war, um ihn aus dem Raum zu schicken.

Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, schaute er sich um. Es war niemand in der Nähe. Das Herrenhaus war in den letzten Wochen sowieso fast immer leer gewesen. Früher waren die Familienmitglieder des Gutsherrn häufig am Wochenende aus Hamburg nach Trenthorst gekommen. Seit aber der Krieg auch in Hamburg tobte, war die Stadt und auch der Weg nach Trenthorst nicht mehr sicher. Nur noch die heutigen Gäste und seine Mutter waren im Haus.

Alexander konnte nicht anders. Mit wild klopfendem Herzen legte er das Ohr an die Tür, um zu lauschen.

Er erkannte Görings Stimme. »Meine Herren, es sind schwierige Zeiten, für unser Vaterland und auch für uns. Ich will ehrlich zu Ihnen sein. In den nächsten Tagen wird der Krieg zu Ende sein. Wir werden ihn verloren haben. Die Amerikaner, Russen und Briten werden uns besetzen, vielleicht sehr lange. Wie sind die Letzten, die später die schwere Aufgabe haben werden, unser Vaterland wieder aufzubauen.«

Göring machte eine Sprechpause.

Alexander lauschte angestrengt.

»Meine Herren, bitte,« Görings Stimme klang nun beschwörend. »Sie vier sind Agenten. Sie dienen Deutschland und unserem Führer, auf Leben und Tod. Das haben Sie geschworen und vielfach bewiesen. Sie kennen sich alle gegenseitig seit vielen Jahren und ich setze in Sie das größte Vertrauen, einen wichtigen Dienst für Deutschland zu tun, vielleicht Ihren letzten.«

Er holte noch einmal tief Luft.

»Es ist alles vorbereitet. Sie werden nach diesem Mittagessen auseinandergehen und sich sofort an Ihre Bestimmungsorte begeben. Absolut geheim, auf Umwegen, wenn nötig, mit neuen Namen und Lebensläufen. Dort werden Sie untertauchen. Nur einmal im Jahr werden Sie untereinander und mit dem gegenwärtigen deutschen Botschafter ihres jeweiligen Landes Kontakt aufnehmen, selbst wenn dieser nicht mehr im Amt sein sollte. Die Botschafter wissen nicht, wieso Sie vor Ort

sind, aber sie wissen Bescheid, daß Sie kommen. Sie werden mir alles berichten, was Sie ihnen mitteilen. Sie sind absolut vertrauenswürdig, so wie Sie selbst.«

»Nur eines dürfen sie den Botschaftern nicht erzählen, daß Sie die goldenen Uhren haben und wo sie sie versteckt haben. Nennen Sie sie einfach "Görings Geschenk", wenn sie etwas davon berichten müssen. Ansonsten können Sie eine gute und sorgenfreie Zeit verbringen, bis ich Sie zurückrufe, damit Sie mir die Uhren wiederbringen. Das kann Jahre dauern, viele Jahre. Heiraten sie, haben Sie Kinder, warten Sie einfach auf eine Nachricht von mir.«

Wieder machte Göring eine Pause. Dann fuhr er fort: »Meine Herren, in den Briefumschlägen, die ich Ihnen gebe, sobald ich Ihnen Ihre Aufgabe erklärt habe, findet jeder von Ihnen einen Brief mit Ihren jeweiligen geheimen Zielorten. Sie finden außerdem Ihre neuen Pässe und einen Schlüssel für ein Bankschließfach am Zielort. In diesen Schließfächern werden Sie ausreichend Gold für ein gutes Leben finden, dazu eine goldene Taschenuhr, die Sie wie ihren Augapfel hüten müssen.«

Göring musterte die Männer einen Moment lang schweigend.

»Alles, was Sie wissen müssen, steht in Ihrem Brief. Bitte lesen Sie alles aufmerksam und behalten es für sich. Dann verbrennen Sie noch hier Ihre Briefe und den Umschlag. Sie haben nur eine Aufgabe: Schützen Sie die Uhren, sobald Sie sie haben.«

Göring erklärte den Agenten, daß in der Mechanik der Uhren ein Geheimcode eingraviert wurde. Was er bedeutete, verriet er jedoch nicht. Göring traute niemandem. Auch seine besten Agenten sollten nicht wissen, daß eine Lagebeschreibung für einen Schatz dahinter steckte.

Seine Kryptographen in der Gestapo hatten eine ziemlich komplizierte und geschickte Methode für eine Verschlüsselung ersonnen, die Göring selbst erstaunte. Der Geheimcode verriet die Lage des Schatzes auf dem Acker in Trenthorst. Die Beschreibung, wo der Schatz zu fin-

den sei, konnte nur mit einem raffinierten Entschlüsselungs-Code verstanden werden, den er gut versteckt hatte. Auch dieser Code war für sich alleine nichtssagend.

Göring erklärte den Agenten weitere Details ihrer Aufgabe.

»Sobald Ihnen jemand den Rückkehr-Code "*Eugen Hoffmann aus Dresden ist mit dem Mädchen mit blauem Haar in Trenthorst und wartet auf Sie!*" mitteilt, wissen sie, daß ich oder mein Nachfolger Sie gerufen hat. Dann kommen Sie unverzüglich hierher zurück und warten auf Weiteres. Bringen Sie dann unbedingt ihren Uhren mit, damit wir den Schatz wiederfinden.«

»Wenn nötig, so vermachen Sie Ihre Uhr Ihrem erstgeborenen Erben und erklären ihm die Hintergründe.«

Görings Stimme änderte sich nun in einen drohenden Befehlston. »Bleiben Sie treu und redlich, dem deutschen Volk gegenüber. Sie wissen: Ich kenne Mittel und Wege, Sie jederzeit - egal wo auf der Welt - wiederzufinden, zurückzurufen oder auch zu eliminieren. Auch nach meinem Tod können Sie sicher sein, daß dieses gilt. Vergessen Sie das nie und teilen Sie das auch ihren Erben mit, wenn es erforderlich sein sollte.«

Alexander hörte aufgeregtes Murmeln.

»Disziplin, meine Herren! - Haben sie mich verstanden?«

Alexander hörte nun ein leiseres und zustimmendes Gemurmel, was wohl Zustimmung bedeutete. Was anderes war auch gar nicht vorstellbar.

*

Schweigend öffneten die Männer die Umschläge, nahmen Reisepässe und Bankschlüssel heraus und ließen sie in ihren Jacken oder Taschen verschwinden. Dann lasen sie den Zettel, der für sie bestimmt war.

Kurz darauf warf jeder seinen Brief und den Umschlag ins Kaminfeuer.

Sie wussten nun, wohin sie zu gehen hatten.

»Eines noch«, nahm sich Göring wieder die Aufmerksamkeit seiner Agenten. »Wie in dem Brief steht, möchte ich Sie bitten, sich einmal im Jahr zu treffen, um sicherzustellen, daß alle Uhren noch bei ihren Besitzern, bei Ihnen oder Ihren Erben, sind. Die Treffen sollen immer Silvester stattfinden. Das kann sich jeder merken. Den nächsten Treffpunkt müssen Sie jeweils beim Treffen vereinbaren, weil Sie ja nicht wissen, wo die anderen leben. Der erste Treffpunkt am kommenden Silvester wird in Villa Bavierra, in der Mitte von Chile sein, wie Sie in ihrem Brief gelesen haben.«

Alle nickten.

»Machen Sie sich nun schnellstmöglich auf den Weg zu ihren Bestimmungsorten. Heil Hitler!«

»Heil Hitler!«, riefen die Agenten und streckten die Hand zum Gruß. Dann verließen sie den Raum. Draußen warteten ihre Fahrer. Sekunden später starteten die Motoren.

*

Alexander hatte das Stühlerücken gehört und sich rechtzeitig von der Tür entfernt, um zur Küche zu schleichen und schnell den erwarteten Tee zu holen.

Als er zurückkam, das Tablett in den Händen balancierend, und mit dem Ellbogen die Tür zum Lobby öffnete, waren nur noch Göring und Reemtsma da. Alexander servierte ihnen schweigend und unterwürfig den Tee.

»Du kannst jetzt gehen, Junge!«, sagte Göring freundlich, als in den Tassen der Tee dampfte. »Wir brauchen dich nicht mehr.«

Alexander nickte, stellte die Teekanne wieder auf das Tablett und verließ erleichtert und schnell den Raum. Er hatte das Zittern kaum unterdrücken können, als er Göring den Tee einschenkte. Gänsehaut bedeckte seine Arme, Angst kroch ihm den Rücken hinauf. Dieser Mann war ihm unheimlich.

»Das wäre erledigt«, sagte Göring.

Reemtsma nickte nur, während er seinen Tee schlürfte.

»Wer wird schon eine schöne goldene Taschenuhr auseinandernehmen? Und wenn schon, der Code aus einer Uhr alleine reicht nicht für das Finden des Schatzes. Nur wenn die Lagedaten von allen Uhren und die Entschlüsselung vorliegen, ist es möglich, den Schatz zu finden.«

Göring hatte als einzigen Reemtsma eingeweiht. Nur sie beide kannten den Ort des Schatzes auch ohne Verschlüsselung. Für Philipp Fürchtegott Reemtsma hatte Göring deswegen einen besonderen Brief und eine eigene goldene Taschenuhr vorbereitet, die er ihm nun überreichen würde.

»Gut, daß wir nun alleine sind und alles fertig ist, Philipp. Nur ein Teil fehlt noch.«

Göring griff in seine Ledertasche. »Dieses ist die fünfte Taschenuhr, die einen Teil der Lagebeschreibung enthält, die verrät, wo der Schatz hier in Trenthorst vergraben ist. Auch habe ich dir eine Liste mit genauen Angaben über den Schatz erstellt. Die Agenten wissen nichts davon, nur du und ich.«

Er putzte sich die Nase. Dann fuhr er fort:

»Es werden fünf Uhren gebraucht, um den Schatz zu finden, nicht nur vier. Ohne die Entschlüsselung, die nur ich habe, können die Beschreibungen nicht verstanden werden.« Er sah Reemtsma tief in die Augen. Das Weiß darin war von tiefroten Adern durchzogen. Der Fabrikant sah sehr müde aus.

»Bewahre den Umschlag gut auf. Dort drin steht, wie der Schatzplan in den Uhren zu entziffern ist. Ohne die Uhren kann der Schatz nicht gefunden werden, und ohne diesen Brief können die Lagedaten nicht verstanden werden. Du weißt sowieso, wo der Schatz ist, also brauchst du den Brief gar nicht erst zu öffnen. Aber wenn mir und dir etwas zustoßen sollte, so muss sicher sein, daß Deutschland den Schatz finden kann. Verstecke den Brief gut und informiere deine Erben in deinem Testament, wo er zu finden ist.«

Nur zögerlich streckte Reemtsma die Hand aus. Es war, als müsse er sich einen Ruck geben. Endlich nahm er die Uhr und den Briefumschlag an sich.

Ob ihm bewusst geworden war, daß er tiefer in der Sache drinsteckte als gedacht? Egal. Göring war zufrieden mit sich. Alles war äußerst raffiniert geplant worden. Philipp Fürchtegott würde den Schatz niemals alleine suchen. Dafür war er viel zu sehr in Görings Schuld. Reemtsma würde wissen, daß sein Leben keinen Pfifferling mehr wert wäre, wenn er es wagen würde, ihn zu betrügen.

Die Kryptographen lebten nun nicht mehr. Nun waren sie beide die einzigen, die Bescheid wussten.

Ohne ein weiteres Wort verließen Göring und Reemtsma, die beiden seit 1933 eng miteinander verstrickten und verschworenen Nazis, den Raum. Seite an Seite gingen sie hoch in den ersten Stock, ohne ein Wort zu sagen. Es war alles gesagt, es war alles für die Zeit nach dem Krieg vorbereitet. Jeder ging in sein Schlafzimmer, um sich reisefertig zu machen.

Sie wussten nicht, daß es drei neugierige Jungs aus dem Dorf gab, die beobachtet hatten, wie und wo der Schatz vergraben worden war. Die brauchten weder Geheimcode noch Karte, um den Platz wiederzufinden und nachzuschauen.

Kurze Zeit später sah Alexander aus dem Fenster der Küche den Reichsmarschall davonfahren. Gut, daß er weg ist, dachte er. Nun war außer ihm selbst und seiner Mutter nur noch der Gutsherr im Haus. Der war in sein Lesezimmer gegangen und hatte die Tür geschlossen. Alexander ging wieder in die Lobby, um den Tisch abzuräumen und das Tablett wieder in die Küche zu bringen. Als er alles einsammelte, fiel sein Blick auf den leicht vor sich hin glimmenden Kamin.

Dort entdeckte er angebranntes Papier. Ängstlich schaute er sich um, aber niemand schien zu kommen. Er fischte vorsichtig und neugierig zwei halb verkohlten Zettel heraus. Ganz kurz nur schaute er drauf, dann steckte er sie in seine Hosentasche, ganz vorsichtig, damit sie nicht weiter kaputtgingen. Mit einem Tablett voller Geschirr ging er wieder in die Küche.

*

Am Abend des 3. Mai 1945, nur wenige Stunden nach Görings Abfahrt, bremsten britische Militärautos vor dem Herrenhaus. Der weiße Kies knirschte. Einige Soldaten standen auf den Ladeflächen der Wagen, Gewehre im Anschlag. Dann stieg ein Mann mit einer Zigarre aus, um an der imposanten Eingangstür des Herrenhauses zu klopfen. Alexander und seine Mutter, die die Wagen durch das Fenster hatten kommen sehen, trauten sich nicht zu öffnen.

Das Klopfen war lauter, fordernder geworden. Philipp Fürchtegott Reemtsma kam trotzdem die Treppe aus dem ersten Stock in die Lobby ruhig und gemächlich herunter.

Er öffnete die Haustür, hinter der der drängelnde Unbekannte klopfte und stand dann vor einem Soldaten. Dieser sah ihn nur kurz an. »Philipp Reemtsma?« fragte er mit britischem Akzent.

»Ja, der bin ich«, antwortete Reemtsma.

»Mitkommen. Sie sind verhaftet! Das Haus ist beschlagnahmt! Alle anderen müssen das Haus verlassen. Sofort!«

Zwei Soldaten nahmen Reemtsma in Gewahrsam und führten ihn zu einem der Autos. Andere drangen bereits an ihm vorbei in das Haus ein. Reemtsma war froh, daß er Görings Briefumschlag vorsorglich an einem geheimen Ort versteckt hatte. Dort würde ihn so leicht niemand finden. Dafür gab es viel zu viele gute Verstecke im Herrenhaus und drum herum.

Alexander und seine Mutter wurden noch in dieser Nacht auf ein Militärauto verladen und abtransportiert. Wohin, wurde ihnen nicht gesagt. Sie durften nur eine Tasche pro Person mit persönlichen Gegenständen mitnehmen. Beide Taschen wurden vor dem Einsteigen gefilzt. Mit kaum zu unterdrückender Wut sah Alexander, wie sein schönes Taschenmesser in der Tasche eines Soldaten verschwand. Seine Mutter hatte Tränen in den Augen, als sie ihr den Hochzeitsschmuck wegnahmen, eine silberne Halskette mit bunten Steinen und sogar ihren Ehering. Sie sagte aber nichts und wehrte sich nicht. Beide hatten höllische Angst.

Nicht nur Philipp Fürchtegott Reemtsma, Alexander und seine Mutter wurden umgesiedelt. Auch alle anderen derzeitigen Bewohner des Gutes in Trenthorst – Arbeiter, Familienangehörige, dort untergekommene Gäste – mussten in aller Eile ihr bisheriges Zuhause verlassen und durften nur das Nötigste mitnehmen.

Fritz konnte es nicht fassen, was mit ihm, seiner Familie und der seines Onkels geschah. Sie wurden aus ihren Häusern geholt, auf Militärlastwagen geladen und abtransportiert. Hoffentlich brachte man sie nicht in eines dieser Konzentrationslager. Bloß das nicht ...! Davon hatten sie viel gehört. Es hieß, die Nazis hätten sie gebaut, um die Juden aus dem Alltag der Deutschen zu entfernen. Fritz konnte nur hoffen, daß die Briten mit ihnen nicht so umgehen würden wie die Nazis mit den Juden.

Das gesamte Gut wurde für das britische Militär gebraucht und beschlagnahmt. Was in den Häusern zurückbleiben musste, verwendeten fortan die Soldaten. Es gab keinen Widerstand, alles ging ruhig und gesittet von statten. Um Mitternacht gab es auf dem gesamten Gut von Trenthorst keine Deutschen mehr.

Zu denen, die deportiert wurden, zählten auch Fritz und Albert mit ihren Familien.

Wie für alle anderen, so begann auch für sie eine unvorstellbare und leidensvolle Odyssee. Sie wurden von Lager zu Lager, von Ort zu Ort und von einem Lastwagen auf den nächsten über die Dörfer nach Norden gefahren. Überall war Zerstörung und Elend. Irgendwann wussten sie nicht mehr, wo sie waren. Sie warteten nur noch stoisch auf das nächste Essen, auf den nächsten Weitertransport. Nach Wochen kamen sie endlich in Neumünster an, wo sie länger bleiben sollten. Ein Flüchtlingslager mit vielen tausend Deutschen war nun ihre Heimat. Wie lange wohl ...?

Alexander und seine Mutter kamen nach Wochen erschöpft im zerstörten Erfurt an. Ihnen ging es schlechter als Fritz und seiner Familie.

In Erfurt gab es tausende von Flüchtlingen, aber keine Unterkünfte und auch nichts zu essen. Alle warteten darauf, irgendwo hingebacht zu werden. Egal wohin, nur weg aus dem Elend und hin zu einem Ort mit besserer Zukunft. Alexander und seine Mutter mussten in Erfurt bleiben, für sie würde es erst einmal keinen Ort mit besserer Zukunft geben. Die Sowjets hatten die Stadt übernommen, niemand kam von dort weg. Für Alexander und seiner Mutter folgten Jahre voller Hunger, Kälte, Hitze, Armut und Niedergeschlagenheit.

*

Am 8. Mai war der Krieg vorbei – Deutschland hatte ihn angefangen und verloren. Dazu viele Millionen Menschen – Feinde und Freunde.

Für viele bedeutete das Ende des Krieges ihre Befreiung und Erlösung. Für die Trenthorster und für viele andere Deutsche war es aber eine schändliche Niederlage, das Ende eines stolzen Gefühls als „Herrenmensch“ und ein schmerzlicher und mühsamer Neuanfang.

*

Selbst Philipp Fürchtegott Reemtsma konnte in der Nachkriegszeit nicht von Glück reden.

Reemtsma hatte glücklicherweise, und in der Vorahnung der Niederlage der Nazis, einige Zeit vor seiner Festnahme und dem Kriegsende, alle Dokumente vernichtet, die es über das Gut gab. Offiziell war es ein Brand, aber wer wusste das schon so genau. Für Reemtsma war es wichtig, daß niemand etwas dazu würde nachlesen können, wie es in Trenthorst zugegangen war. Die Kriegszeit war aus Sicht der späteren Siegermächte nicht gerade rühmlich für das Gut. Es hatte dort viele Kriegsgefangene und auch Gräueltaten gegeben. Alles war fein säuberlich dokumentiert worden. Reden würde niemand darüber, aber nachlesen sollte es auch keiner können. Verbrannt war besser als versteckt.

Nur der Brief, den er von Göring bekommen hatte, existierte weiter, gut versteckt im Herrenhaus. Reemtsma hatte keine Ahnung, wie er in der Besatzungszeit rankommen sollte, aber die Zeit würde es vielleicht möglich machen. Das Herrenhaus würde sicher nicht immer vom britischen Militär besetzt bleiben.

*

Reemtsma wurde vom Militärgericht zunächst als Nazi-Verbrecher angeklagt, dann aber doch freigesprochen, weil ihm nichts nachzuweisen war. Trotzdem konnte er die Zerschlagung und Enteignung seines Gutes nicht verhindern. Dafür war seine Rolle als Unterstützer und Nutznießer des Nazi-Regimes zu bedeutsam gewesen, auch wenn er sich persönlich an den Gräueln nicht beteiligt hatte. Es hieß, die großen Grundeigentümer hätten Hitler unterstützt; deshalb dürfe keiner mehr als 200 Hektar Land besitzen.

Das galt auch für Reemtsma. Das Herrenhaus, die großen Gutsgebäude, 660 Hektar landwirtschaftliche Fläche mit Wald, Häusern und allem was darauf war, musste er abgeben.

Geschickt wie er war, gab er alles an die "Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft", den Vorläufer der heutigen Max-Planck-Gesellschaft, eine staatlichen deutschen Forschungsgesellschaft.

Der Schatz war damit aber wieder im öffentlichen Eigentum, auch wenn noch kein funktionierender Staat existierte und niemand von dem Schatz aus der Nazizeit wusste.

Reemtsma hatte eine Weile ernsthaft darüber nachgedacht, den Schatz selbst zu bergen, doch dazu hatte er keine Rechte mehr. Es gab Schlimmeres. An Geld mangelte es ihm ohnehin nicht.

Selbst wenn irgendjemand den Brief von Göring finden würde – eher unwahrscheinlich – würde er nichts damit anfangen können. Dafür fehlten ja die goldenen Uhren der Agenten, die irgendwo, weit, weit weg, auf eine Botschaft warteten, die niemals kommen würde.

Göring war längst tot, von den Agenten hatte er nie wieder etwas gehört.

Kapitel 2: 1947

Sonntag, 20. April 1947 - Marktplatz von Neumünster

Fast ein Jahr lang hatte es gedauert, bis Fritz und seine Familie nach ihrer Odyssee durch so viele zerstörte Städte, in denen es so wahnsinnig viele Flüchtlinge gab, daß alles übervoll mit Menschen war, in Neumünster eine Nissenhütte zugewiesen bekommen hatten. Das war immerhin eine bessere Unterkunft als alles, was sie bisher angetroffen hatten, aber es war weit entfernt von „gut“. Nissen-Hütte, das klang wie Läuse-Hütte, fand Fritz. Aber der Name war zurückzuführen auf den kanadischen Ingenieur und Offizier Nissen, der diese Wellblechhütten als Notunterkünfte entwickelt hatten. Dennoch, das Leben dort hatte etwas von einem "Läuse-Leben". Fritz fühlte sich in diesen Hütten klein und irgendwie lästig, wie eine Plage für die Besatzer.

Im Winter waren die Hütten sehr kalt, weil es nur selten Kohle gab. Im Sommer war es kaum angenehmer. Das Wellblech heizte gewaltig auf, so daß man es an warmen Tagen in den Hütten einfach nicht aushalten konnte.

Auf fünfundvierzig Quadratmetern lebten sie mit zwei anderen Familien eng an eng. Zusammen waren sie über fünfundzwanzig Menschen. Konnte man das überhaupt noch Leben nennen, mit nicht einmal zwei Quadratmetern Wohnfläche pro Person. Im Lager gab es Tausende von Menschen in Hunderten von Hütten, und es wurden immer mehr. Täglich kamen Flüchtlinge aus dem Osten, dort wo die Russen jetzt das Sagen hatten. Niemand wusste, wie lange die Ströme noch anhalten würden. Immer wieder wurde gesagt, das Lager sei voll, ja übervoll. Und doch passten immer noch Menschen hinein. Das Elend war groß. Die Briten hatten wenig Interesse daran, ihren verhassten Gegnern das Leben angenehm zu machen.

Es gab keine ausreichenden Sanitäreinrichtungen, kein fließendes Wasser, keine befestigten Wege, alles war matschig und stank nach Abfall, Kohl, Kot, Urin und Tod. Läuse und Ratten waren überall.

Zu essen gab es Rationen, die niemanden satt machten. Im Gegenteil, sie machten noch hungriger, weil man mehr wollte, sobald man überhaupt etwas im Magen hatte. Man gönnte den anderen nichts. Wer konnte, suchte Essen, auf den Feldern, auf den Abfallhaufen der Briten, bei Nachbarn. Viele aßen in ihrer Verzweiflung Ratten, denn die gab es überall. Niemand war bereit, es zuzugeben, aber es gab einen regelrechten Rattenhandel im Lager.

Kriminalität war überall. Gewalt, Vergewaltigungen und Diebstahl gehörten zum Alltag. Es ging nicht um Lebensqualität, es ging ums reine Überleben. Durchfall war die wichtigste Todesursache, gerade von Kleinkindern. Auch Selbstmord war an der Tagesordnung, begangen von Menschen, die ein Leben ohne Hitler, den verlorenen Krieg und das Elend nicht mehr ertragen konnten.

In dieser eigentlich unerträglichen Atmosphäre wurden Fritz und seine Familie hart geprüft. Aber sie blieben zusammen, und das zählte. . Niemand aus der Familie starb. Was für ein unerhörtes Glück.

Der Krieg selbst und die eher noch härtere Zeit danach - mit Katastrophenwinter, zerbombten Städten, Hungersnot und dem Zigeunerleben der Wohnungslosen – steckte vielen in den Knochen. Besonders im letzten Winter war es schlimm gewesen. Extreme Kälte und immer nur Hunger. Es kam vielen so vor, als wolle Gott die Deutschen bestrafen. daß

Fritz hasste die Nissenhütten, die vielen Leute, das Lager, die Briten. Aber was sollte er tun? Sie durften ja nicht einfach irgendwo hingehen. Die Briten hatten da klare Vorstellungen. Und wenn, wohin? Zum beliebten amerikanischen Sektor war es weit, viel zu weit. Und es war nicht erlaubt, sich auf eigene Faust dorthin zu begeben. Die Städte waren zerbombt, die Dörfer und Städte voll mit Flüchtlingen. Ans Auswandern war nicht zu denken. Niemand wollte Deutsche aufnehmen,

wenn sie kein Geld oder besonderes Wissen hatten. Nazi-Größen, Wissenschaftler und Wirtschaftsbosse, ja, die waren im Ausland vielfach mit offenen Armen empfangen worden, aber einfache Leute – so wie Fritz und seine Familie –, die nichts hatten oder besonderes konnten, mussten im Dreck und Elend dahinvegetieren, sehen, wie sie überlebten, wo sie blieben..

Nur einige junge, schöne deutsche Frauen waren in einer besseren Lage, wusste Fritz. Viele heirateten britische Soldaten, schon in Mangel an deutschen Männern. Millionen waren im Krieg gefallen oder als Kriegsgefangene irgendwo verschollen. »Mit einem britischen Ehemann ist das Leben für die Frauen hoffnungsvoller und sicherer«, bekam Fritz von seiner Mutter zu hören, »aber ob es leichter ist, wer weiß das schon?«

Sie gestand ihm, daß sie selber schon daran gedacht hätte, schon um ihm eine bessere Zukunft zu eröffnen. Aber sie war verheiratet, mit einem kränklichen und depressiven Mann, und fühlte sich selber verbraucht und wertlos. Wer wollte so eine schon. Sie wäre wohl nur noch „zweite Wahl“ und für einen Neuanfang einfach zu müde. So leid es ihr auch tat wegen der verhinderten Chance für ihn.

Fritz hörte nur halb zu. Er war uninteressante fünfzehn Jahre alt und eben auch keine Frau, die sich einen Engländer, Franzmann oder Amerikaner angeln konnte. Er musste sich selbst durchschlagen.

Im Lager gab es nicht viel für junge Bengels wie Fritz und Albert zu tun. Die Tage waren angefüllt mit Nichtstun und Herumlungern. Fritz musste mit Albert und einigen anderen Jungs ein kleines Zimmer mit einem muffigen und dreckigen Strohbett teilen. In der Hütte, mit fast fünfzig Menschen völlig überbelegt, war es meistens unerträglich eng, heiß und laut. Besonders, wenn es draußen regnete, oder wenn Onkel Willi wieder zu viel getrunken hatte, war es auch ausgesprochen dreckig. Fritz und Albert waren lieber draußen als drinnen, streunten herum, organisierten Sachen. Mit einigen anderen trieben sie sich mal hier, mal dort herum. Immer auf der Suche nach Gelegenheiten. Egal für was. Sie waren verroht, aber auch frei. Schule gab es nicht, Regeln

nur wenige, eigentlich konnten sie machen, was sie wollten. Solange sie nicht erwischt wurden.

*

Es war Sonntag, als die erste Wahl in Schleswig-Holstein seit dem Krieg stattfand. Es gab viel Trubel und Jubel, aber auch eine wachsame britische Armee. Diese achtete auf alles, was nach Unruhen oder Aufmärschen aussah, aber offensichtlich nicht auf zwei Bengel wie Fritz und Albert.

Die beiden liefen am Vormittag durch die Ruinen von Neumünster, raus aus der Hütte, dem Mief und der Enge. Dahin, wo es was zu sehen oder zu holen gab.

Als sie am ehemaligen Marktplatz in Neumünster ankamen, waren schon viele andere Leute da. Niemand hatte Eile, es gab einen blühenden Schwarzmarkt mit Zigaretten, Kaffee, Tee, Schokolade, Tabletten, Eiern und Fleisch, aber auch mit Informationen und Bescheinigungen. Alles, was es sonst nicht gab oder man offiziell nicht bekommen konnte, gab es hier. Getauscht wurde mit allem, was die Leute noch hatten: Goldringen, Diebesgut aus Kirchen oder von ehemaligen Nazi-Größen, Kunstgegenständen. Sogar der eigene Körper wurde angeboten für ein Stück Fleisch, das den schrecklichen Hunger besänftigen würde. Der Marktplatz mochte in Schutt und Asche liegen, aber der Markt der Möglichkeiten war ebenfalls hier, lebendig, spannend, fruchtbar und teuer.

Fritz und Albert kamen gerne und oft hierher, so wie viele andere junge Leute: deutsche Mädchen und Jungs, junge Soldaten und Verwaltungsmitarbeiter aus den Kasernen und Büros der britischen Besatzungsmacht. Sie alle kamen, um zu reden, zu tauschen oder zu turteln. Fritz und Albert waren für die hübsch gemachten Mädchen noch nicht interessant: zu jung, zu arm, zu wenig britisch. Daß sie zu jung

waren, daran war nicht zu rütteln, aber daß sie arm waren, das wollten sie ganz schnell ändern.

»Lass uns den Schatz von Trenthorst holen«, flüsterte Albert, Blicke fest auf ein besonders hübsches Mädchen gerichtet. »Dann sind wir reich und können uns aus dem Elend verabschieden. Vielleicht gehen wir nach Amerika. Oder Afrika. Egal wohin, nur weg. Überall ist es besser als hier. Aber dafür brauchen wir Geld, verstehste. Knete, Pinke-Pinke, Kohle.«

»Und da kann uns dieser Schatz in Trenthorst helfen, meinst du wohl. Er liegt ja nur einige Meter unter dem Boden. Das ist doch nichts, oder?« Fritz sah gar nicht überzeugt aus. »Du meinst, es ist wirklich so einfach?«

»Na klar, wir müssen uns nur trauen. Aber lass uns anderswo weiterreden. Hier sind mir zu viele Menschen.«

Hinter einer halb eingestürzten Mauer versuchte Albert, Fritz Mut zu machen. »Wir haben die Schatzkarte im Gedächtnis, unauslöschlich und unentdeckbar. Ein besseres Versteck für Schatzkarten gibt es nicht, oder?«

Fritz nickte. »Schon. Trotzdem, wie sollen wir an den Schatz kommen? Die Karte alleine reicht dafür nicht aus.«

»Wenn wir das wirklich machen wollen, brauchen wir Tipps, wie wir nach Trenthorst kommen können. Die Entfernung ist noch das kleinste Problem. Die sechzig Kilometer können wir laufen. Aber wie kommen wir ungehindert durch die ganzen Kontrollen? Niemand kann einfach so von hier nach da laufen. Die Briten kontrollierten alles, was sich auf der Straße befindet und dort vielleicht nicht hingehört.«

»Ja, das stimmt. Lass mich nachdenken.« Fritz hatte ja Recht. Ganze Flüchtlingsströme wurden kontrolliert. Die Briten suchten nach Nazis, griffen Kinder und jugendliche Streuner auf. Fritz und er waren definitiv zu jung, um ohne Grund auf der Straße von Neumünster nach Trenthorst zu laufen. Sie brauchten einen guten Grund. Bloß welchen?

»Dieter muss uns helfen«, sagte Albert. »Vielleicht nimmt er uns mit.«

»Dieter?«

»Klar, wir fragen ihn. Gleich morgen.«

*

Dieter saß am Eingang eines zerbombten und leeren Hauses auf der provisorischen Bank des einfachen Marktstandes, den die „schöne Helene“ sich gebaut hatte. Gerade hatte sie ihm, Albert und Fritz je einen Becher mit heißem Muckefuck hingestellt, dem allgegenwärtigen Getreidekaffee. Auch etwas Fleisch für einen Sonntagsbraten hatten sie auf den Markt ergattern können. Niemand fragte heutzutage, was für Fleisch das sei. Es war besser, es nicht zu wissen. Bezahlt hatten sie mit vier Briketts, die sie in der Volksküche im Lager gestohlen hatten. Bei Helene waren sie ungestört. Die kümmerte sich gerade um ihre kleine Tochter und andere Gäste hatte sie nicht.

Dieter sah aus wie ein alter Opa, war aber erst fünfundvierzig Jahre alt. Der Krieg hatte bei ihm deutliche Spuren hinterlassen – sein Gesicht war faltig, seine Haltung gebeugt und er ging mit schleppenden Schritten. Fritz und Albert hatten ihn auf dem Schwarzmarkt kennengelernt. Sie wussten, daß er immer an Geschäften interessiert war, egal ob legal oder illegal. Dieter arbeitete für die Briten, als Fahrer, Bote und Dolmetscher. Er konnte Englisch, was bei Deutschen selten vorkam, und fuhr häufig von Neumünster nach Lübeck, um Besorgungen zu machen, Leute zu holen oder sonst etwas zu erledigen, was man ihm aufgetragen hatte. Dieter nahm fast jede Arbeit an.

Fritz und Albert verhandelten mit ihm über eine Mitfahrgelegenheit nach Trenthorst.

»Dieter, wenn du uns mitnimmst, machen wir dich reich.«

»Was könnt ihr mir schon bieten? Seht euch doch an, ihr seht ja noch ärmer aus als Kirchenmäuse.«

»Wir wissen, wo es Gold gibt. Nazi-Gold. Das wollen wir holen. Dann teilen wir mit dir. Versprochen.«

Fritz wusste, daß er Dieter rumkriegeln würde. Dessen Augen glühten schon vor Neugierde. Dick auf die Kacke zu hauen war in diesen Zeiten die beste Methode. Alle wussten, daß Nazis Gold gehortet hatten, niemand wusste, wo es war, aber alle wollten es haben.

»Nazi-Gold, Juden-Gold. Woher wollt ihr denn wissen, wo es Gold gibt?« Dieter zierte sich, aber die Jungen sahen, daß er fast schon sabberte vor Begeisterung.

»Wir haben gesehen, wie die Nazis es vergraben haben. In Trenthorst.«

»Viel Gold?«, fragte Dieter.

»Genug für uns drei!«, antwortete Albert bewusst unpräzise.

»Ich weiß nicht, ist zu riskant. Die Briten haben es nicht gern, wenn Jungs bei mir mitfahren.«

»Wir geben dir die Hälfte vom Schatz.«

»Hälfte von was? Darauf lasse ich mich nicht ein. Ich will zwei Goldmünzen, von jedem von euch. Dann könnt ihr mit. Ihr zahlt spätestens eine Woche, nachdem ich euch wieder aus dem Lastwagen rausgeworfen habe.«

Fritz sah Albert an. Beide verzogen keine Miene.

»Okay!« Fritz hielt Dieter die Hand hin. »Schlag ein.«

Dieter schlug ein. Fritz und Albert fühlten sich wie richtig hintertriebene Männer, die gewitzt waren, andere zu übervorteilen.

»Mittwoch, halb sieben morgens, fahre ich von der britischen Kommandantur aus nach Ratzeburg, Fisch holen. Da könnt ihr mit, als meine Gehilfen.«

»Mittwoch, kurz vor halb sieben. Wir werden bereit sein.«

Fritz und Albert grinnten bis über beide Ohren. Nicht nur, weil sie nun einen guten Grund hatten, nach Ratzeburg zu fahren, und nicht laufen mussten, sondern auch, weil sie Dieter übers Ohr gehauen hatten. Wenn der wüsste, daß zwei Goldmünzen ein lächerlich kleiner Teil von dem Schatz in Trenthorst war. Das Dieter in Wahrheit nicht so dumm war und sehr wohl vermutete, daß es ein größerer Schatz sein konnte, daran dachten sie in ihrem jugendlichen Alter nicht.

Fritz und Albert tranken ihren Tee aus, verabschiedeten sich von Helene und gingen ihrer Wege. Dieter seinen Geschäften nach, Fritz und Albert nach Hause. Das Fleisch musste noch zubereitet werden. Wo immer es auch herkam, es würde ein annehmbarer Sonntagsbraten werden.

Mittwoch, 23. April 1947 - Von Neumünster nach Trenthorst

Fritz und Albert hatten in der Nissenhütte erzählt, daß sie nach Ratzeburg fahren würden, um Dieter beim Fischholen zu helfen. Das klang gut. Arbeit zu finden war schwierig, jede Arbeit war gut, und Fisch war besonders gut. Alle hofften auf Fisch als Mitbringsel.

Wie sollten die anderen auch ahnen, daß sie Fritz und Albert niemals wiedersehen würden.

*

Am Mittwochmorgen gleich nach Sonnenaufgang machten sich Fritz und Albert auf den Weg von ihrer Nissenhütte zur britischen Kommandantur in der Polizei-Kaserne. Es herrschte trockenes Wetter und

es würde wohl ein freundlicher Frühlingstag werden. Ihre Mütter hatten ihnen noch etwas trockenes Brot als Wegzehrung mitgegeben. Alles schien gut zu sein.

Die Jungen waren ganz aufgeregt, nach so vielen Monaten endlich einmal wieder aus Neumünster und der Nissenhütte herauszukommen. Der Gedanke, ihrem Schatz in Trenthorst näherzukommen, beschleunigte ihren Puls. Und ja, tatsächlich. Es war nicht mehr der Nazi-Schatz, den bedauernswürdige Gestalten in dunkler Nacht in der Erde hatten vergraben müssen. In den Köpfen und vor allem in den Herzen der Jungen war er nun zu ihrem Schatz geworden. Ihrem ganz allein.

An der Polizeikaserne herrschte reger Betrieb. Leute kamen und gingen, Autos fuhren in den gut gesicherten Komplex hinein und wieder heraus. Fritz und Albert warteten vor dem Tor auf Dieter. Pünktlich kurz vor halb sieben kam er.

»Hallo, ihr beiden. Steht unsere Vereinbarung?«

»Klar. Zwei Goldmünzen. Wenn wir den Schatz gefunden haben.«

»Gut so. - Offiziell kann ich euch nicht mitnehmen, aber das kriegen wir schon hin. Wartet hinter dem Haus da vorne. Lasst euch vor allem von den Wachleuten nicht sehen, die mögen Herumlungerer vor der Kaserne nicht. Ich hole das Auto und ihr klettert auf die Ladefläche, sobald ich komme. Wenn uns jemand anhält und fragt, was ihr da hinten macht, sagt ihr, ihr würdet mir beim Fischeholen helfen. Klar?«

»Klar. Fische holen.«

Dieter verschwand in der Kaserne, Fritz und Albert gingen den Wachsoldaten aus den Augen und warteten hinter der angegebenen Hausecke. Wohl zehn andere Mitfahrer waren schon da. Dieter hatte offenbar keine exklusive Fahrt für sie.

Es dauerte. Nichts geschah.

»Wo bleibt der denn?«, flüsterte Fritz nervös.

»Keine Ahnung«, sagte Albert. »Aber der kommt schon. Schließlich will er unser Gold.«

Nach einer Stunde tuckerte Dieter endlich mit einem alten Matador-Lastwagen vor. Fritz und Albert kannten diese Lastwagen. Die Briten fuhren überall damit herum, um Dinge zu transportieren. Es waren robuste Autos, wenn auch durch die schlechten Straßen, mangelnden Reparaturen und unsachgemäße Verwendung stark in Mitleidenschaft gezogen. Als Dieter anhielt, kletterten alle in Windeseile auf die hintere Ladefläche, die mit einer Plane verdeckt war. Fritz äugte darunter hervor. Alles ruhig. Kein Brite schien etwas gesehen zu haben.

Er klopfte an die Fahrerkabine. Das war das Zeichen für Dieter, daß er losfahren konnte.

Auf der Ladefläche waren Säcke für die Fische und Kisten mit unbekanntem Inhalt. Fritz und Albert machten es sich auf den Säcken bequem. Sie stanken nach Fisch, aber der Gestank in den Nissenhütten war schlimmer.

Es sollte eine Fahrt von zwei bis drei Stunden Dauer werden, bis sie in der Nähe von Trenthorst wieder aussteigen würden. Fritz und Albert packten ihre Wegzehrung aus und genossen kauend die Fahrt. Die anderen taten es ihnen gleich.

Am Stadtausgang von Neumünster stand ein Panzerwagen mit Soldaten. Sie schauten kurz hinten auf die Ladefläche, ließen den Lastwagen dann aber ohne weitere Kontrolle passieren. Dieter reichte den Soldaten etwas aus dem Fenster, offenbar als kleines Dankeschön.

Als sie die Stadt verlassen hatten, sahen Fritz und Albert auf den Feldern rechts und links der Straße, wie Bauern mit Pferde- und Ochsen- gespanne die Äcker pflügten und viele Helfer die Saat einbrachten: Kartoffeln, Getreide, Rüben, Kohl.

Die Saat stammte von den Briten, das wusste Albert. Die Deutschen hatten im letzten Winter alles an Saat aufgeessen. "Besser Saatgut essen und einige Woche länger leben als Saatgut aufbewahren und

gleich an Hunger sterben!" Das war auch Fritz und Albert beigebracht worden. Beide hofften, daß der Hunger bald vorbei sein würde. Nie wieder wollten sie hungern müssen.

Wie erwartet, kamen sie nur langsam voran. Die Straße war kaputt. Zahlreiche Schlaglöcher sorgten dafür, daß sie auf der Ladefläche hin- und hergeworfen wurden.

Neben und auf der Straße liefen viele Menschen. Die meisten sahen müde und ausgegammelt aus - Flüchtlinge mit ihrer letzten Habe. Es mochten Tausende sein. Fritz vermutete, daß sie wohl aus dem Osten kamen, dorthin, wo der Russe jetzt das Sagen hatte, der den Deutschen gegenüber noch viel weniger freundlich gesinnt war als die Briten.

Viele trugen Koffer, schoben eine Schubkarre oder zogen kleine Bolterwagen mit Möbeln, Gegenständen, Taschen, kranken Menschen, Kindern oder Tieren hinter sich her

Nur selten tauchte ein Fahrzeug auf. Was vier Räder hatte, gehörte der britischen Besatzung. Private Autos gab es hier nicht. Daß Dieter eines hatte, war nur seinen Beziehungen zu verdanken.

Hin und wieder hielt Dieter an. Passagiere stiegen aus und ein. Scheinbar betrieb er nebenbei ein kleines Passagier-Beförderungsgeschäft. Natürlich illegal, dachte Fritz.

Als sie durch Oldesloe fuhren, eine Kleinstadt, die Fritz und Albert flüchtig kannten, wussten sie, daß es nicht mehr weit war bis Trenthorst.

Die Sonne stand hoch am Himmel. Es war brütend heiß geworden. Dieter hielt am Bahnhof Oldesloe kurz an: Passagiere raus, Passagiere rein, kurzes Gespräch mit den Soldaten. Dazwischen wechselte immer irgendetwas von einer Hand in die andere.

Fritz sah, daß auch hier vieles zerstört worden war. Der Bahnhof schien einen wahren Bombenhagel abgekomen zu haben. Viele Häuser in der Umgebung waren stark beschädigt oder gänzlich eingestürzt, abgeholzte Bäume und allerlei Dreck lagen auf den Straßen.

Viele Menschen waren auf den Beinen, die meisten wohl Flüchtlinge. Schön war die Stadt nicht. Auf den Straßen Militär, Soldaten, kaputte Autos. Fritz und Albert waren froh, daß sie bald würden aussteigen können.

Auf dem Weg von Oldesloe nach Ratzeburg kreuzten sie die berühmte und nun zerstörte Reichsautobahn 1, auf der nun keine Autos mehr unterwegs waren, aber viele Militärfahrzeuge standen, wie Fritz im Vorbeifahren feststellen konnte. Die Brücke war zerstört, an den Seitenrändern standen zerstörte Panzer der Deutschen, kaputte Autos und Lastwagen. Einige Menschen waren zu Fuß oder mit dem Fahrrad auf der Autobahn unterwegs. Wohin wussten sie wohl selber nicht, dachte Fritz.

Nach einigen Kilometern, aber fast einer Stunde Fahrtzeit kam Westerau in Sicht, das Dorf, zu dem nun das Gut Trenthorst gehört. Aufgeregt klopfte Fritz ans Fahrerhaus. „Anhalten. Wir wollen raus.“

Dieter hielt mit laufendem Motor an. Fritz und Albert sprangen von der Ladefläche und liefen nach vorne zum Fahrerhaus.

»Danke Dieter.«, riefen sie ihm zu. «Bis Trenthorst ist es nicht mehr weit. Den Rest laufen wir zu Fuß. Deine Goldmünzen bekommst du, wenn du uns Freitag genau hier wieder abholst. Wir sind ab mittags hier, wie besprochen.«

»Schon klar. Wie weit ist es denn noch bis nach Trenthorst?«, fragte Dieter.

»Nicht weit«, antwortete Albert. »Es gibt einen Feldweg von hier zum Gut.«

»Ich kann euch noch hinbringen, wenn ihr wollt? Ist kein großer Umweg für mich.«

Das war natürlich verlockend. Fritz und Albert schauten sich an, und nickten.

»Wenn das geht?«

»Klar.« Dieter grinste. Es sah fast so aus, als möge er Fritz und Albert leiden. »Steigt ein, hier bei mir vorne. Dann könnt ihr mir den Weg zeigen.«

Sie rumpelten den alten Verbindungsweg von Westerau nach Trenthorst – Stückendamm genannt – weiter. Nach wenigen Kilometern kamen sie am Ortseingang an.

»Das ist also Trenthorst? Groß ist es ja nicht gerade.« Dieter wirkte enttäuscht. »Hier soll es Nazi-Gold geben?«

»Trenthorst ist ein Herrengut. Hier wohnen zwar nicht viele, dafür aber wichtige und reiche Leute. Besser gesagt, hier haben wichtige Leute gewohnt. Hast du von Reemtsma schon mal gehört? Dem gehörte das Gut.« Albert sah Dieter mit wachen Augen an.

»Der Zigaretten-Reemtsma?«

»Genau der. Und Nazis waren auch viele hier. Sogar Göring kam noch mal kurz vor Ende des Krieges. Die kannten sich gut, der alte Reemtsma und Göring. Dessen Gold ist ja hier versteckt worden.«

»Na, dann ist ja gut ...!« Dieters Blick flackerte. Er sah nun wieder zuversichtlicher aus, aber auch wie ein Jäger, der Beute witterte, dachte Fritz.

»Und wo soll ich euch rauslassen?«

»Beim Herrenhaus, mitten im Dorf.«

Dieter fuhr in die Ortschaft rein, fuhr am Herrenhaus – das scheinbar von Soldaten besetzt war – vorbei und ließ Fritz und Albert am anderen Dorfeinde aussteigen.

»Du kannst hier einfach durch das Gut weiterfahren. Dann kommst du zuerst durch Wolmenau und nach ein paar Kilometern nach Ahrensfelde. In Ahrensfelde kommst du dann wieder auf die Straße nach Ratzeburg.« Albert machte ausholende Bewegungen, um den Weg zu beschreiben.

»Na gut. Freitag hole ich euch hier wieder ab. Zwischen vier und fünf Uhr nachmittags. Genau hier. Dann müsst ihr mir die zwei Goldmünzen für die Fahrt geben oder was anderes, falls ihr das Gold nicht findet. Sonst nehme ich euch nicht mit zurück nach Neumünster und ihr könnt hier verschimmeln.«

»Geht klar. Freitagnachmittag. Zwei Goldmünzen. Keine Sorge. Wir finden den Schatz.« Fritz war vor Aufregung ganz rot im Gesicht.

»Bis dann also ...« Dieter tuckerte davon. Mit gemischten Gefühlen schauten Fritz und Albert ihm nach.

»Dieter ist nicht zu trauen«, sagte Fritz. »Ich spüre das, hier.« Er zeigte auf seinen Bauch. »Gut, daß wir ihm nicht erzählt haben, wo der Schatz vergraben liegt.«

»Gefragt hat er ja oft genug«, antwortete Fritz, »aber der ist sicher zu dumm und hat viel zu viel Angst, Nazi-Schätze zu suchen. Der ist mit seinen Goldstücken zufrieden, glaube mir.«

Wie er sich da irren sollte.

»Wollen wir zum Herrenhaus gehen?«, fragte Albert.

»Klar, vielleicht haben die Soldaten ja was zu essen für uns. Ich sterbe vor Hunger.« Schon wieder zeigte Fritz auf seinen Bauch.

Wenig später klopfte Albert mit dem schweren Türklopfer an die Tür des Nebeneingangs. Die Tür, durch die die Angestellten und Lieferanten der Reemtsmas immer rein- und rausgegangen waren. Nicht würdig, den Haupteingang zu benutzen. Die Tür, die Albert das letzte Mal vor zwei Jahren benutzt hatte. Alles sah wie immer aus, so vertraut, und trotzdem so fremd, so leer. Angst kroch ihm in den Nacken. Wer mochte nun hier im Herrenhaus der Herr sein? Reemtsma sicher nicht mehr. Der war zu viel Nazi gewesen, vermutete Albert.

Im nächsten Moment hörten sie Schritte, schwere Schritte. Die Klinke wurde heruntergedrückt, die Tür öffnete sich quietschend. Ein Soldat stand im Rahmen und schaute auf Fritz und Albert hinab. Er trug schwere Schuhe, Tarnuniform und ein Gewehr.

»What's going on? What do you want?«

»Wir können kein Englisch. Wir haben Hunger. Wir sind Flüchtlinge.« Die Lüge ging Albert leicht über die Lippen, tausendmal gesagt.

So hatten sie es sich vorher ausgedacht. Flüchtlinge waren überall. Mal kamen sie, mal gingen sie. Niemand hatte da einen genauen Überblick. Vielleicht würden sie was zu essen kriegen.

Flüchtlinge wurden von den britischen Soldaten meistens schikaniert, aber auch versorgt. In Neumünster schenkten sie Kindern ab und zu sogar Schokolade und Kekse. Besonders die jungen und hübschen Mädchen wurden bedacht. Manchmal hatten auch Fritz und Albert Glück gehabt. Die Briten mochten die Deutschen vielleicht nicht, aber umgekehrt war das oft genug anders.

»Go! Here is no place for you. Go!« Der Soldat war gar nicht freundlich. Fritz und Albert zuckten zusammen.

»Okay, okay. We go.« So viel Englisch immerhin konnte Albert, auch tausendmal gesagt. Sie trollten sich mit eingezogenen Köpfen. Der Soldat ging wortlos ins Haus zurück und schloss die Tür.

»Das war's wohl mit dem Herrenhaus und dem Essen. Nichts.« Albert stieß missmutig einen Stein vor sich her.

»Wohin nun?«, fragte Fitz.

»Lass uns nach Wulmenau laufen. Unterwegs halten wir die Augen offen. Irgendwo da muss der Acker mit dem Schatz sein. Ich kann mich noch gut an die Nacht erinnern, als wir beobachtet haben, wie er vergraben wurde. Ob wir den Platz so wiederfinden?«

»Klar«, war Albert selbstsicher. »Wir müssen nur etwas rumsuchen, ob da Löcher oder sonst was sind.«

Fritz nickte und sie machten sich auf den Weg.

Nach zwei Kilometern kamen sie in der "Zentrale" an, der kleinen Ansammlung von Häusern mitten in der Liegenschaft des Gutes Trenthorst.

»Damals wurde hier in der Mitte des Gutes die Wasserversorgung sichergestellt«, sagte Albert. »Deswegen heißt es die „Zentrale“. Und hier wurde die Milch verarbeitet.«

»Damals ist gut«, sagte Fritz, »ist doch gerade mal zwei Jahre her. Aber du hast recht. Damals gab es hier noch sauberes Wasser aus einem eigenen Brunnen.«

Die "Zentrale" war voller Menschen. Die Alte Schule und die Wohngebäude, mehrere einfachste Behelfsunterkünfte und Hütten - alles mit Flüchtlingen überfüllt.

Wie in den Nissenhütten-Lagern in Neumünster, dachte Fritz.

Albert griff ihn beim Arm und zog ihn weiter.

»Lass uns hierbleiben!«, sagte Fritz, als sie an der alten Schule vorbeikamen. »Keiner wird sich wundern und uns fragen, was wir hier machen, und es liegt ganz dicht an dem Acker, wo der Schatz vergraben sein muss.«

»Klingt gut.«

Die Eingangstür der ehemaligen Schule stand offen. Fritz und Albert schlüpfen ins Gebäude. Sie kamen in einen großen Raum voller Feldbetten.

»Das war mal die Sporthalle hier«, sagte Albert, der immer gern zeigte, was er wusste.

Ein alter Mann kam angeschlurft.

»Was wollt ihr denn hier? Wer seid ihr?«

»Wir sind müde und es wird dunkel. Können wir ein paar Nächte hierbleiben?« Fritz setzte seinen schönsten „Bitte-Bitte-Blick“ auf. .

»Sind schon viele hier. Ihr seht ja, wie eng das ist. Aber wenn ihr einen Platz findet, könnt ihr bleiben. Wenn ihr aber anfangt, Unsinn zu machen oder uns besteht, dann wird es ungemütlich. Haben wir uns verstanden?«

»Selbstverständlich, danke.« Beinahe hätte Albert einen Diener gemacht. »Wir werden keinen Unsinn machen. Wir suchen uns einen Platz.«

Ganz hinten fanden sie tatsächlich einen Platz, wo sie ihre Jacken hinlegen konnten. Sie hofften, daß das als Zeichen genügen würde, daß der Platz belegt war.

Niemand achtete auf sie.

Fritz und Albert gingen noch einmal durch die "Zentrale", versuchten etwas zu essen zu bekommen. Aber niemand gab ihnen etwas ab. Wer gerade einmal für sich selbst genug hatte, konnte sich glücklich schätzen.

»Hoffentlich findet niemand vor uns den Schatz«, flüsterte Albert Fritz zu. »Hier sind so viele Leute. Vielleicht ist er ja längst ausgegraben ...!«

»Jetzt mal nicht den Teufel an die Wand, Fritz. Wenn ich Hunger habe, kann ich so was gar nicht ausstehen.«

Als die Sonne sich senkte, gingen Fritz und Albert in die Alte Schule zurück, um ihren Platz zu sichern. Noch war es nicht ganz dunkel, aber bald würde jeder, der Beine hatte, sich zum Schlafen niederlegen wollen.

Sie hatten in den letzten zwei Jahren in den Nissenhütten und im Lager von Neumünster viel gelernt: sich um andere zu kümmern, zu gehorchen, fleißig sein, wenig Ansprüche anzumelden, Verantwortung zu übernehmen, viel zu arbeiten und sich über Kleinigkeiten zu freuen genauso wie die andere Seite der Medaille: Notlügen, auch mal zu betrügen und zu prügeln, und auch sich mal das einfach zu nehmen, was man brauchte. Sie waren früh alt und Überlebenskämpfer geworden

und wussten, was sie tun mussten, um sich durchzusetzen. Sie waren sich sicher, daß das auch hier klappen würde.

Sie kauerten sich in ihre Nische. Wieder schien niemand Notiz von ihnen zu nehmen. Es war ganz so, als gehörten sie schon jetzt einfach dazu.

Sie zogen die Jacken über sich und schlossen die Augen. Es war nicht leicht, in fremder Umgebung einzuschlafen. Doch die Müdigkeit siegte. Bald waren nur noch Schnarchen und Stöhnen zu hören. Letztere aus Schmerz und Leid, aber auch aus Lust. Das Leben ging weiter.

Donnerstag, 24. April 1947 – In der Alten Schule in Wulmenau

Die Sonne wachte früh auf, die Leute in der Alten Schule auch. Niemand hatte viel zu tun, aber liegen wollte auch niemand mehr. Die Tagesbeschäftigung der meisten Leute hier war, Essen zu suchen, das Gefundene aufzuessen und zu schlafen. Zu warten - auf bessere Zeiten.

Fritz und Albert schoben die Jacken von sich und quälten sich auf die Füße. Ihre Knochen waren ganz steif.

»Mein Bauch tut weh«, sagte Fritz. »Ich habe solch einen Hunger.«

»Und ich muss pissen«, sagte Albert. »Komm mit.«

Draußen war ein Lagerfeuer angefacht worden. In einem Kessel über dem Feuer dampfte bereits Wasser. Für Tee und zum Waschen. Frauen in weißgrauen Schürzen, die streng aus dem Gesicht gebürsteten Haare unter mit einem roten Kreuz markierten Hauben versteckt, standen am Feuer, schenkten Tee aus und verteilten etwas Brot. Sie waren offenbar dazu abgestellt, sich um die Flüchtlinge in der Zentrale zu kümmern. Fritz und Albert stellten sich an, bekamen kommentarlos je

einen Becher mit Hagebuttentee und etwas Brot in die Hand gedrückt und wurden von den Nächsten in der Reihe weitergedrängt.

In ihrer Schlafnische setzten sie sich auf den nackten Holzboden, um das heiße Getränk und das Brot zu genießen. Es war frisch gebacken und duftete herrlich.

»Gar nicht so schlecht hier«, sagte Fritz, »und wir fallen nicht einmal auf.«

Albert beugte sich zu Fritz herüber.

»Was glaubst du«, flüsterte er. »Ob der Schatz noch da ist?«

»Psst!« Fritz zeigte mit seinem Finger auf den Mund. »Gestern hattest du noch schlechte Laune, als ich das gefragt habe.«

»Lass uns schauen, ob wir den die Stelle finden können.« Alberts Flüstern war noch etwas leiser geworden.

Fritz nickte. »Nach dem Frühstück. Wenn alle hier raus sind.«

Die Menschen aßen und tranken schweigend. Einige erledigten ihre Morgentoilette, andere blieben, wie sie waren. Allmählich leerte sich die Alte Schule. Fast alle strebten nach draußen.

Fritz tippte eine alte Frau an, die mit grauem Gesicht noch immer auf ihrer Schlafstelle saß. »Wohin gehen die Leute jetzt?«

»Zum Hof.« Als die Frau den Mund öffnete, sah Fritz, daß sie fast keine Zähne mehr hatte. »Sie betteln dort um Arbeit und Essen.«

»Gibt es denn dort Arbeit und etwas zu essen?«, fragte Fritz nach.

»Jede Menge. Die haben dort unglaublich viele Kühe und frische Milch und Butter. Und Brot, Kohl und Kartoffeln. Essen ist der Lohn für Arbeit. Und nun zum Frühjahr haben die genug zu tun. Deswegen sind die Leute doch alle hier. Aber geizig ist der Bauer, obwohl ihm das alles gar nicht gehört. Er ist bloß der Verwalter.«

»Und was ist mit Ihnen?«, fragte Fritz mitfühlend.

»Ja, ich muss auch hoch. Es wenigstens versuchen. Aber ich bin zu alt. Wer kann mich schon noch gebrauchen.«

»Vielleicht hat der Bauer ja eine leichte Arbeit für Sie ...«

»Pah!« Die Alte machte eine wegwerfende Handbewegung. »Er braucht Arbeiter, die richtig zupacken können. Er muss wohl viele im Krieg oder an die Briten verloren haben – vielleicht weil die meisten Nazis waren.«

Fritz und Albert schauten sich an. Sie wussten, was hier früher los gewesen war. Das wollten sie aber nicht verraten. Besser so tun, als wenn sie neu hier wären. Man wusste ja nie.

»Na, wir gehen mal hin.« sagte Fritz. »Vielleicht haben wir Glück. – Viel Glück auch für Sie.«

Fritz und Albert verließen die Schule. Sie wussten erst einmal genug. Sie liefen den vielen anderen hinterher zum Hof in Wulmenau.

*

Die alte Hofuhr, die an einer der Scheunen hing, zeigte sieben. Auf dem Hofgelände in Wulmenau waren vielleicht hundert Leute. Mitarbeiter, willige Tagelöhner. Unter ihnen Fritz und Albert. Die Arbeit für den Tag wurde verteilt.

Der Vorarbeiter stand in der Mitte und suchte Leute für verschiedene Tätigkeiten aus. Einer nach dem anderen bekam Arbeit. Ausmisten, Tiere tränken und füttern, beim Pflügen und Pflanzen helfen, Holz hacken und sägen, Gräben reinigen, Dränagen und Zäune reparieren, Wäsche waschen, Essen kochen, im Getreidelager und der Mühle helfen, Milch verarbeiten, Transporte durchführen. Unglaublich, was alles zu tun war.

Keiner blieb ohne Arbeit. Geredet wurde nicht viel. Die Leute gingen mit den Vorarbeitern los, ihre Tagesarbeit zu erledigen.

Fritz und Albert waren jung und kräftig genug, um zu helfen, Mist auf den Acker zu fahren und dort mit Mistgabeln zu verteilen. Ihre Augen leuchteten. Das war genau das, was sie machen wollten.

Sie spürten es. Sie waren ganz dicht davor, den Schatz zu finden. Sie durften sich bloß nicht verraten.

Sie gingen mit zehn anderen Arbeitern zum riesigen Misthaufen hinter dem Kuhstall, bekamen Forke und Schaufel, und die Arbeit fing an. Jeweils vier Leute forkten den Mist auf einen der drei Leiterwagen. Wenn der voll war, wurde er von zwei Pferden auf den Acker gezogen, die Arbeiter mit der Forke gingen zu Fuß hinterher. Auf dem Acker musste der Mist abgeladen und gleichmäßig als Dünger verteilt werden. Eine einfache, aber anstrengende Arbeit, die den ganzen Vormittag in Anspruch nahm. Ein Wagen nach dem anderen wurde auf- und abgeladen. Schon bald bemerkten die Jungen, daß ihre Armmuskeln schmerzten von den ungewohnten Bewegungen.

Endlich schlug die Hofuhr zwölf. Mittag.

Albert und Fritz hoben die Nasen in die Luft. Hm, wonach roch das denn hier?! Einfach wunderbar! Sie hatten jetzt wirklich einen Mordshunger. Und es gab reichlich. Brot, Kartoffeln mit ausgelassenem Speck, Milch. Leider war die Pause nur kurz. Nach einer halben Stunde Pause ging es schon wieder weiter.

Bis zum Sonnenuntergang waren Fritz und Albert dann beschäftigt. Sie forkten und schaufelten, schaufelten und forkten. Wie viele Leiterwagen sie gefüllt und wieder geleert hatten, wie oft sie den Weg vom Misthaufen zum Acker und wieder zurückgelaufen waren, hatten sie irgendwann nicht mehr gezählt.

Erschöpft konnten sie nur noch denken, daß der Misthaufen einfach so riesig war, daß er gar nicht kleiner zu werden schien, und daß die

Äcker so riesig waren, daß sie wohl niemals fertig gedüngt werden konnten.

Dafür waren die Arbeiter, die Pferde und Fritz und Albert fertig. Der Tag war für alle anstrengend gewesen.

Für Fritz und Albert war der Tag aber auch informativ gewesen. Heute war ein Acker gedüngt worden, der rund zwei Kilometer weit weg von Wulmenau lag. Für Fritz und Albert genau richtig. So kamen sie an dem Acker vorbei, um den es ihnen ging. Sie konnten im Vorbeigehen sehen, daß dort Kohl gepflanzt worden war. Mehr mussten sie nicht wissen.

Das Abendessen war genauso hervorragend wie das Mittagessen. Und die harte Arbeit und die gute Landluft hatten den Appetit zusätzlich gefördert, wenn das überhaupt noch möglich war. Es war bereits dunkel, als Fritz und Albert satt und müde zurück zur Zentrale gingen. Zusammen mit den anderen. Es war ein langer Tag gewesen.

Er sollte noch nicht zu Ende sein. Nicht für sie.

*

Zum Feierabend hatten Albert und Fritz unbemerkt ihre Schaufeln auf dem Acker liegen gelassen. Zum Glück hatte abends niemand kontrolliert, ob alle Schaufeln wieder zurück waren. In dieser Nacht würden sie ihren Schatz ausgraben.

In der Alten Schule war ihr Platz noch frei, aber sie legten sich nicht hin. Sie hatten Angst, daß sie so müde werden könnten, daß sie nachts nicht rechtzeitig aufwachen würden. So redeten sie am Lagerfeuer mit den anderen Leuten, wo sie herkamen, wo sie hinwollten, was sie dachten. Seltsamerweise fragte niemand zurück, was ihnen nur recht sein konnte. Ein Mann gähnte herzhaft. Zwei Frauen ließen sich anstecken. Einer nach dem anderen verabschiedete sich, um schlafen zu gehen.

Endlich waren Fritz und Albert allein. Auch sie waren müde. Aber sie mussten wach bleiben.

»Sind alle weg?«, flüsterte Fritz, den Kopf zwischen die Schultern gezogen. Er sah aus, als würde er jeden Moment damit rechnen, am Schlafittchen gepackt zu werden.

Albert drehte den Kopf in alle Richtungen. »Nix zu sehen, nix zu hören. Lass uns gehen.«

Der Acker mit dem Schatz lag rund einen Kilometer entfernt, ihre Schaufeln konnten sie auf dem Weg dahin abholen. Am Himmel war die Sichel des Halbmondes zu sehen. Es würde hell genug sein.

Alles schien ganz einfach zu sein. Fast zu einfach.

Sie gingen schnell. Nach gut zehn Minuten hatten sie den Acker erreicht. Wo der Schatz zu finden war, das war in ihren Köpfen festgebrannt. Wenn er bloß noch da war. Er musste einfach ...!

Mit den Schaufeln in den Händen standen Albert und Fritz am Waldrand und betrachteten ein wenig ratlos die Kohlpflanzen, die so harmlos auf dem Acker vor sich hinwuchsen.

»Wo sollen wir anfangen?«, fragte Albert.

»Weiß ich auch nicht. Aber hier ist es doch richtig, oder? Lass uns einfach irgendwo in der Mitte anfangen.« Fritz machte ein paar Schritte aufs Feld hinaus.

»Wenn wir einen Meter tief gegraben haben und nichts finden, suchen wir einen neuen Platz.«

Albert nickte.

Sie gingen rund hundert Meter über den Kohlacker, spuckten in die Hände und fingen an zu graben.

Sie gruben ihr erstes Loch, einen Meter, keine Anzeichen, wieder zuschaufeln, kurze Absprache, nächster Versuch. Jeder grub für sich alleine, zu zweit hätten sie sich nur im Weg gestanden. So konnten sie

auch an mehreren Plätzen suchen. So hatte jeder von ihnen schon zwei Löcher gegraben. Beide waren nun bei ihrem dritten Loch angelangt und schon so tief, daß die Hoffnung auf Erfolg zunehmend geringer wurde.

Bis zum Sonnenaufgang konnte es nicht mehr lange dauern. Dann würden sie erst einmal aufhören müssen.

Auf einmal schrie Fritz auf.

»Albert, hier ist was!«

Albert klettert aus seinem Loch.

»Was denn?«

»Warte!« Albert hörte, daß Fritz mit der Schaufel auf etwas Hartes stieß.

Fritz reichte die Schaufel nach oben und bückte sich, um etwas herauszuziehen.

»Hier, nimm mal.« Er reichte einen erdigen Stab nach oben. Albert konnte nicht genau sehen, was es war. Ein Ast vielleicht?

Er wischte den Stab an seinem Hemd ab und erschrak.

»Fritz, es ist ein Knochen, ein Oberschenkelknochen«, rief er in das Loch hinunter.

»Albert, dann sind wir richtig. – Das sind Knochen von den Gefangenen, die sie erschossen und hier vergraben haben. Über dem Schatz.«

Eifrig grub Fritz weiter, das Loch wurde breiter und tiefer. Mehr Knochen kamen zum Vorschein, sogar ein Schädel mit einem Loch darin. Normalerweise hätten sie sich sehr gegruselt, aber jetzt waren sie selbst dazu zu aufgeregt. Der Schatz war wichtig. Und dafür mussten sie an den Knochen vorbei.

Im Osten zeigte sich ein zarter Lichtstreifen am Himmel. Fritz und Albert gruben ohne Pause und so schnell es ging. Sie waren schon

völlig außer Atem, aber jetzt konnten und wollten sie nicht aufhören. So dicht vorm Erfolg.

Klock!

»Holz«, rief Fritz. »Eine Kiste?«

Fritz grub noch schneller, legte den Deckel einer Kiste frei.

»Mensch Albert. Wir haben den Schatz gefunden.«

»Kannst du die Kiste ausgraben?«, fragte Albert. »Oder schlag sie doch ein, wenn es geht.«

Er hörte, wie Fritz mit voller Kraft die Schaufel auf die Kiste schlug. Hörte Holz splintern. Und noch einmal. Die Kiste musste nun kaputt sein. Er sah, wie Fritz die Schaufel nach oben warf und nach unten griff. Dann reichte er ein Säckchen nach oben und kletterte aus dem Loch. Albert versuchte hastig, das morsch gewordene Säckchen aufzureißen.

Etwas fiel heraus, glitzerte im Mondlicht.

»Diamanten«, raunte Albert. »Das müssen Diamanten sein. Nicht groß, vielleicht so groß wie Nadelköpfe, aber so viele. Guck doch, wie sie funkeln ...!«

»Oh Gott, wir haben ihn, Albert, wir haben ihn wirklich gefunden, den Schatz.«

Albert grinste Fritz an.

»Ja, das haben wir. Und jetzt gehört er uns, nur uns.«

Mit zittrigen Fingern sammelten sie die herausgefallen Diamanten - wohl vierzig bis fünfzig Stück - wieder ein. Jeder steckte sich rund die Hälfte davon in die Jackentasche. Es wurde gleich geteilt, das musste gar nicht erst vereinbart werden. Ob einer einen mehr oder weniger hatte, spielte keine Rolle, sie waren Freunde. Sie waren nun beide reich, das wussten sie.

»Lass uns erst einmal aufhören und die Löcher wieder zumachen.« schlug Fritz vor. »Es wird hell. Nicht, daß uns noch jemand sieht ...«

»Okay«, sagte Albert.

Ohne zu warten schaufelten sie alle Löcher wieder zu. Niemand sonst sollte den Schatz finden. Holen konnten sie ihn später.

Sie mussten vorsichtig sein.

Nach harter Arbeit, als alle drei Löcher einigermaßen wieder zuge-schaufelt und so hergerichtet worden waren, daß es wie ein normales Graben – vielleicht nach Kartoffeln – aussah, machten sie sich im immer stärker werdenden Morgenlicht wieder auf den Weg zur Schule, die Hände in den Taschen bei den Diamanten. Bald sahen sie das Lagerfeuer an der Alten Schule flackerte. Vielleicht gab es schon heißen Tee?

Fritz und Albert waren die ersten, die an diese Morgen von den Rot-Kreuz-Frauen einen heißen Hagebutten-Tee bekamen. »Na, Jungs, ihr seid aber früh auf den Beinen«, sagte eine der Schwestern. »Schon so hungrig?« Sie reichte ihnen etwas Brot.

»Danke«, sagten Fritz und Albert wie aus einem Mund. Der Tag fing gut an.

*

Sie saßen alleine draußen auf einigen Holzklötzen und dachten nach, was sie nun tun sollten.

»Lass uns erst einmal wieder nach Neumünster fahren«, schlug Albert vor. »Wir versuchen, die Diamanten zu verkaufen. Das wird verflixt nicht einfach sein. – Wir brauchen Geld, keine Diamanten, um hierher zurückzukommen und mehr zu holen.«

»Klingt vernünftig«, sagte Fritz.

Sie beschlossen, an diesem Tag nicht auf den Hof zu gehen, um zu arbeiten. Wozu auch. Sie würden ja nie wieder arbeiten müssen. Außerdem waren sie müde, hundemüde.

Sie hatten einen ganzen Tag lang hart gearbeitet und eine Nacht dazu. Sie gingen in die Alte Schule und hauten sich aufs Ohr. Daß dort allmählich alle wach wurden, bekamen sie nicht mehr mit. Sie schliefen tief. Mit einem Lächeln auf den Lippen.

Freitag, 25. April 1947 - Zwischen Westerau und Segeberg

Mittags wachten Fritz und Albert auf. Sie hatten zwar nicht lange, aber gut geschlafen. Die Sonne schien durch die staubigen Fenster in die Alte Schule. Sie waren alleine in der Turnhalle. Gut, daß niemand sie geweckt und gefragt hatte, ob sie nicht etwas arbeiten wollten.

Fritz und Albert standen auf, fühlten in ihre Taschen.

Ja, die Diamanten waren da. Es war kein Traum gewesen.

Beide nickten sich zu.

»Heute fahren wir mit Dieter wieder nach Neumünster. Wie geplant.«

Fritz hielt einen der Diamanten verträumt gegen das Licht.

»Und was sagen wir ihm? Wir haben ja keine Goldmünzen.« Albert bohrte ungeniert in der Nase. »Und ohne wird er uns nicht mitnehmen.«

»Wir geben ihm einen Diamanten, einen kleinen. Das sollte auch okay sein.«

»Der ist vielleicht sogar mehr wert als Gold. Einverstanden.«

Sie schlenderten eher als daß sie liefen nach Trenthorst. Sie hatten noch mindestens drei Stunden lang Zeit.

Am Treffpunkt ließen sie sich auf eine Wiese fallen und guckten in den Himmel. Fritz hatte einen Grashalm zwischen den Händen und versuchte, darauf zu pfeifen. Albert schlief ein. Aber nur kurz. Es war gerade vier Uhr, da kam Dieter mit dem Lastwagen angefahren.

»Steigt ein!«, rief er und öffnete die Beifahrertür. »Habt ihr das Fahrgeld?«

»Haben wir.« Fritz kletterte auf den Beifahrersitz, Albert folgte ihm.

»Leider keine Goldmünzen, aber was viel Besseres.«

»Und was?«, grummelte Dieter.

»Einen Diamanten.« Fritz hielt einen zwischen Daumen und Zeigefinger und schaute Dieter erwartungsvoll an. Würde er sich damit zufriedengeben?

"Einen Diamanten?" Dieter wirkte nicht gerade begeistert. »Was soll ich mit einem Diamanten?«

»Diamanten sind wertvoller als Gold.« Fritz warf sich in die Brust. »Guck ihn dir doch erst mal an. Guck, wie er glitzert.«

Der Stein, den Fritz ausgesucht hatte, war so winzig wie die anderen in seiner Hosentasche, aber ganz sicher wertvoll.

»Zeig her!« Dieter griff danach, schaute ihn von allen Seiten an und schien zufrieden.

»Na gut. Sieht echt aus. Habt ihr noch mehr davon?«

»Leider nein, wir haben den Schatz nicht gefunden. Der Stein ist aus einem Fingerring, den wir im Herrenhaus gefunden haben. Den Ring haben wir schon für Essen verkauft.«

»Gestohlen habt ihr den Ring, wolltest du wohl sagen?« Dieter grinste.

»Nein, gefunden. In einem Versteck.« Alberts Protest klang wenig überzeugend und ängstlich in seinen eigenen Ohren.

»Ist schon in Ordnung.« Dieter schaltete einen Gang ein und fuhr los, zurück Richtung Neumünster. Die Jungen lehnten sich zurück. Es würde eine Fahrt von einigen Stunden werden, so wie vor ein paar Tagen. Damals waren sie noch arme Schlucker gewesen, jetzt nicht mehr.

Dieses Mal gab es auf der Ladefläche keine weiteren Mitfahrer. Alles war vollgestellt mit Fässern voller Karpfen und Weißfisch, frisch eingesalzen. Die würden sicher auch unterwegs ein gutes Geschäft für Dieter sein, dachte Fritz. Wenn welche fehlten, würde es in Neumünster niemand merken.

Der schwer beladene Lastwagen tuckerte langsam nach Segeberg, in Richtung Neumünster. Es wurde nicht viel geredet. Alle waren in ihre Gedanken vertieft. Die Jungen dachten darüber nach, wie sie ihren Schatz zu Geld machen sollten.

Was Dieter dachte, wussten sie nicht.

*

Dieter warf einen Seitenblick auf die beiden Jungen neben sich. Dann sah er wieder auf die Straße, das Lenkrad fest in den Händen. Er war fest entschlossen, die beiden auszunehmen. Die wollten ihn wohl für dumm verkaufen. Er war sich ziemlich sicher, daß sie ihn angelogen und noch mehr gefunden hatten. Vielleicht sogar viel mehr. Er würde es sich nehmen. Er brauchte bloß eine gute Gelegenheit. Wären die beiden nicht zu zweit gewesen, wäre es leichter gewesen. Einen hätte er aus dem Wagen gezogen und mit der Faust ins Land der Träume befördert, bevor er die Taschen gefilzt und sicher etwas gefunden hätte. Aber die beiden waren junge Kerle. Die strotzten vielleicht vor Kraft. Wenn er einen zu überwältigen suchte, würde der andere ihm einen Stein über den Schädel ziehen. – Man konnte nie wissen. Und

er war älter geworden, fühlte sich nicht mehr so fit wie noch vor kurzem.

Als sie an Oldesloe vorbeigefahren waren, waren Fritz und Albert eingeschlafen. Albert an die Beifahrertür und Fritz an Albert gelehnt.

Dieter fuhr gemächlich weiter, durch Segeberg nach Neumünster. Einen Moment lang dachte er darüber nach, daß schlafende Jungs auch zu zweit schnell auszuschalten waren. Dann aber verwarf er den Gedanken. Nicht noch ein Mord. - Oder vielleicht doch ...? Verdamm! Er schalt sich einen Narren. Diese Skrupel waren doch nur lästig.

Es war nur noch eine halbe Stunde bis nach Segeberg, die Sonne ging gerade unter und auf der Straße waren fast keine Menschen mehr zu sehen. Dieter schaute Fritz und Albert erneut von der Seite an und versicherte sich, daß beide immer noch tief und fest schliefen. Dann griff er hinter seinen Fahrersitz und holte einen schweren Schraubenschlüssel hervor.

Einen Moment lang zauderte er noch. Ging es wirklich nicht anders? Früher hätte er so was doch auch nicht getan. Aber was nützte ihm jetzt, wie es früher war. Der Krieg hatte alles verändert, auch ihn. Er hatte ja auch nur dieses eine Leben. Dieter holte aus und erschlug zuerst Fritz, dann Albert. Er wusste, daß er es beim Fahren konnte, er wusste, wie oft und wie hart er zuschlagen musste. Er wusste, daß ein Menschenschädel vorne hart, aber oben weich war. Dort draufzuschlagen, bedeutete sofortige Betäubung, und Tod, wenn es mehrmals weitere harte Schläge gab. Der Lastwagen fuhr weiter wie vorher, die beiden waren nicht einmal wach geworden.

Perfekt, dachte Dieter. Ich kann es noch. So alt bin ich gar nicht.

An einem einsamen Feldweg bog er ein. Er parkte den Lastwagen hinter einem Knick so, daß er nicht sofort gesehen werden konnte.

Er stieg aus, warf den Schraubenschlüssel in den Knick, schaute sich um, ob ihn auch niemand sah. Dann ging er um den Wagen herum,

machte die Beifahrertür auf. Albert fiel ihm sofort entgegen. Fritz musste er rausziehen.

Als er beide in einen Graben gezogen hatte durchsuchte er ihre Taschen. Die anderen Diamanten fand er schnell, bei beiden.

»Wusste ich es doch«, murmelte er. »Haben die mich angelogen. – Aber nicht mit mir.«

Er stieg wieder in seinen Lastwagen, um weiter nach Neumünster zu fahren. Die Fische mussten heute noch abgeliefert werden. Sonst würde er Ärger bekommen.

Mal sehen, an wen er die Diamanten verkaufen konnte. Er hatte da schon so gewissen Vorstellungen.

Wenn er gewusst hätte, wie groß der Schatz in Trenthorst wirklich war, hätte er sicher andere Gedanken im Kopf gehabt.

Kapitel 3: 1990

Samstag, 6. Januar 1990 - Auf Sankt Pauli in Hamburg

Gleich nach der Öffnung der Grenze zwischen Ost- und Westdeutschland war Alexander aus Erfurt in den Westen gereist und hatte Fritz und Albert gesucht. Er war deswegen extra nach Trenthorst gefahren, aber dort kannte diese Beiden niemand. Dann fragte er bei den verschiedensten Behörden nach, ebenfalls Fehlanzeige. Erst in einer alten Ausgabe der Lübecker Nachrichten wurde er fündig.

Eigentlich hatte er schon aufgegeben, wollte aber zum Abschluss seines Aufenthaltes im Norden noch einmal durch die Zeitungsarchive aus der Zeit stöbern, um nach interessanten Meldungen zu suchen. Dafür hatte er bereits mehrere Tage in der Stadtbibliothek in Lübeck in den alten Ausgaben der Zeitung gestöbert. Dann stieß er auf die beiden. Es wurde von zwei jungen Männern berichtet, die tot am Straßenrand in der Nähe von Segeberg gefunden worden waren, höchstwahrscheinlich ermordet und ausgeraubt. Das Interessante war, daß in ihren Hosentaschen mehrere Diamanten gefunden worden waren. Den Mörder hatte man wohl nicht gefasst. Wenigstens stand davon nichts in den Zeitungsausgaben der nächsten Wochen.

Mordaufklärung lag damals in der Hand der Briten, aber die interessierten sich für solche Fälle nicht besonders und gingen ihnen – wenn überhaupt - eher leidenschaftslos und selten erfolgreich nach. Es war eine Zeit, zu der so was fast täglich passierte, bei so vielen Flüchtlingen, im Zeichen von Armut und Hoffnungslosigkeit. Nur über die Diamanten wurde noch einmal in einem späteren Artikel spekuliert, aber ebenfalls in eine völlig falsche Richtung, da sie angeblich einem Offizier der Briten gestohlen worden waren, der diese nun wiederhaben wollte.

Alexander war traurig, als er diese letzten Nachrichten von seinen Freunden gelesen hatte. Gerne hätte er beide wiedergesehen, nach fünfundvierzig Jahren. Und noch viel lieber hätte er mit ihnen den Schatz von Trenthorst gesucht. Sie hatten ihn scheinbar gefunden, darauf deutete die Nachricht mit den Diamanten wenigstens hin, aber leider ohne ihn. So musste er alleine, auf eigene Faust suchen gehen. Schade.

Er war mehrfach durch Trenthorst gefahren, hatte den Acker aber einfach nicht wiedergefunden. Alles war so lange her, alles sah so anders aus. Frustriert gab er die Suche vor Ort erst mal auf.

Auf Sankt Pauli nahm Alexander sich ein einfaches Zimmer, bereit, das Stadtleben zu genießen, vor allem nachts. Tagsüber schmiedete er Pläne, wie er trotz allem an den Schatz kommen konnte. Alleine war das nicht möglich, er brauchte Helfer. Georg und Hermann waren ihm "empfohlen" worden. Und die lebten hier in Hamburg auf Sankt Pauli.

Er hatte eine Telefonnummer bekommen und rief sie an.

Hier im Westen hatte praktisch jeder Haushalt ein Telefon, und die Nummern standen in dicken Büchern. So was hatte es im Osten nicht gegeben. Da hätte er sicher noch viel länger gebraucht, bis er einen der Männer entdeckt hätte. Oder er hätte sie nie gefunden, schließlich waren im Osten doch viele einfach mal so verschwunden, und niemand wusste, wohin. Vielleicht wären sie in den Westen abgehauen oder in den Knast bei der Stasi, die waren da nicht zimperlich.

Alexander hatte sich mit Georg und Hermann in einer Bar in Sankt Pauli verabredet. Er wusste, daß er aufpassen musste, daß er nicht zu viel verraten durfte vom Schatz. Aber er war ja nicht dumm. Georg und Hermann sollten ihm helfen, aber mehr auch nicht. Er würde sie großzügig belohnen und dann mit dem Schatz das Weite suchen. Irgendwo in die Karibik, so stellte er es sich vor.

Als Alexander nach längerem Suchen, vorbei an vielen leicht bekleideten Frauen und groben Männern, um zweiundzwanzig Uhr in der vereinbarten Bar in einer Seitenstraße der Reeperbahn ankam, war er

doch überrascht. Es war zwar einfach dort, aber recht ordentlich und in keiner Weise handelte es sich um einen Puff oder eine Spelunke, so wie er es erwartet hatte.

In der Kneipe war nicht viel los. Einige Pärchen saßen an gemütlichen Tischen und ein paar einsame Männer am Tresen, nicht weit vom Bierhahn und dem Arsenal an Schnapsflaschen entfernt. An einem Tisch saßen zwei Männer, vor sich zwei offenbar frisch gezapfte Biere, die auf etwas oder jemanden zu warten schienen. Das mussten die beiden sein. Schon in Ermangelung anderer potenzieller Kandidaten.

»Darf ich fragen, ob ihr Georg und Hermann seid?« Alexander bemühte sich um einen höflichen Tonfall.

»Jo.«

Georg und Hermann waren Hamburger, wie sie im Buche stehen. Georg war klein und drahtig, mit einer Hakennase, dunklen mittellangen Haare und einer krächzigen Stimme, einer Krähe nicht unähnlich. Georg schien das Reden gewohnt zu sein. Hermann war das Gegenteil: Er war riesig, gut in Futter und still wie eine Maus.

Alexander setzte sich zu den beiden und fing ein unverfängliches und bierseliges Gespräch an. Er war der Exot in der Runde, hier in Hamburg, in der Kneipe in Sankt Pauli, das wusste er. Die Wiedervereinigung war nun gerade einige Monate alt, und alle – selbst die schweren Jungs - interessierten sich für die Verhältnisse in der DDR. Alexander erzählte von sich, von Erfurt, von Ostberlin, von der DDR und wie gut es war, daß die Mauer nun endlich weg war. Er erzählte, daß er Maurer gelernt habe und viel in der DDR herumgekommen sei, von einer Baustelle zur nächsten. Er schwärmte auch von Westdeutschland und davon, wie er sich freue, nun in Hamburg, in dieser Weltstadt, zu sein.

Er sagte nicht, daß er nebenbei auch für die Staatssicherheit der DDR gearbeitet hatte. Darauf war er auch nicht stolz, es hatte sich aber finanziell gelohnt, und er war auch viel im ehemaligen Ostblock herumgekommen. Heute war es ein Nachteil, die Stasi hatte hier im Westen

ein schlechtes Image, selbst bei den schweren Jungs. Berechtigt, wie Alexander sich eingestehen musste.

Georg und Hermann freuten sich am meisten über den lustigen Akzent, den Alexander sprach. So gar nicht hamburgisch oder norddeutsch. So sächsisch eher. Das fiel sofort auf.

Georg und Hermann kannten sich schon lange und hatten viel zusammen unternommen. Sie stellten sich als Unternehmer im Sicherheits- und Eigentumsgewerbe vor. Alexander wagte nicht zu fragen, was er denn unter diesem Gewerbe zu verstehen habe. Das hätte doch nur gezeigt, daß er als Ossi keine Ahnung hatte. Nur so viel wurde ihm klar: Zurzeit hatten Georg und Hermann viel Zeit und Interesse, einen Auftrag zu bekommen.

Als sie nach mehreren Stunden und vielen Bieren miteinander warm geworden waren, kam das Gespräch auf den Schatz. Alexander erzählte, wie er und seine Freunde als zwölfjährige Bengel an dem Abend im Wald gesessen und was sie beobachtet hatten: das Loch, die Gefangenen, das Erschießen, die Lastwagen. Georg und Hermann hörten fasziniert zu.

Alexander hatte nichts verdrängt und sich häufig und tief mit der Nacht von damals und dem Schatz beschäftigt. Er hatte noch heute die Sätze von Göring und seinen Besuchern im Herrenhaus im Kopf. Immer hatte er davon geträumt, daß er diesen Schatz eines Tages finden und reich sein würde. Leider konnte er die Deutsche Demokratische Republik, dieses Gefängnis, nicht verlassen, um seinen Traum wahr werden zu lassen.

Als die Grenze endlich geöffnet worden war, war sein erster Gedanke gewesen, den Schatz zu finden. Nun saß er hier in Hamburg mit Georg und Hermann. Er erzählte so viel wie nötig, aber so wenig wie möglich.

»Der Schatz ist nicht groß, aber groß genug für uns alle drei. Eure Hilfe könnte ich gut gebrauchen, wenn ich ihn heben will.«

»Was meinst du?«, frage Georg. »Was ist das für ein Schatz?«

»Keine Ahnung«, antwortete Alexander. Das stimmte sogar. Er hatte ja nur gesehen, daß etwas vergraben wurde, aber nicht, was.

»Das ist sicher Gold!«, vermutete Hermann. »Was sollten sie sonst verstecken, was nach dem Krieg noch Wert hatte?«

»Das glaube ich nicht«, meinte Georg. »Da waren sicher auch andere Sachen dabei. Vielleicht Akten über die Konzentrationslager. Oder so was. Zu verstecken hatten die schließlich genug.«

»Glaube ich auch.« Alexander nahm noch einen Schluck Bier. »Sicher auch Goldzähne und Münzen.«

»Vielleicht sind da Millionen vergraben.« Georg war nun ganz euphorisch. »Die Nazis sind tot. Der Schatz gehört praktisch niemanden mehr, wenn er noch da ist.«

»Dann lasst uns den Schatz holen, bevor es jemand anderes tut. – Seid ihr dabei?« Alexander hielt den beiden die flache Hand hin. Erst schlug Georg ein, dann Hermann. Alexander freute sich. Er wollte reich werden, und es würde genug da sein, da war er sich sicher. Fünf- undvierzig Jahre Armut im Osten waren genug. Er war nun zweiundfünfzig Jahre alt, und anders konnte er nicht mehr wohlhabend werden. Der Schatz war die Chance seines Lebens.

Es war spät geworden, Alexander war müde und verabschiedete sich von seinen neuen Freunden. „Also ist es abgemacht? Morgen fahren wir los, um zu sehen, ob ich den Acker wiederfinden kann, in dem der Schatz verborgen ist.“

»Jo. Mok wi.«

Alexander sah den beiden ins Gesicht. Für Verbrecher sahen sie viel zu harmlos aus. Aber vielleicht waren sie auch nur gute Schauspieler. Wer wusste das schon ...

Am darauffolgenden Tag, es war Sonntag, fuhren Alexander, Georg und Hermann nachmittags mit Hermanns altem VW-Campingbus durch Trenthorst und über die Straßen des Gutes. Es war trist und nebelig. Auf den Straßen war nichts los. Wie ausgestorben. Genau richtig für ihre Zwecke. Alexander staunte über die guten Straßen hier in Trenthorst. Die waren jetzt alle asphaltiert. Damals hatte es nur festgetretenen Lehm und im besten Fall Kopfsteinpflaster gegeben. Die Scheunen und das Herrenhaus aber erkannte er sofort. Hier hatte sich nicht viel getan, höchstens verschlechtert. Die Gebäude wirkten verkommen. Efeu wuchs an den Fassaden des Herrenhauses hoch, die Mauern waren grau und an den Holzfenstern blätterte der Lack ab. Die Gutsgebäude waren zwar in Nutzung, aber sie sahen so aus wie in der DDR, grau und lange nicht mehr repariert. Fenster waren kaputt, Türen nicht gestrichen, Dächer hatten kaputte Dachziegel. Als Fachmann konnte Alexander sich nur wundern, was hier los war.

Das Waldstück von damals und den Acker erkannte er auf den ersten Blick. Da hatte sich nicht viel verändert.

Der Schatz lag also vor seinen Füßen, unter der Erde, wartete nicht mehr auf Göring, sondern auf ihn. Wenn er noch da war ...? Aber warum nicht? Alexander wurde bei dieser Vorstellung ganz aufgeregt. Fünfundvierzig Jahre hatte er daran gedacht, den Schatz zu besitzen, und nun lag der Acker vor ihm. Und unter der Erde lag, was er suchte, zum Greifen nah. Er steckte Georg an mit seiner Euphorie.

Hermann war skeptischer. „So einfach wird das aber nicht werden, dieser komischen Schatz zu bergen.“ Er erläuterte, was er meinte: Zum einen war der Acker um diese Jahreszeit teils gefroren, teils nass und schmierig. Gar nicht daran zu denken, dort was auszugraben. Im Sommer würde dort Raps oder Weizen wachsen, vermutete er. Eigentlich wäre das eine gute Zeit zum Graben. Leider würde sie niemand so einfach graben lassen.

Einfach auf einem fremden Acker rumzugraben, war natürlich verboten. Also würden sie nachts arbeiten müssen. Aber das Loch war tief und Alexander wusste noch immer nicht, wo sie genau graben mussten. Schwere Maschinen hatten sie nicht und wenn, hätten sie sie nicht benutzen können. Da hätten sie sich ja gleich mit einem Megafon vors Herrenhaus stellen und schreien können: »Hallo, wir holen uns mal eben den Nazi-Schatz!«

Also: alles heimlich, soweit es ging.

Aber wie?

Alexander, Georg und Hermann kamen nun häufiger nach Trenthorst, spazierten herum, sahen sich um, saßen dann im VW-Bus und dachten darüber nach, wie verflucht sie an den Schatz gelangen konnten.

Das war ein Dilemma, aber es würde nicht unlösbar sein. Es musste einfach einen Weg geben.

*

Es war an einem feuchten Tag im März, als ihnen die Lösung endlich einfiel.

»Also klar ist, daß wir nicht einfach auf dem Acker rumgraben können«, sinnierte Alexander. Er dachte nun schon sicherlich das hundertste Mal, mal laut, mal stumm, über das Problem nach. Georg und Hermann saßen hinten im Bus und tranken Bier.

»Kaufen können wir den Acker auch nicht. Selbst wenn wir den Schatz haben. Das Land gehört dem Bund, und die verkaufen so was nicht. Außerdem müssten wir ja dann erst den Schatz heben, um Geld für den Kauf des Ackers zu haben, den wir dann ja gar nicht mehr kaufen müssten, wenn wir den Schatz schon hätten. Logo, oder?« Georg schlug sich auf die Schenkel.

»Alles ganz schön kompliziert«, grölte Hermann.

»Wir können ja einen Tunnel graben«, setzte er kichernd hinzu. Er war schon ziemlich angetrunken. In so einem Zustand bekam er seinen Mund tatsächlich einmal auf. Und, bei Licht betrachtet, es war manchmal gar nicht so dumm, was er sagte.

Auch Georg wurde hellhörig.

»Das ist es«, rief er. »Wir graben einen Tunnel.«

Damit war das Projekt "Schatztunnel" geboren. Sie würden vom Waldrand aus einen Tunnel unter dem Acker hindurch bis zum Schatz graben. Das würde keiner sehen. Sie mussten nur tief genug graben und die Richtung beibehalten. Die Planung ging los.

Alexander wusste nur ungefähr, wo das Loch sein musste. Vom Waldrand waren es locker hundert Meter. Ungefähr ein bis zwei Meter unter der Oberfläche, so schätzte er.

Und das war verdammt ganz schön tief. Ohne großes Gerät.

Samstag, 19. Mai 1990 - Im Wald in Trenthorst

Seit Monaten – gewöhnlich am Wochenende und in der Abenddämmerung – waren Georg, Hermann und Alexander immer wieder nach Trenthorst gefahren, hatten den Wagen irgendwo auf einem Feldweg geparkt und waren dann zur Tunnelbaustelle geschlendert, getarnt als Spaziergänger.

Sowie sie in der Nähe ihrer Tunnelbaustelle angekommen waren, schauten sie sich nach Autos und Menschen um. Niemand durfte sie bei ihrem Tun beobachten.

Einmal, vor mehreren Wochen, sie wollten gerade aus dem VW-Campingbus aussteigen und anfangen, weiter am Tunnel zu graben, hatte ein Jäger angehalten und gefragt, was sie dort machen würden.

Er schien auf dem Gut zu arbeiten, wie an seinem Namensschild zu erkennen war: Marke "Öffentlicher Dienst".

Das Gut war längst zum Forschungsstandort geworden, es wurde von Beamten verwaltet. Das hatten ihnen Leute aus dem Dorf erzählt. Und der Jäger, der auftrat wie der Gutsherr selbst, gehörte sicher dazu.

Georg hatte die Bustür schnell geschlossen. Eimer und Schaufeln brauchte der Jäger nicht zu sehen.

Alexander erzählte mit Unschuldsmiene, daß er aus dem Osten komme und seine Kumpels ihm das schöne Trenthorst zeigen wollten. Der Jäger nickte und fuhr weiter. Nicht, ohne am gleichen Tag noch zweimal vorbeizufahren, immer freundlich grüßend. Klar: Er wollte zeigen, daß er sie sah und vor Ort war.

Ansonsten gab es nicht viele Leute, die sich für sie interessieren könnten. Es war doch immer recht menschenleer hier in Trenthorst. "Nicht so wie früher, dachte Alexander. Nun machte Trenthorst den verwunschenen Eindruck eines „Dornröschenschlosses“.

Der Tunnelbau selber bedeutete lange und mühevollen Arbeit. Glücklicherweise war der Tonboden so stabil, daß der Tunnel keine Stützhölzer oder sonstiges brauchte.

In der Regel gruben sie nachts, weil da das Risiko am geringsten war, entdeckt zu werden. Draußen, und besonders im Wald, war um diese Zeit kein Mensch unterwegs, kein Trecker und nicht einmal der Jäger. Die nächsten Wohnhäuser waren fast einen Kilometer weit entfernt.

Wenn doch einmal ein Auto vorbeifuhr, so konnten sie es früh genug erkennen, so dunkel war es in der Nacht und die Sicht auf dem flachen Land weit. Wie sagte man so schön in Norddeutschland? »Hier ist das Land so flach, daß du deinen Besuch schon einen Tag vorher kommen sehen kannst.«

Der Eingang zum Tunnel lag gut versteckt in dem trockenen Graben, von dem aus sie damals nachts beobachtet hatten, wie der Schatz ver-

graben wurde. Nun war er mit abgestorbenen Ästen und viel Laub gefüllt. Drum herum und auf dem Grabenrand standen viele Sträucher und Bäume. Die Tarnung war perfekt.

Erst als Anfang Mai die Bäume Laub bekommen hatten, konnten sie es wagen auch bei Dämmerung zu graben. Das ging dann etwas besser voran.

Der Raps, der auf dem Schatz-Acker gewachsen war, hatte wochenlang gelb wie die Sonne geblüht, nun stand er hoch und grün. Von außen war nicht zu sehen, was am Waldrand hinter dem Raps geschah. Gut so.

*

Am Morgen nach einer weiteren langen, anstrengenden Tunnelbau-Nacht saßen Alexander, Georg und Hermann im VW-Bus. Es gab darin eine gemütliche Sitzecke mit einem klappbaren Tischchen und sogar eine kleine Kochnische. Die Schiebetür des Busses stand offen, die ersten Sonnenstrahlen schienen herein und wärmten den Innenraum.

Es wirkte wieder einmal wie ein gemütlicher Ausflug von drei Männern.

Es war Samstag, mittags, schwül-warm. Alle drei hatten Hunger. Hermann packte eine Einkaufstüte aus. In der Tüte waren geschnittenes Brot, Wurst, Käse und sechs Dosen Bier. Er stellte alles auf den Tisch.

»Greift zu.«

Teller und Gläser gab es nicht, aber das störte niemanden. Sie hatten ihre Taschenmesser für Wurst und Käse, tranken das Bier aus der Dose und waren zufrieden, daß niemand sie störte.

Mit einem Bier in der Hand fing Alexander an zu reden. »Seit Wochen graben wir nun schon. Weit sind wir noch nicht gekommen. Wenn das so weitergeht, brauchen wir den ganzen Sommer.«

»Und, was sollen wir machen?«, fragte Georg unwirsch. »Schlag was Besseres vor.«

»Streitet euch nicht«, schritt Hermann in den aufkommenden Streit ein. »Wir haben doch alles von rechts nach links, von oben nach unten überlegt. Es gibt einfach keine andere Möglichkeit. So einfach auf dem Acker zu graben, wäre viel zu auffällig. Und der Jäger passte auf wie ein Schießhund.«

Alexander nickte, trank einen weiteren Schluck aus der Bierdose und dachte nach.

Der Tunnel war erst fünfzehn Meter weit vorgetrieben worden, einen Meter tief unter der Oberfläche, dunkel, erdig, eng und stickig. Die ausgehobene Erde hatten sie mühsam und möglichst unauffällig zwischen den Rapspflanzen und – unter Laub im Wald verteilen müssen. Allmählich wussten sie nicht mehr, wohin damit.

Das alles strapazierte die Nerven. Sie wurden zusehends gereizter und ungeduldiger.

»Lass uns noch ein paar Eimer vollmachen. Dann habe ich erst mal genug für heute.« Alexander schlug nach einer Mücke.

Georg und Alexander gingen zum Loch, Hermann kümmerte sich um die Eimer, die bereits vor dem Auto standen. Sein schöner Campingbus wurde immer mehr zum Lastwagen, dachte er. Innen drin sah es einfach unmöglich aus. Eimer, Plastikplanen, Schaufeln, Stiefel und Erde, tonig und klebrig. Und nun die nächste Fuhr. Er stellte fünfzehn Eimer in den Innenraum, dann war der Wagen voll. Die Erde um die Rapspflanzen zu verteilen, hatte sich einfach als zu aufwändig erwiesen. Also fuhr er die Eimer lieber einige Kilometer weit weg, bevor er sie an einem Feldrand ausleerte. Immer an einer anderen Stelle, damit das niemandem auffiel.

Hermann und Georg waren in der Zwischenzeit wieder in den schon fertigen Tunnelabschnitt gekrochen, um die nächste Fuhre Erde rauszuholen.

»Irgendwann erwischt der Jäger uns«, sagte Hermann. »Wir sind fast jedes Wochenende hier. Das muss doch mal auffallen.«

»Wenn wir hier arbeiten würden, dann würde sich niemand wundern.« Alexander nahm sich noch ein Bier. »Vielleicht kann ich hier ja Arbeit finden.«

»Gar nicht so schlecht, die Idee.« Georg dachte nach. »Und das würdest du machen?«

»Klar doch. Im Osten ist doch eh nichts mehr los. Hier gefällt es mir und eine Arbeit brauche ich auch. So langsam geht mir das Geld aus. Meine Ersparnisse, die hundert Mark Begrüßungsgeld und die tausend, die ihr mir geliehen habt, sind fast weg.«

»Wenn du das hinbekommst, dann wäre es wirklich einfacher. Du gehörst dann ja praktisch zum Hof. Vielleicht kannst du dann was rauskriegen. Auf alle Fälle können wir einfacher gemeinsam suchen. Wir könnten dich einfach besuchen, einen Kumpel, der auf dem Gut arbeitet. Keiner wird sich wundern, wenn wir hier rumlaufen.«

Auch Hermann war begeistert von der Idee.

*

Gleich am Montag ging Alexander zum Herrenhaus und fragte den Erstbesten, den er traf, ob Arbeit frei wäre.

Der Mann im grünen Overall sah ihn schief an. Er kratzte sich am Kopf und ließ sich Zeit mit der Antwort. Endlich machte er den Mund auf. »Der Chef aus Mariensee, Prof. Smith, ist heute vor Ort. Den können Sie fragen.«

»Na, wunderbar.« Alexander ließ sich den Weg beschreiben und machte sich auf den Weg zu dessen Büro im Herrenhaus.

Im Herrenhaus sah es anders aus, als Alexander es in Erinnerung hatte. Damals hatte alles edel und wohlhabend ausgesehen, nun sah es auch im Inneren verkommen und wenig gepflegt aus. Er war enttäuscht. So gut schien es im Westen dann doch nicht zu sein, wenn solche schönen Häuser verwahrlosten.

Er ging in den ersten Stock, dorthin, wo der Institutsleiter sein Büro haben sollte, und klopfte.

»Herein!«, hörte er durch die dicke Eichentür. Alexander machte die Tür auf und sah einen alten Mann an einem alten Schreibtisch sitzen. Er las in irgendwelchen Papieren, die auf dem Tisch lagen. Alexander trat ein.

»Was kann ich für Sie tun?« fragte der alte Herr.

Alexander wagte sich näher an den Schreibtisch heran.

»Herr Smith«, fing er an. »Ich grüße sie. Mein Name ist Alexander Schiller. Ich komme aus Ostberlin und wollte fragen, ob ich hier vielleicht arbeiten kann.«

»Herr Schiller«, erwiderte Prof. Smith, der dieses Gut von Mariensee bei Hannover aus verantwortete. »Dieses ist eine Bundeseinrichtung. Hier kann ich nicht einfach so jemandem Arbeit geben.«

»Herr Smith«, fuhr Alexander fort. »Früher habe ich in diesem Haus mit meiner Mutter gelebt. Sie war Köchin bei Reemtsma. Ich würde so gerne hier arbeiten, mich an alles erinnern. Gibt es nicht doch irgendeine Möglichkeit, hier zu bleiben?«

Der Institutsleiter aus Mariensee wirkte nun etwas mehr interessiert. »Was können Sie denn?«

Alexander sah eine Chance. »Ich bin Maurer, kann aber auch alles andere machen. Was Sie eben brauchen.«

»Haben sie Interesse an Landwirtschaft?«

»Ja, gerne. Was Sie mögen.«

»Als Aushilfskraft könnte ich Sie für einige Monate beschäftigen. Viel Geld ist es nicht, aber ...«

»Das macht gar nichts. Liebend gerne würde ich hier arbeiten. Das Geld wird schon reichen.«

»Dann bringen Sie mir, sobald es geht, alle Papiere.« Alexander griff in seine Jackentasche, er hatte bereits alles dabei. Georg hatte ihm guten Rat gegeben.

»Na, das ist ja schnell gegangen.« Prof. Smith stand auf und gab Alexander über den großen Schreibtisch hinweg die Hand. »Kommen Sie nächste Woche wieder, ab ersten Mai können Sie für sechs Monate im Stall arbeiten. Die Papiere mache ich bis dahin zurecht. Sie können hier im Herrenhaus wohnen. Es sind schon andere aus dem Osten hier. Aber es wird sicher noch einen Platz für Sie geben. Fragen sie mal bei ihren Ost-Kollegen nach. Und ... vielleicht erzählen Sie mir irgendwann mal, wie es damals hier im Herrenhaus und in Trenthorst gewesen ist. Die Kriegszeit interessiert mich besonders.«

»Danke, gerne.« Alexander schüttelte die Hand des Institutsleiters und konnte es kaum glauben. Er hatte eine Stelle bekommen. War doch ganz einfach gewesen. Es waren eben gute Zeiten.

Prof. Smith setzte sich und widmete sich wieder seinen Papieren. Das Gespräch war für ihn offenkundig beendet.

Alexander verließ den Raum, noch einmal dankend, und suchte im Herrenhaus irgendjemanden, der ihm sagen konnte, ob er hier einen Platz zum Wohnen finden konnte.

In der Gutsküche entdeckte er eine Frau, die er für eine Haushälterin hielt, und sprach sie an. hielt. Bereitwillig zeigte sie ihm die Zimmer im Herrenhaus, in denen bereits mehrere Arbeiter aus dem Osten mehr hausten als wohnten. Sie sah sich um.

»Hier scheint alles voll zu sein. Aber oben ist ein Zimmer, das ewig nicht benutzt wurde. Vielleicht geht das. Kommen Sie.« Dort oben in

einem staubigen Raum mit vergilbten Wänden und dreckigen Fenstern standen zwei Betten. »Früher war das hier ein Besucherzimmer der Familie Reemtsma«, sagte die Frau. »Lange her.«

»Und wer schläft da?« Alexander zeigte auf das Bett mit den zerwühlten Kissen.

»Ein anderer Arbeiter aus dem Osten. In den letzten Wochen sind insgesamt zehn Personen im Herrenhaus untergebracht worden, alle von dort. Sie werden sich schon verstehen miteinander.«

»Gibt es ein Bad?«

»Das Klo ist unten in der Lobby. Eine Dusche haben wir leider nicht. Aber warmes Wasser haben wir.«

Bequem ist das ja nicht gerade, dachte Alexander, und das Haus ist voll. Aber wenn so viele Fremde auf dem Gut sind, ist das eigentlich ganz in meinem Sinne.

Zufrieden ging Alexander wieder los, zu Fuß, durch den Wald, nach Oldesloe. Nun würde das Graben etwas unauffälliger werden. Wenn der Jäger ihn erwischte, würde er sagen, der Institutsleiter habe ihn beauftragt, mit seinen beiden Gehilfen Bodenproben zu nehmen. Na ja, vielleicht würde ihm ja auch noch eine bessere Ausrede einfallen.

Außerdem würde er immer mal horchen können, ob die anderen was munkelten, so "über Leute, die Löcher graben". Sollte es ja geben, so was. Er grinste.

Sonntag, 29. Juli 1990 - Auf dem Acker in Trenthorst

Alexander, Georg und Hermann gruben, gruben und gruben. Inzwischen waren es schon über fünfzig Meter Tunnel geworden. Sie

brauchten all ihre Willenskraft, da sie noch nicht eine einzige Münze oder anderes von Belang gefunden hatten.

Was, wenn jemand den Schatz längst geborgen hatte oder sie in die falsche Richtung gruben.

Es wurde Zeit, daß sie fertig wurden. So langsam waren die Ersparnisse aufgebraucht, und die Kraft für kleine Einbrüche und Diebstähle wurde immer geringer. Allein aus Mangel an Alternativen - und weil sie sich im Geiste schon so sehr an den möglichen Reichtum gewöhnt hatten - gruben sie weiter.

Wie Maulwürfe fühlten sie sich. Aber bald würden sie sich wie Goldhamster fühlen. Hoffentlich.

*

Sonntagabend. Spätsommer. Es war heiß draußen.

Der Tunnel war so eng, daß immer nur ein Mann vorwärts hineinkriechen und rückwärts wieder hinaus kriechen konnte. Je weiter der Tunnel ins Feld hineinführte, umso enger und stickiger wurde er. Neben Hermann lag der Gartenschlauch, der durch den ganzen Tunnel bis zu einer Pressluftflasche reichte, von der aus sie den Tunnel mit Frischluft versorgten. Sonst würden sie alle ersticken. Die Flasche war im Eingang gut versteckt, hatte aber schon zehnmal ausgewechselt werden müssen. Das ging so langsam ins Geld.

Alle paar Meter bohrten sie ein dünnes Loch durch die Decke. Dadurch wussten sie auch, wie tief der Tunnel unter der Erde lag. Alleine das war eine große Anstrengung, der Akku-Schrauber mit dem flexiblen Bohraufsatz pustete immer aus dem letzten Loch, um sich durch das ein Meter starke tonige und teilweise betonharte Erdreich zu quälen. Sie waren immer rund einen Meter tief unter der Oberfläche bleiben, weil sie vermuteten, daß der Schatz nicht höher lag, und weil

sie nicht über ihn hinweggraben wollten. Wäre der Schatz höher vergraben worden, so wäre er wohl schon längst aus der Erde gewachsen, so wie die Ackersteine. Oder ein Pflug hätte eine Kiste erwischt.

Näher an der Oberfläche durften sie auch nicht graben, dann wären sie längst entdeckt worden. Entweder beim Pflügen, weil dann der Tunnel hätte einstürzen können, oder durch den Frost. Seitdem Alexander tagsüber auf dem Gut arbeitete, kannte er sich ein wenig mehr aus. Er wusste, daß Steine im Winter geradezu aus dem Acker wuchsen. Das lag am Eis, das sich unter einem Stein bildete und den Stein immer höher drückte, weil Eis eben mehr Raum verlangte als Wasser. Die Bauern ärgerten sich darüber, daß sie im Frühjahr immer Steine sammeln mussten, damit die Maschinen nicht kaputtgingen. Das war eine mühsame Arbeit und immer ging mal wieder eine Pflugschar kaputt, weil ein Stein kurz vor dem Durchbruch zur Oberfläche im Weg war. Alexander lächelte. Er war ziemlich stolz darauf, wieviel er schon gelernt hatte. Als einfacher Maurer.

Inzwischen war Alexander eine neue Ausrede eingefallen. Wenn ihn jemand fragen würde, was er dort auf dem Acker machte, konnte er einfach behaupten, er interessiere sich für den Raps, und wolle sehen, wie er stand.

Hermann war heute vorne im Tunnel und grub mit einer kleinen Schaufel ein Stück weiter, immer nur wenige Zentimeter. Das schummerige Licht seiner Stirnlampe zeigte ihm Regenwürmer, kleine Steinchen, Wurzeln und vor allem braune, graue und schwarze Erde. Es war kein aufregender Anblick. Wenn diese verdammte Graberei doch nur endlich ein Ende haben würde. Allmählich fragte Hermann sich, wer ihn geritten hatte, sich an diesem Unternehmen zu beteiligen. Er war kurz davor, alles hinzuschmeißen.

Hermann drückte die Erde unter sich hindurch nach hinten, wo Georg wartete, der die Erde in einen Beutel schob. Alexander war hinter Georg und nahm ihm jeweils den vollen Beutel ab, den er zwischen seinen Beinen hindurch nach hinten reichte. Dafür bekam Georg einen leeren Beutel zurück. Auf diese Weise schafften sie immer ein bis

zwei Meter pro Nacht. Die Beutel waren besser als Eimer, nicht so sperrig im engen Tunnel.

Nacht für Nacht fiel ihnen die Arbeit schwerer. Aber Aufgeben, nun, nach fast siebzig Metern? Unmöglich. Schon beim nächsten oder übernächsten Spatenstich könnten sie auf den Schatz stoßen. Oder beim überübernächsten ...

Alexander kroch rückwärts wieder aus dem Tunnel hinaus. Es dauerte nun fast fünf Minuten bis zum Eingang.

Den Eingangsbereich hatten sie etwas größer gegraben. So konnte man sich umdrehen und hinaussehen. Alexander horchte. Dann spähte er vorsichtig durch die leider sehr stachelige Schlehe, die den Eingang verdeckte. Die Luft war rein – niemand zu sehen.

In der Ferne hörte er Trecker- und Mähdreschergeräusche. Sein Herz schlug schneller. Am Freitag hatten sie auf dem Hof gesagt, daß die Rapsernte nun bald losgehen werde. Sobald es trocken genug wäre.

Sie mussten sich beeilen. Deswegen hatten sie das gesamte Wochenende für das Graben vorgesehen.

Alexander kroch aus dem Loch, wand sich durch die Schlehenhecke, kassierte zwei neue Kratzer von den langen, spitzen Dornen und ging in den Wald hinein. Unter einem Busch versteckte er den frisch gefüllten Beutel.

Alexander kroch wieder zurück in den Tunnel. Noch zwei Stunden, dann würden sie für heute erst einmal Schluss machen. Am nächsten Morgen musste er früh raus.

Er fluchte leise vor sich hin. Die Knie taten ihm weh, dem Rücken ging es nicht besser. Und wenn das alles nur ein Wunschtraum bleiben würde?! So viele Jahre waren vergangen. Es würde doch mit dem Teufel zugehen, wenn noch niemand anders auf die Idee gekommen wäre, nach dem Gold zu suchen.

»Scheiße!«, schrie Alexander, als er sich ein wenig aufrichtete und sich an einem halb aus der Erde ragenden Feldstein den Kopf stieß.

Dann hörte er einen anderen Schrei. Es war Hermann.

»Leute!«, schrie er. »Hier ist wieder was im Weg.«

»Sag bloß. Was ist es denn dieses Mal?« Georgs Stimme klang genervt. Sicher erwartete er bloß wieder den nächsten Stein, den sie aus dem Weg würden räumen müssen. Das war am anstrengendsten. Einmal hatten sie sogar um einen dicken Stein herumgraben müssen, weil sie ihn niemals aus dem Loch bekommen hätten.

»Das ist Holz«, rief Hermann, »eine Kiste!«

Alexander und Georg glaubten, sich verhört zu haben.

»Das Brett ist ganz moderig«, rief Hermann nach hinten.

»Ist es der Schatz?« Georgs Stimme überschlug sich.

»Ich glaub‘ schon.«

»Grab weiter!«, schrie Albert.

Keine Antwort. Dafür hektische Bewegungen mit dem Spaten.

Hermann grub wie ein Verrückter. Tatsächlich, eine Kiste. Er befreite sie aus ihrem Versteck aus Ton und Lehm, in dem sie schon so lange verborgen gelegen hatte. Die Erde flog nur so nach hinten. Jetzt war keine Zeit mehr, etwas in Beutel zu füllen. Mit bloßen Händen warf Georg Erdklumpen hinter sich. Mit dem Ellbogen wischte er sich die Erde aus dem Gesicht, die ihm in die Augen gespritzt war. Es dauerte eine geschlagene Stunde. Dann endlich hatte Hermann die Kiste befreit. Das Holz war weich und brüchig. Hermann bog einige Bretter auseinander und griff hinein. Was er spürte, war hart und eckig. Im Licht der Stirnlampe betrachtete er fasziniert das golden glänzende Stück in seiner Hand.

Verflucht noch mal! Ein Goldbarren. Ein echter Goldbarren ...!

»Gold!«, schrie er, »ich habe Gold gefunden! Wir haben den Schatz.«

Georg und Alexander krochen näher zu ihm hin, soweit irgend möglich. Alle drei atmeten heftig.

»Mensch, reich mal nach hinten. Wir wollen das auch sehen!«

Im Schein ihrer Stirnlampen himmelten sie die Goldbarren geradezu an, die nun Stück für Stück nach hinten gereicht wurden.

»Warum hat niemand daran gedacht, Sekt mit in den Stollen zu nehmen?«, ulkte Alexander. Dabei fühlte er sich auch so schon betrunken, vor Glück.

»Ich glaube, ich kaufe mir davon meine eigene Insel«, sagte Albert. „Eine, auf der Stollen zu graben strikt verboten ist. Nie wieder Dreck!«

»Schnauze jetzt!«, befahl Alexander. »Die Luft wird knapp.«

Schweigen.

Atmen.

Dann neue Geräusche, nah, und doch fern. Rumpelnd und schwer.

*

Heinz fuhr den roten Massey Ferguson Mähdrescher schon seit zehn Jahren, er kannte ihn in- und auswendig. Seit einigen Wochen waren sie nun schon mit Dreschen beschäftigt. Erst die Gerste, nun den Raps. Bald würde Weizen folgen. Dann würde die Ernte des Jahres eingefahren sein, und der Platz war frei für die neue Saat.

Heinz fühlte sich wieder mal wie der König des Gutes. Sein Drescher, fünfzehn Tonnen Eigengewicht zuzüglich der schon gedroschenen Ernte von locker fünf Tonnen, fraß sich wie ein Dinosaurier in einer Breite von sechs Metern durch das Feld. Vor ihm Raps, hinter ihm eine Staubwolke. Die glücklichste Zeit und das schönste Bild eines jeden Ackerbauern. Auch Heinz war glücklich.

Auf einmal ruckte es. Ein großes Vorderrad des Dreschers war eingesackt, der Schneidstisch lag an der Seite auf dem Boden. Heinz hielt

an, schaute aus seiner Kabine raus nach unten und fluchte. Verdammt! Das Rad war rund einen halben Meter tief im Boden versunken. Da musste ein Hohlraum sein. Heinz hob prüfend das Schneidwerk an, die Messer bewegten sich noch alle normal. Offenbar war nichts kaputtgegangen.

Mit mehrmaligem Vor- und Rückwärtsfahren schaffte Heinz es, seinen Mäher aus dem Loch zu befreien.

Wieder ein Fuchsbau, dachte er. Mistviecher. Gut, daß nichts kaputtgegangen ist.

Die Arbeit musste weitergehen. Er wollte heute das Feld noch abgemäht bekommen.

*

Im Tunnel unter dem Mähdrescher lag Alexander auf dem Bauch, noch berauscht vom Glück des Goldes. Viele Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Von Reichtum, von Nichtstun, von schönen Frauen. Was sie wohl noch alles finden würden?

Auf einmal drückte die Erddecke auf Alexander herunter, nagelte ihn auf den Boden fest. Alexander schnappte nach Luft. Verzweifelt versuchte er, seine Hände und Arme freizubekommen. Vergeblich. Er wollte schreien, aber nur ein dumpfes Stöhnen kam aus ihm heraus.

*

»Hast du das gehört, Georg?«

Hermann ließ seinen Goldbarren sinken.

»Hat sich schrecklich angehört. – Was war das, verdammt?!«

»Alexander!« rief Hermann.

Keine Antwort.

»Alexander, was ist los?«, schrieb Georg nach hinten, so laut es ihm möglich war.

Stille.

»Alexander, antworte!«

Nichts.

Georg versuchte rückwärts nach hinten zu kriechen. Dabei stieß er auf einen Widerstand. Er versuchte, mit der Stirnlampe nach hinten zu leuchten. Trotz der Enge gelang ihm durch die staubige Luft ein Blick nach hinten. Es sah Alexander, unter einer eingebrochenen Decke. Er rührte sich nicht. Georg schaute ihn mit schreckensweiten Augen an, bekam aber keinen Ton heraus. Sie alle steckten im Tunnel fest. Georgs Herz schlug schmerzhaft hart gegen seine Rippen. Tränen schossen ihm in die Augen.

»Hermann! Großer Gott, wir stecken fest. Über Alexander ist die Decke eingebrochen.«

Hermann begriff nicht sofort. »Was ist passiert?«

»Der Tunnel ist blockiert«, schrie Georg. »Wir müssen raus!«

»Aber wie denn?« Nun geriet auch Hermann in Panik. Er robbte hektisch nach hinten und stieß mit Georg zusammen.

»Wir müssen uns nach oben durchgraben«, brüllte Georg. »Das ist der einzige Weg.«

Wie wild fingen sie an, mit bloßen Händen an der betonharten Tonerde herumzukratzen. Die Luft wurde dünner und dünner. Erst ließ Georg die Arme sinken, dann Albert.

Eine halbe Stunde später waren sie tot. Alle drei.

*

Der Schatz blieb verborgen. Wochen später wurde der VW-Bus von der Polizei abgeschleppt. Hermann als Eigentümer wurde als vermisst gemeldet, sein Auto wartete auf ihn, vergebens.

Auf dem Hof wunderte sich niemand, daß Alexander nicht wieder auftauchte. Dieser sonderbare, verstockte Kauz, der nie etwas erzählte, hatte einen Arbeitsvertrag bis Ende Juli. Am Dienstag, zwei Tage nach seinem Verschwinden, lief der aus. Die letzten zwei Tage musste er wohl blaugemacht haben, um weiterzuziehen, Habseligkeiten hatte er nicht gehabt. Er schien nicht viel davon zu halten, irgendwo untätig herumzusitzen. Wann immer er frei hatte, war er in der Feldmark spazieren gegangen.

*

Der Alltag ging weiter. Der Acker wurde für die nächste Ernte wieder gepflügt und mit Gerste bestellt. Der Tunnel blieb unentdeckt. Die Delle, wo der Mähdrescher eingebrochen war, war bald nicht mehr zu erkennen.

Mit Alexander aber war der letzte Augenzeuge gestorben, der mitbekommen hatte, wo der Schatz vergraben worden war. Wer sollte ihn nun noch finden?

Kapitel 4: 1996

Samstag, 6. April 1996 - Ein Keller in Garlstedt

Johann Heinrich Reemtsma schwitzte stark. Er hatte eine unglaubliche Angst vor den Schmerzen, die nun zu befürchten standen. Die Kneifzange, die der Mann mit der Sturmmaske vor ihm in der Hand hatte, sah scharf und kräftig aus, geradezu zerstörerisch.

Der Maskierte brüllte Johann Heinrich an, schüttelte ihn, trat nach ihm, mit groben, schweren Schuhen.

»Wenn du nicht bald dein Maul aufmachst, zwack ich dir den Finger ab!« Er ließ die beiden Klauen der Zange die Mitte von Johann Heinrichs kleinem rechten Fingers umfassen. »Und dann noch einen. Jeden Tag einen, bis du nur noch Stummelhände hast. Und dann mache ich unten weiter. Unten, du verstehst schon!«

Der Entführer mit der rauchigen, dunklen und fies lispelnden Stimme kam gewöhnlich zusammen mit einem der anderen Entführer. Insgesamt waren es fünf oder sechs. Die, die ihm abwechselnd das Essen brachten, sprachen kaum ein Wort.

*

Bis gestern hatten die Entführer Johann Heinrich relativ gut behandelt. Er hatte genug zu essen und zu trinken bekommen, es gab in diesem Loch eine Toilette, ein Waschbecken und eine Matratze. Die Entführer wollten Geld, zwar viel Geld, aber eben nur Geld.

Davon hatte Johann Heinrich genug, das wussten die Entführer. Also erpressten sie seine Familie mit Forderungen von mehr als zwanzig

Millionen Deutsche Mark und Schweizer Franken. Das war viel, aber bezahlbar.

Hätte die Familie einfach gezahlt, wäre der Mittvierziger aus seiner Gefangenschaft schnell erlöst worden. Gestern aber war die Übergabe schon zum zweiten Mal gescheitert, was die Entführer fuchsteufelswild gemacht hatte. In dieser Stimmung stürzten sie in das Gefängnis von Johann Heinrich.

»Deine Familie weiß wohl nicht, wie ernst wir es meinen, was?! Die wollen wohl gar nicht zahlen. Und die Polente haben sie auch eingeschaltet.«

Reemtsma biss sich auf die Lippen.

»Das kostet!« Der Chef der Bande spuckte die Worte aus, während ihm die Augen fast aus den Höhlen zu kommen schienen. Wie wahnsinnig sah er aus. »Nun will ich dreißig Millionen!«

Seine Wangenmuskeln arbeiteten. Dann spuckte er Johann Heinrich mitten ins Gesicht.

*

Bislang hatte Johann Heinrich Todesangst nur aus Büchern oder Filmen gekannt. Sein Leben war als Kind behütet und auch als Erwachsener sorglos gewesen. Nun aber fürchtete er mit allen Fasern seines Seins um sein Leben.

Johann Heinrich spürte, wie Schweiß seinen Rücken hinunterrann. Sein Kopf war wie leergepustet. Er wusste nicht mehr, wo er war, er wusste nicht, wie spät es war, und er wusste vor allem nicht, wie das alles enden sollte. Er wollte unbedingt weiterleben. Erst jetzt wurde ihm klar, wie gern er wirklich lebte. Er konnte nicht klar genug den-

ken, um zu überlegen, was er alles tun würde, wenn er endlich freikäme. Aber ganz deutlich spürte er die Sehnsucht nach Leben, nach einem prallen, langen Leben mit all seinen Chancen.

Er schluckte hart.

Wo gerade noch Leere seinen Kopf erfüllt hatte, produzierte sein Geist nun ein Feuerwerk aus Fragen: Wie soll ich da nur wieder rauskommen? Wie soll ich die Schmerzen aushalten? Werden Sie mich umbringen und wenn ja, wie? Werde ich einfach verbluten oder verrückt werden vor Schmerzen? Tränen der Verzweiflung drangen in seine Augen. Er wusste es nicht. Und ja, im Grunde wollte es auch gar nicht wissen.

Da, ein neuer Fausthieb in den Magen, dann einer ins Gesicht. Der Lislper winkte mit der Zange.

Johann Heinrich krächzte nur. Sein Mund war trocken.

»Ich habe doch schon alles gesagt. Was wollen Sie denn noch wissen?«

»Du lügst. Wie kommen wir an das Geld? Raus damit.«

Die Kneifzange drückte etwas zu. Es tat weh, sehr weh, vor allem in der Vorstellung, die er davon hatte. Gedanken können mehr wehtun als die Wirklichkeit.

»Aufhören!«, winselte Johann Heinrich Reemtsma. »Ich weiß, wo noch viel mehr zu holen ist. Ein Schatz, von den Nazis.«

»Ein Schatz?!« – Das ist ja interessant. Der Chef der Bande grinste. »Warum nicht gleich so?« Er setzte sich in und schlug die Beine übereinander. »Erzählt mir mehr. – Erzähl mir alles!«

Hätte Johann Heinrich doch bloß den Mund gehalten. Seit drei Tagen waren die Qualen mehr statt weniger geworden. Seine Entführer, allen voran der Chef, wollten nun diesen Schatz, mehr als alles andere. Sie waren wie von Sinnen. Und um an ihn heranzukommen, war ihnen jedes Mittel recht. Erneut setzte der Chef die Zange an.

»Ich weiß nicht genau, wo der Schatz vergraben ist.« Johann Heinrich keuchte. »Ich weiß nur, daß er in Trenthorst liegt.«

»Trenthorst«, äffte der Entführer nach. »Was ist das denn für'n Kaff?! Wo ist Trenthorst? Erzähl mir doch keinen Scheiß!«

Die Kneifzange kniff nun sehr stark in Johann Heinrichs kleinen Finger.

Bald wird das Fleisch durchgequetscht sein, viel fehlt nicht mehr. Oh Gott, gleich ist der Finger ab. Johann Heinrichs Augen füllten sich mit Tränen.

»Trenthorst gehörte meinem Vater!«, schrie er. »Das habe ich doch schon alles gestern erzählt.«

»Nichts hast du erzählt«, keifte der Entführer, »Mach deinen Mund auf und sag mir, wo der Schatz vergraben ist.«

Die Kneifzange kniff jetzt so stark, daß Blut aus der Fingerwunde quoll.

»Er ist vergraben, von den Nazis, nicht weit vom Gutshaus weg.« Johann Heinrich verriet endlich, was er wusste.

*

Johann Heinrich konnte sich noch genau an den Tag erinnern, als er vom Schatz erfahren hatte. Wie in einem Film, der im Zeitraffer lieb, spulte sich alles vor seinem inneren Auge ab, während die Verbrecher ihn bedrängten:

Es war im Jahr 1987 gewesen. Mit Vollendung seines sechsundzwanzigsten Lebensjahres sollte er endlich die Erbschaft seines Vater Philipp Fürchtegott antreten.

Er war damals an einem Vormittag beim Notar gewesen, der ihm das Testament seines Vaters und einen Brief, an ihn persönlich adressiert, überreicht hatte. Dazu eine Uhr. Im Testament stand, daß er der einzige Erbe der Firma Reemtsma sei – mit allen Rechten und Pflichten. Daß das so sein würde, hatte er schon vorher gewusst. Wie alt er sein würde, wenn er erbte, das hatte er nicht wissen können. Aber sechsundzwanzig war ein gutes Alter. Von nun an war er reich und frei. Fast sein ganzes Leben lag noch vor ihm. Von dem Brief aber hatte er nichts geahnt.

Noch vor der Testamentseröffnung öffnete er ihn ängstlich.

Stand in dem Brief etwas, was ihn das Erbe nicht antreten lassen konnte? Würde in dem Brief etwas stehen, was auch immer es war, was er gar nicht lesen wollte? Hatte es mit der Vergangenheit seines Vaters zu tun? Er wusste von dessen Nazi-Vergangenheit. Er wusste von dessen Geschäftsgebaren und dessen persönlichen Umgang mit Menschen, nicht zuletzt mit ihm selbst. All das machte ihm kein gutes Gefühl. Endlich öffnete er den Brief, entfaltete den Bogen und begann zu lesen:

»Meine besondere Erbschaft an dich, Johann Heinrich! Verrate niemandem, was du hier liest. Lerne es auswendig und verbrenne den Brief. Hörst du!«

Nun war Johann Heinrich mehr als interessiert und las von den Nazis und von der Nacht, als der Schatz nach Trenthorst gekommen und versteckt worden war. Er las von dem Treffen im Herrenhaus und wie eine Schatzkarte verteilt worden war, verschlüsselt eingraviert in goldenen Uhren.

Unglaublich, dachte Johann Heinrich.

In dem Brief stand weiterhin, daß der Entschlüsselungscode in einem Brief, versiegelt von Reichsmarschall Hermann Göring und an Philipp Fürchtegott Reemtsma adressiert, im Herrenhaus in Trenthorst versteckt sei.

Leider stand nicht beschrieben, wo er im Herrenhaus versteckt war, nur so viel, daß er, Johann Heinrich, ihn sicher finden würde, wenn er genug suchen würde, so pfiffig wie er immer gewesen sei. Zu den Briefen gehörte letztendlich eine goldene Uhr. Die fünfte. Auch in sie, wie in alle anderen, war ein Teil der Schatzkarte eingraviert.

Johann Heinrich kam aus seiner Trance, in die er beim Lesen geraten war. Er blickte aus dem Fenster und sah hinaus in den Park. Es war November, grau und trüb, aber er hatte nun eine rosige Zukunft. Er hatte einen Schatz, zumindest teilweise, der größer war als alles, was jemals gefunden worden war.

Nachdem die Augenzeugen, die das Vergraben des Schatzes durchgeführt, befohlen oder beobachtet hatten, nicht mehr lebten, hatte Johann Heinrich die Spur nun wieder aufgenommen, über vierzig Jahre, nachdem der Schatz in der Nacht- und Nebelaktion von Göring und seinem Vater in Trenthorst versteckt worden war.

An diesem Tag las er den Brief noch mehrere Male und schaute die goldene Uhr von innen und außen genau an. Eine eingravierte Schatzkarte konnte er nirgends entdecken.

Schließlich holte er sich einen feinen Schraubenzieher, um die Uhr zu öffnen. Das Innenleben der alten, mechanischen Uhr kam ihm völlig unverständlich vor. Er sah Zahnräder, Stifte und Hebel. Er war kein Uhrmacher und hatte keine Ahnung, wozu das alles gut war. Aber er nahm seine Leselupe, schaute tief in die Innereien der Uhr hinein, und begann vorsichtig, Teil für Teil auszubauen. Irgendwo musste die verfluchte Schatzkarte ja sein.

Er war fast eine Stunde dabei, draußen war es längst dunkel geworden, als er an einem Stift, den er schon ausgebaut hatte, Unregelmäßigkeiten feststellte. Er nahm diesen kleinen Stift noch einmal in die Hand

und sah ihn unter der Lupe nun genauer an. Dort stand etwas eingraviert, eine Zahlen- und Buchstabenreihe:

o103x1bn534x6pn534xx0fn534ci8jn534cxi4ho103cxi6kn534m6jo103m2f

Johann Heinrich schüttelte den Kopf. Wer sollte das denn verstehen? Er hatte absolut keine Ahnung, was diese Zahlen und Buchstaben zu bedeuten hatten. Aber warum sie dort eingraviert waren, war ihm sofort klar. Es war der Code für die Schatzkarte. Er musste ihn nur entziffern.

*

Johann Heinrich hatte sich einen Cognac eingekauft. Dann nahm er Lupe und Stift wieder zur Hand. Daß die Zahlen- und Buchstabenreihe kein Schatzplan war, sah ein Blinder. Es musste sich um einen Geheimcode handeln, mit dessen Hilfe die Schatzkarte zu finden oder zu entziffern sein würde. Er schrieb die Zahlen und Buchstaben auf einem Zettel und bemühte seinen Kombinationsgeist, um hinter ihr Geheimnis zu kommen.

Er scheiterte kläglich. Er konnte sich auch nicht annähernd einen Reim auf diese Abfolge von Buchstaben und Ziffern machen.

Mist, dachte er. Nun habe ich einen Schatz im Kopf und einen Teil der Schatzkarte, aber ich bin kein bisschen schlauer.

Er würde nicht umhinkommen, die anderen goldenen Uhren auch noch zu finden. Vielleicht würde ihm ein Fachmann dann helfen können, auf die Lösung zu kommen. Das Problem war bloß, daß die Schatzkarten über die Welt verstreut waren und der Brief mit der Entschlüsselung für die Karte gut versteckt im Herrenhaus von Trenthorst war.

Seit mehr als vierzig Jahren. Ein großes „Wo?“ mit vielen, vielen Fragezeichen.

*

Auch ohne den Schatz wurde Johann Heinrich mit der Erbschaft reich. Sehr reich sogar. Einen guten Teil davon setzte er – heimlich – für den Versuch der Entschlüsselung der Inschriften in seiner goldenen Uhr ein. Ohne Erfolg. Die Entschlüsselungsspezialisten hatten ihr Handwerk zwar verstanden, doch ohne die anderen Uhren kamen sie nicht weiter.

Er schreckte nicht davor zurück, Hilfe aus dem Untergrund anzunehmen, doch die gewünschten Ergebnisse blieben aus. Dafür hatte sich in gewissen Kreisen herumgesprochen, daß er viel Geld hatte und Hilfe brauchte. Nun saß er hier gefangen und sollte über den Schatz reden.

*

Ein jäher Schmerz riss Johann Heinrich aus seinen Gedanken, die wir ein Film im Schnelldurchlauf an ihm vorübergezogen waren.

„Ich sage alles, was ich weiß“, rief er und starrte auf seine Finger.

Wo der Schatz genau versteckt war, könne er zwar nicht erzählen, aber alle seine Recherchen über den Schatz und die goldenen Uhren werde er verraten. Und das tat er dann auch.

Nach dreiunddreißig Tagen und um dreißig Millionen Deutsche Mark und Schweizer Franken sowie eine goldene Uhr mit einem Teil einer Schatzkarte ärmer kehrte er ins Leben zurück. Er hatte noch alle Finger an seinen Händen und war wieder frei.

Als Johann Heinrich endlich wieder sein Haus betreten durfte und die Tür hinter sich geschlossen hatte, schwor er sich, nie wieder etwas mit Trenthorst und dem Schatz zu tun haben zu wollen. Zu stark war seine Angst gewesen. Sollten andere den Schatz finden. Er war raus.

Johann Heinrich wusste es nicht und hatte es auch nicht beabsichtigt, aber er hatte ein Feuer im finsternen Herzen seines Entführers entfacht. Im Herzen eines Mannes, der keine Angst kannte, skrupellos war und nun den Schatz finden wollte. Er, Johann Heinrich, hatte damit aber nichts mehr zu tun. Seine Uhr war bereits in den Händen des Entführers. Gott sei den Besitzern der anderen Uhren gnädig, wenn sie in die Hände dieses Monsters gerieten, dachte er. Daß er seinen Entführer nun auf die Fährte eines Schatzes, noch größer als das Lösegeld für seine Freilassung, war, gebracht hatte, war ihm klar, aber nicht, was für einen rücksichts- und skrupellosen Pitbull-Terrier er damit von der Leine gelassen hatte. Und dieser rüddige Hund hatte nun Witterung aufgenommen.

Montag, 6. Mai 1996 – Nachts, im Herrenhaus in Trenthorst

Die Entführer hatten Namen: Thomas Krach, Wolfgang Koszics, Bernd-Dieter Kramer und Andreas Kocholsky, alle von Beruf Kriminelle. Krach und Kocholsky waren die Köpfe, die Großkriminellen, die anderen beiden eher Kleinkriminelle. Dachten sie jedenfalls.

Während Koszics und Kramer jeweils eine Million Deutsche Mark und eine Million Schweizer Franken vom Lösegeld erhalten hatten, steckten sich Krach und Kocholsky jeweils das Vierfache ein. Das fanden sie gerecht, schließlich hatten sie die ganze Planung gemacht und sich am meisten um die erfolgreiche Umsetzung gekümmert.

Die beiden anderen gaben sich mit ihrem Anteil zufrieden. Wenig war das ja nun auch nicht, wenn auch ungerecht geteilt.

Kocholsky hatte zudem die goldene Uhr an sich genommen.

»Was willst du mit der Uhr?«, fragte Krach ein wenig blöde.

»Kannst du dir das nicht denken?«

»Sag nicht, du willst die anderen Uhren und den Schatz suchen? Das sind doch alles Spinnereien. Mir reicht das Geld, das ich habe. Ich will nur noch weg. So weit weg wie möglich.«

Schwachkopf, dachte Kocholsky, als er, in Gedanken verloren, spät-abends mit seinem Kleinbus auf der A1 von Hamburg aus in Richtung Lübeck fuhr.

Während sich die anderen mit ihrem Anteil bereits aus dem Staub gemacht hatten, hatte Kocholsky ein neues Ziel vor Augen. Deshalb war er alleine in Hamburg geblieben. Er wollte den sagenhaften Schatz der Nazis finden, von dem Reemtsma so bereitwillig erzählt hatte. Koste es, was es wolle. Aber ohne die anderen. Der Schatz gehörte ihm, alleine.

Er war zielstrebig, niemand würde ihn aufhalten können. Mit dem Schatz würde er leben wie Gott in Frankreich und seinem Vater zeigen, was in ihm steckte. Der hatte ihn jahrelang gequält und von Perverslingen vergewaltigen lassen, gegen Geld, mit Wissen seiner Mutter, bis Kocholsky endlich so kräftig war, daß sein Vater es nicht mehr wagte, ihn zu schlagen und zu verkaufen.

Er war mit sechzehn von Zuhause abgehauen, auf die Straße, wie er es nannte, hatte bald eine kleine Gang, die ihn verehrte, weil er einfach keine Skrupel hatte und sie alle ein gutes Leben führen konnten. Diebstahl in Geschäften, Omas überfallen, Automaten ausrauben, Schlägereien mit anderen Gangs, Mädchen und Drogen inklusive. Kontakt zu seinem Vater oder seiner Mutter hatte er seitdem nicht mehr, aber er freute sich darauf, vor allem seinen Vater wiederzusehen. Aber nicht, weil er ihn vermisste oder verzeihen wollte. Ganz im Gegenteil. Er wollte ihn quälen, so wie er ihn gequält hatte. Darauf freute er sich. Dafür brauchte er Unabhängigkeit und Geld.

Dafür brauchte er den Schatz.

*

Kocholsky betrachtete die Uhr in seinen Händen. Kaum zu glauben, daß sie mal in den Händen von DEM Göring gelegen hatte. Ehrfurcht erfasste ihn. Das waren noch Helden, dachte er. Er küsste das Glas. „Du wirst mich reich machen“, sagte er. „Noch reicher, als ich schon bin.“

Er dachte nach. Einen Teil der Schatzkarte hatte er mit dieser Uhr ja schon. Blöd war nur, daß auch ihm die Ziffernfolge so rein gar nichts sagte. Ihm fehlten die vier anderen Uhren und die Anleitung, wie die Ziffern und Buchstaben zu lesen waren. Letztere wollte er besorgen. Sie sollte sich ja nicht weit von Hamburg entfernt befinden.

Er musste in Trenthorst die Entschlüsselung finden, bevor er sich auf die Suche nach den anderen Uhren machte.

Einige Tage später fuhr er in einem geklauten Kleinbus über die Autobahn 1 von Hamburg in Richtung Lübeck nach Trenthorst. Er hatte herausgefunden, daß dieses klitzekleine Kuhkaff vierzig Kilometer von Hamburg entfernt lag. Im dortigen Herrenhaus wollte er mit einigen „Berufskollegen“, die er angeheuert hatte, nach dem Brief mit der Entschlüsselung suchen.

Ob er seinem Geldesel Reemtsma die ganze Geschichte wirklich glauben sollte, wusste Kocholsky immer noch nicht, aber es klang alles fantastisch und auch irgendwie erst einmal logisch. Auch wenn alles erstunken und erlogen sein sollte, so war es doch einen Versuch wert, mal nachzuschauen. Alleine schon die Vorstellung, in ein Herrenhaus einzusteigen, reizte ihn. Eigentlich hatte er es gar nicht mehr nötig, irgendetwas zu klauen. Aber es lag ihm nun mal im Blut.

Kocholsky sah auf seine Uhr. Auf die, die er immer am Handgelenk trug. Die goldene war sicher in der Innentasche seiner Jacke verwahrt.

Die Zeiger zeigten dreiundzwanzig Uhr. Zu-Bett-Geh-Zeit, hier auf dem Dorf, vermutete Kocholsky. Er hob den Blick. Mal sehen, ob im Herrenhaus Licht an war.

Wenn nicht, umso besser, dann hätte er freies Feld. Wenn doch, war es wichtig zu wissen, wo die Leute waren. Auch das wäre dann kein Problem. Leute ruhigzustellen, das war seine Spezialität.

Er grinste.

*

Hinten in seinem Kleinbus saßen die sechs Berufskollegen, dunkle Gestalten, Berufszweig Beschaffungskriminalität. Sie waren gut aufeinander eingespielt und erfahren. Sie hatten sich eine Art Künstlernamen zugelegt: „Six-Pack“. Wie originell, hatte Kocholsky gedacht, als er davon hörte. Hätte von mir sein können.

Kocholsky hatte dem „Six-Pack“ gutes Geld versprochen. Daß es Reemtsma-Geld sein würde, hatte er nicht verraten. Er hatten den Männern nur erzählt, sie sollten ihm helfen, im Herrenhaus von Trenthorst einen Brief mit einer Schatzkarte zu finden. Von einem Brief mit einer Entschlüsselung wollte er nichts sagen, das hätten die Dampfbacken eh nicht verstanden.

Die Männer vom „Six-Pack“ waren kleine Lichter, das wusste Kocholsky, nicht ansatzweise sein Kaliber. Aber sie waren erfahren genug in Wohnungseinbrüchen. Genau das, was er brauchte: Helfer, die nicht viel fragten, aber wussten, was zu tun war: Rein, Brief suchen, Brief finden, raus, abhauen, Geld - und Tschüss und auf Nimmerwiedersehen. Das war seine Devise. Das verstand das „Six-Pack“.

In Trenthorst gab es nur sehr wenige Häuser, vereinzelte Straßenlaternen, kaum Leute auf der Straße. In den Häusern brannte abends meistens irgendwo ein schummeriges Licht hinter den Gardinen, draußen

war niemand mehr zu sehen. Ein echtes Kuhkaff eben, nur noch kaffiger als Kocholsky erwartet hatte.

Dreimal musste Kocholsky mit dem „Six-Pack“ durch das Dorf fahren, um ein Gebäude zu finden, das wie ein Herrenhaus aussah. Als er erneut suchend durchs Dorf fuhr, flammte in einem gerade noch dunklen Haus ein Licht auf. Wenig später in einem anderen Haus ein weiteres.

Mist, dachte Kocholsky. Wir fallen auf.

Wahrscheinlich dachten die Bewohner: Schon neun durch, woher kommt so spät am Abend der ganze Verkehr ...?

»Hoffentlich rufen die nicht bei der Polizei an wegen Verkehrslärm, Ruhestörung oder verdächtiger Autos«, grummelte er. Die Kumpel antworteten nicht.

Endlich entdeckte er im Schatten, etwas abseits von der Straße gelegen, das Herrenhaus. Es war groß. Im Haus brannte kein Licht. Außerdem lag es so gut versteckt zwischen hohen Bäumen und Gebüsch, daß es wirklich schwer zu sehen war.

Super, dachte Kocholsky. Niemand zu Hause, Gebüsch ums Haus zum Anschleichen und einsame Lage. Das sieht ja einfacher aus als gedacht.

Dennoch beschloss er, das Haus noch eine Weile zu beobachten. Sicher war sicher.

Er fuhr weiter und parkte das Auto an einem Waldweg.

»Ihr bleibt hier!«, sagte er, bevor er ausstieg. »Ihr könnt euch schon mal umziehen.« Er reichte einige Plastiktüten mit neuen Klamotten, Schuhen und Handschuhen nach hinten: Arbeitskleidung für Kriminelle. War wichtig wegen der DNA. Heutzutage musste man ja auf alles achten. Die „Six-Pack“ grummelten etwas, was wie Zustimmung klang.

Kocholsky trug nun schwarzen Rollkragenpullover, schwarze Hose, billige schwarze Sportschuhe.

Aus dem Handschuhfach nahm er eine Strumpfmaske und schwarze Plastikhandschuhe. Dazu einen schwarzen Mantel. Alles erst gestern billig in einem Hamburger Kaufhaus gekauft, für den einmaligen Gebrauch gedacht, weil er nach der Aktion allesverbrennen wollte, um keine Spuren zu hinterlassen.

Er wusste alles über Einbrüche und das Verwischen von Spuren. Er war eben ein alter Fuchs, und darauf war er stolz.

Kocholsky schlich durch den Wald zum Herrenhaus und versteckte sich in einem Gebüsch, um die Lage zu erkunden.

Erst um kurz vor Mitternacht war Kocholsky sicher, daß niemand im Herrenhaus war. Nichts hatte sich geregelt. Auch sonst war das Dorf wie tot. Nicht einmal ein Auto war zu hören gewesen. Mein Gott, dachte er, hier würde er nach zwei Tagen an Langeweile sterben.

Kocholsky schlich zum Auto zurück und machte die Schiebetür auf. Das „Six Pack“ war umgezogen und eingenicht.

Das glaub ich jetzt nicht, dachte er.

»Aufwachen!« Ärgerlich stieß er den Chef der „Six-Pack“ an.

»Los geht's!«

Ein kurzes Grummeln, dann ging es aber doch ganz schnell. Alle stiegen aus. »Nun kommt schon. Die Luft ist rein.«

Der Einstieg war einfach. Die riesigen Fenster des Wintergartens konnten ganz einfach aufgehebelt werden, bequem zum Einsteigen. Eine Tür, die zu einem größeren Raum führte, war nur angelehnt. Nach zehn Minuten standen sie in einem dunklen, riesigen Raum mit alten Möbeln und grünen Wänden.

Einer der Männer legte die Hand hinters Ohr und horchte. »Echt keiner da? – Ein Hund vielleicht?«

Nichts. Alles ruhig.

»Wenn Einbrechen doch immer so einfach wäre«, flüsterte ein anderer.

Im Schein seiner abgedunkelten Taschenlampe konnte Kocholsky die Spuren sehen, die ihre Füße im Staub hinterließen. An den Wänden hingen dicke Spinnweben zwischen Gemälden, Lampen und Schränken. Die Luft roch muffig und abgestanden. Der Raum war schon lange nicht mehr benutzt worden, soviel war klar. Sie hatten freie Bahn.

»Los!«, flüsterte Kocholsky. »Wie besprochen! Zuerst suchen wir hier unten alles ab. Jeder nimmt sich einen Raum vor. Wenn wir hier nichts finden, dann gehen wir ein Stockwerk höher. Und so weiter ... Den Keller und den Anbau machen wir am Schluss, wenn wir bis dann nichts gefunden haben.«

Das immerhin wusste Kocholsky von Reemtsma: Dessen Vater hatte den Brief sicher dort versteckt, wo er nicht so leicht gefunden werden und nicht vergammeln konnte. Der Keller fiel damit schon fast aus, zu feucht. Der Anbau auch, zu riskant, um etwas zu verstecken. Möbel, Gemälde, Teppiche oder alles, was geklaut werden konnte, ebenfalls.

Reemtsma hatte behauptet, es nicht genau zu wissen, aber er tippte auf die Salons im Erdgeschoss. Da wollte Kocholsky nun anfangen.

»Sucht gründlich, aber seid leise! Wir wollen keine schlafenden Hunde wecken. Im wahrsten Sinne des Wortes, haha ... !«

»Noch einmal: Es ist ein alter Briefumschlag, nicht groß, und wohl sehr gut versteckt. Irgendwo in den Wänden, Türen oder Fensterrahmen, unter den Bodendielen oder unter der Decke, nehme ich an.«

Nach der kurzen Einweisung bewegten sich sechs Gestalten zu den Türen in die Nachbarräume, schlichen zu den anderen Salons, Toiletten, zum Eingang, in die Lobby, in die Kabuffs: Hämmer, Brecheisen, Zangen griffbereit für eine zerstörerische Suche. Kocholsky selber blieb im Salon.

Er griff ein Messer und fing mit den Tapeten an. Sie waren aus Seide, sehr edel, und es machte ihm große Freude, sie aufzuschlitzen. Nicht, weil er dort ernsthaft etwas zu finden hoffte, sondern einfach aus reiner Lust am Zerstören, am Verbotenen. Das war schon immer sein größter Motivator gewesen. Als er alle Seidenwände aufgeschlitzt hatte und feststellen musste, daß hier kein Brief zu finden war, machte er mit dem Fußboden weiter. Mit einem Brecheisen hob er Diele für Diele an. Aber auch hier: Fehlanzeige. Nach einer Stunde sah der Grüne Salon aus wie nach einem Bombeneinschlag. Kocholskys Laune sank. Die Lust am Vandalismus, der ihm am Anfang noch begeistert hatte, war mit der Zeit gewichen. Das hier war richtig Arbeit. Ergebnislose Arbeit. So was schätzte er gar nicht.

Bei den anderen sah es nicht besser aus. Die Räume sahen aus, als hätten die Vandalen da gehaust; einen Brief gab es nicht. Nur ein paar Zettel hatte einer der "Six-Packs" hinter einem Brett in der Abstellkammer unter der Treppe in der Lobby ausgegraben. Kocholsky nahm sie entgegen, war aber schnell sicher, daß es sich nur um einen Liebesbrief handelte, der dort versteckt worden war.

»Los, wir machen oben weiter.«

Im ersten Stock nahm Kocholsky sich diesmal ein Schlafzimmer mit Bad vor. Wie sah das denn hier aus? Graue Gardinen, die Möbel und Decken staubig und die Wände mit vergilbten und stockigen Tapeten beklebt. Es gab altdeutsche Möbel aus Eiche und anderem dunklem Holz. An den Wänden hingen Bilder von Bergen, Hirschen und Engeln in dicken, verzierten Bilderrahmen. Ein Kreuz mit Korpus hing über dem Doppelbett, welches wie tot im Raum stand. Das Bett mit den dicken Federbetten und Kopfkissen war wohl seit Jahren, vielleicht Jahrzehnten, nicht benutzt worden. Es war abgedeckt mit fleckigen, klammen, muffig riechenden Tagesdecken. Immerhin waren sie mit bunten Blumen bestickt. Einen Moment lang war er gerührt. Das erinnerte ihn an seine Oma.

Alles in allem: Tiefstes Deutschland kam hier zum Vorschein. Mindestens fünfzig Jahre alt.

Ob Göring oder ein anderer Nazi hier mal geschlafen hatte, fragte sich Kocholsky. Irgend so etwas hatte Reemtsma wenigstens erzählt.

Kocholsky zog das Bett zur Seite und untersuchte die Leisten an der Wand. War eine locker, gab es ein vielleicht ein Loch, in dem ein Brief versteckt werden konnte?

Da! Eine Leiste war tatsächlich locker, dahinter ein Loch in der Wand. Kocholsky fand eine hölzerne Zigarrensachtel.

Neugierig und ungeduldig öffnete er den Deckel. Leider war kein Brief in der Box. Dafür entdeckte er einige Nazi-Andenken. Er kramte in der Schachtel herum und fand Anstecknadeln mit Hakenkreuzen, SS-Zeichen und andere Runen, Münzen und Medaillen mit Hitlers Konterfei und einiges weitere.

Alles Müll, dachte Kocholsky, hat sicher so ein Parteibonze hier kurz vor dem Kriegsende versteckt.

Kocholsky schüttete den Inhalt der Kiste aufs Bett und durchsuchte den Boden und die Seiten. Vielleicht verbargen sie ja ein Versteck oder es zeigte sich eine Stelle, wo der Entschlüsselungscode stand. Vielleicht war der ja sogar in den Holzboden geritzt worden.

Nichts.

»Scheiße!« Kocholsky ließ das Nazi-Zeug in einer seiner großen Manteltaschen verschwinden. Man wusste ja nie, welches Geheimnis sie enthielten, und vielleicht konnte er das Nazi-Zeug gut verkaufen. Einige waren da ganz scharf darauf. Sie zahlten gut, wenn es sich um Originalstücke handelte.

Als er auch dieses Zimmer und das Bad vollständig durchsucht hatte, mit dem gleichen Ergebnis wie vorher, Verwüstung ohne Sinn, ging er ins Bad. Dort gab es gar nicht mehr viel zu zerstören. Ein Wasserbruch hatte bereits große Schäden angerichtet. Kocholsky traute sich nicht, die schweren Marmorplatten von der Wand zu hebeln. Das war sicher zu laut. Wer hätte auch etwas hinter Marmorplatten verstecken sollen?

Auch hier: Fehlanzeige.

Kocholsky ging zu den anderen. »Und?«

Die Antwort war überall gleich. Bis auf ein paar Rattenköttel hier, einige Zettel da, einige Münzen dort war nichts zu finden gewesen.

»Dann müssen wir jetzt eben auf dem Dachboden weitersuchen. Außerdem im Keller, im Hauswirtschaftstrakt, im Wintergarten. Teilt euch auf.«

Sechs Stunden und etliche aufgehebelte Dielen, aufgestemmte Türrahmen und von den Wänden gerissenen Tapeten später hatten sie den gewissen Brief immer noch nicht gefunden, von einer Schatzkarte ganz zu schweigen.

Das „Six-Pack“ sah nicht gerade entzückt aus. Wer wusste schon, ob Kocholsky zahlen würde, wenn sie nichts fanden. Am Ende hatten sie sich hier stundenlang umsonst abgerackert.

Auch Kocholsky zeigte sich enttäuscht, allerdings tat er nur so. Er war sich nicht so sicher, daß sie tatsächlich nichts gefunden hatten. Er hatte alle Briefe, alle Zettel eingesteckt. Sie wollte er sich später in aller Ruhe ansehen und herausfinden, ob sie nicht doch die Entschlüsselung waren. Er suchte schließlich gar nicht eine Schatzkarte, sondern die Entschlüsselung für die Beschreibung, wo der Schatz lag. Das aber wusste das „Six-Pack“ nicht.

Besonders ein Brief kam ihm interessant vor, den einer vom „Six-Pack“ hinter einem losen Stein in der Gutsküche gefunden hatte. Er war in Kinderschrift geschrieben und sah auf den ersten Moment wie eine Geschichte aus. Aber Kocholsky hatte auch etwas von Agenten und Geheimnissen gelesen. Vielleicht gab es hier einen versteckten Schlüssel, und die Geschichte war nur dazu da, diesen Schlüssel geschickt zu verstecken.

Um sechs Uhr morgens verließen die sieben Gestalten durch die Fenster des Wintergartens das Herrenhaus Richtung Park. Von dort schlichen sie zum Auto, das brav auf sie gewartet hatte. Kocholsky freute sich direkt, es zu sehen. Wenigstens auf seine Karre war Verlass.

*

Es war noch keine acht Uhr morgens, als Kocholsky das „Six-Pack“, nun alle um einige Tausender reicher, in Hamburg auf Sankt Pauli aus dem Auto warf. Die Deppen hatten ja nicht wirklich was gefunden, aber sie hatten sich redlich angestrengt.

Kocholsky sah noch, wie sich das "Six-Pack" in die nächste Spelunke trollte, um zu frühstücken oder sonst was zu machen. Sollten sie. Die Männer interessierten ihn nicht länger. Er hatte zu tun: die Briefe noch einmal genau in Augenschein zu nehmen.

Kocholsky suchte sich eine Kneipe für sein Frühstück.

Bevor es serviert wurde, zog er sich auf dem Klo erst einmal um, packte die „Arbeitskleidung“ in Plastiktüten und schmiss sie draußen in den Müllcontainer, der zu einem Wohnblock gehörte. Falls jemand zufällig diese „Arbeitskleidung“ finden würde, und – so unwahrscheinlich es auch war – herausbekam, wofür sie gebraucht worden war, hatte er hier eine gute Nuss zu knacken. In dem Wohnblock, hier in Sankt Pauli, würden sie ihn niemals finden. Das hier war Kocholskys Revier.

Zurück in der Kneipe, zog er die Briefe und Zettel aus seinen Taschen. Er suchte denjenigen heraus, in denen er beim schnellen Überfliegen das Wort Geheimnis entdeckt hatte.

Leider war es nicht der Entschlüsselungsbrief. Aber Kocholsky erkannte, daß es ein wichtiger Brief war. Er war von einem Jungen mit Namen Alexander geschrieben worden.

*

Kocholsky hatte sich die Rühreier und Käsebrötchen schmecken lassen. Er nahm noch einen tiefen Zug aus dem Kaffeebecher.

Leer.

Mit dem Ärmel wischte er sich den Mund ab. Dann nahm er sich wieder den Brief vor. Dieser Alexander hatte aufgeschrieben, was er als Kellner mitgehört und gesehen hatte. Und das war nicht wenig. Der Brief war nicht lang, nur drei Seiten, aber er berichtete über das, was er in der Nacht vor mehr als fünfzig Jahren und am Mittag des Folgetages gesehen und gehört hatte.

Es war die Rede davon, daß Fremde in dem Dorf etwas vergraben hatten – leider schrieb er nicht wo – und daß am nächsten Tag Reemtsma und hoher Besuch im Herrenhaus waren, die beim Mittagessen über geheimnisvolle Briefe und Uhren und Reisen gesprochen hatten.

Neben Reemtsma und Göring seien auch vier Agenten anwesend. Alle hatten von Göring einen Brief und eine goldene Uhr bekommen. Den Brief mit ihren neuen Pässen und weiteren Hinweisen mussten sie damals lesen und dann die Briefe verbrennen.

Alexander schrieb, daß er – als alle den Raum mit dem Kamin verlassen hatten – den Mittagstisch abräumen wollte. Dabei entdeckte er, daß in dem Kamin zwei der Briefe lagen, die nicht ganz verbrannt waren. Er konnte auf dem verkohlten Papier noch lesen, wie die neuen Namen und die Bestimmungsorte von zweien der beiden Agenten lauteten. Der eine hieß Alfred Hornbach, sollte aus Weimar stammen und gemäß dem Brief fünfunddreißig Jahre alt, unverheiratet und Dolmetscher für Spanisch sein. Er sollte nach Zürich in der Schweiz fliehen. Der andere war Dr. Siegfried Kuhlmann aus Frankfurt, ebenfalls fünfunddreißig Jahre alt, ebenfalls unverheiratet. Er war Elektro-Ingenieur und sollte in Kapstadt in Südafrika untertauchen.

Kocholsky jauchzte. Das war doch besser als nichts, viel besser.

*

Reemtsma hatte keinen Scheiß erzählt. Den Schatz gab es also wirklich.

Kocholsky freute sich. Er hatte ja nun Zeit und genug Geld, um sich auf die schwierige Schatzsuche zu machen. In dem Brief standen die ersten Hinweise, wo er suchen musste.

Er nahm sich vor, seine Suche in Südafrika anzufangen. Er war noch nie aus Europa herausgekommen.

Er schmunzelte. Die Frauen in Südafrika sollten hübsch und willig sein. Mit seinem Geld würde er dort leben wie Gott in Frankreich.

Er verließ die Kneipe und machte sich auf den Weg zu seinem muffigen Zimmer in Sankt Pauli. Bald würde es ein Ende haben mit „muffig und billig“. Aber zum Untertauchen war es erst einmal gut genug. Von hier aus konnte er sich neue Papiere und vor allem einen neuen Reisepass zu besorgen. Nur der Vorsicht halber.

Niemand wusste etwas über seine Beteiligung bei der Reemtsma-Entführung. Sein Name tauchte nirgendwo auf. Er war schlau und skrupellos. Krach war der einzige, der seinen wahren Namen kannte. Mehr aber auch nicht. Er hatte ihm nicht verraten, wo er wohnte, wohin er wollte, und vor allem was er wollte.

Montag, 11. November 1996 - Auf einer Jacht vor Kapstadt

Andreas Kocholsky tat mal wieder das, was er am liebsten machte und am besten konnte: Leute quälen. Sein Vater hatte es ihn gelehrt, die Erinnerungen daran waren mehr als schmerzhaft.

Er hatte Geld, er konnte viele Leute quälen. Das machte er nun mit Vorliebe auf seiner 20-Meter-Jacht *Haai Jagter*. Hier hatte er alles, was er zum Quälen brauchte: Räume, Geräte, eifriges Personal, ein Land im Umbruch und fleischhungrige Fische direkt vor Ort.

Die Jacht war nicht billig gewesen. Vor zwei Monaten hatte er sie gekauft – für mehr als eine Million Schweizer Franken, trotz eines erheblichen Preisnachlasses des vorherigen Besitzers – nach einer entsprechenden Behandlung von Kocholsky. Den Kauf und auch die laufenden Ausgaben von mehr als fünftausend Schweizer Franken pro Monat hatte er noch keinen Moment bereut.

Kocholsky wohnte nun seit vier Monaten auf der Jacht und legte nur selten einmal in Kapstadt an, ansonsten war er auf dem Meer, mal hier, mal dort, entlang der Süd- und Ostküste von Südafrika unterwegs.

Um sicher zu sein, hatte er einen Ganoven beauftragt, Krach im Blick zu behalten.

Er wusste nun, daß Krach in Montevideo in Uruguay untergetaucht war, sich dort für schweineviel Geld eine Villa gemietet und eine ganze Armee an Sicherheitsleuten eingestellt hatte. Seit über vier Monaten versoff, verhurte und verschleuderte er seinen Anteil am Lösegeld. Krach war deswegen bei vielen beliebt, weil er sein Geld mit vollen Händen aus dem Fenster warf. Wenn er so weitermachte, würde er irgendwann alles verprasst haben. Aber es würde sicher eine Weile dauern, bei so viel Geld, wie er nun hatte. Vielleicht würde er vorher an all dem Alkohol krepieren.

Das sollte Kocholsky alles recht sein. Er selbst genoss sein Leben in vollen Zügen. Er ging es gelassen an, den Mann mit der Uhr zu finden, der hier irgendwo leben sollte. Die Jacht gehörte bei dieser Suche sozusagen zur Luxusausstattung.

Sie machte ihn frei, besonders hier in Südafrika.

Südafrika hatte sich als das gelobte Land für Kocholsky erwiesen. Das Ende der Apartheid von 1994 hatte das Land in Aufregung und Umbruch versetzt. Die Weißen waren verstört, die Schwarzen noch nicht bereit für eine Führung des Landes. Niemand interessierte sich für einen Lebemenschen wie Kocholsky. Weiße, die hier ihr Geld verschleuderten, waren die Südafrikaner gewohnt.

Kocholsky war froh, daß er weiß war, Geld hatte aber keine Skrupel. Er hatte ein neues, fantastisches Leben angefangen und war noch lange nicht am Ende seiner Träume. Er war *Master Andreas* und wurde immer reicher durch Lug, Betrug und vor allem Erpressung.

Auf der Jacht konnte er tagsüber mit einer oder mehreren Schönheiten die Sonne, gutes Essen und Getränke genießen und nachts "Daumenschrauben anlegen" und "Haifische füttern". Niemand hörte etwas, niemand störte etwas, niemand fragte etwas.

Kocholsky fuhr mit der Jacht gerade zehn Seemeilen westlich von Kapstadt. Hier gab es reichlich Haie. Es war früher Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, und noch etwas kühl. Es würde noch einige Stunden dauern, bis die Sonne die Luft auf angenehme Temperaturen erwärmt hätte. Das Meer war ruhig und das Boot schaukelte nur leicht vor sich hin.

Nur Kocholsky, dazu El Loco, sein "Mann für das Schmutzige" und sein "Gast", den sie entführt hatten, waren heute Nacht mit der Jacht von Kapstadt aufs Meer hinausgefahren. Es war ruhiges Wetter und die anderen Besatzungsmitglieder, die sonst mit ihm fuhren und sein Schiff in Ordnung hielten, hatten wie immer frei, wenn er einen „Gast“ an Bord hatte.

Es versprach wieder ein wundervoller Tag zu werden. Auch wegen des „Gastes“, der diesmal besonders wichtig war.

Gerade wurde der auf einem Gummiboot langsam hinter der Jacht hergezogen. Leider war das Gummiboot leck und einige Rückenflossen

oberhalb der Wasseroberfläche in Bootsnähe zeigten, daß gefräßige Fische auf ihr Frühstück warteten. Das wollte Kocholskys Opfer im Gummiboot aber nicht sein. Der Mann schrie sich die Seele aus der Brust und versuchte verzweifelt, das Leck im Gummi zuzuhalten.

Leider befand sich das Leck außerhalb des Gummibootes, unterhalb der Wasseroberfläche, und seine Hand war blutig von der "Befragung" in der Nacht, die El Loco und Master Andreas mit ihm und seinem Vater in einem Schuppen im Jachthafen von Kapstadt sehr schmerzhaft durchgeführt hatten. Das Salzwasser brannte und die Haie wurden immer mehr und zogen ihre Runden um das Boot. Sie hatten Beute gewittert.

Und das Gummiboot wurde langsam schlapper. Nicht mehr lange, dann würde das Wasser über die Bordkante schwappen und der "Gast" sich im Wasser und letztendlich im Rachen der Haie wiederfinden. Kocholsky wusste, daß der Mann nicht einmal schwimmen konnte. Und selbst wenn, was hätte es ihm genutzt. Die Vorstellung, was ihm bevorstand, war sicher das Grauenhafteste, was der "Gast" in seinem Leben erfahren hatte.

Kocholsky, der im dicken Mantel an der Reling seiner Jacht stand, schaute seinem "Gast" im Gummiboot zu und rieb sich die Hände. So was machte richtig Spaß. Er steckte sich in aller Ruhe eine kubanische Zigarre an und sprach in ein Funksprechgerät. Der Mann im Boot antwortete ihm, auch wenn er mehr japste als sprach.

*

Mehrmals in den letzten Monaten hatte Kocholsky das mit dem Gummiboot schon gemacht; diese Methode war außerordentlich erfolgreich. Je mehr Luft das Gummiboot verlor, je mehr Haie vorbeischwammen, umso eifriger waren seine "Gäste" darin, ihm alles zu versprechen, zu unterschreiben oder zu verraten, was er wollte. Dazu

ließ er seinen Opfern im Gummiboot immer ein Funksprechgerät so um den Leib schnallen, daß sie hineinsprechen konnten, ohne die Hände zu benutzen. Die brauchten sie ja gewöhnlich zum Wasserschöpfen. m. Die "Gäste" flehten ihn über Funk an, sie am Leben zu lassen und vom Gummiboot zu holen. Sie hofften auf Lebensrettung, wenn sie alles gaben, was von ihnen verlangt wurde. Wenn sie dann alles unterschrieben oder verraten hatten, rettete sie Kocholsky aber leider nicht. Wozu auch.

Er liebte es, den Wechsel von Hoffnung zur Lebensangst in den Gesichtern der Menschen zu beobachten, wenn sie erst begriffen hatten, daß sie nicht gerettet wurden. Meistens schlug ihre Stimmung zuerst in hilflose Wut und dann in Panik um. Letztendlich gaben die meisten sich ihrem Schicksal hin und verharrten kurz vor dem Ende in stiller Apathie. Zwei waren sogar vorzeitig ins Wasser gesprungen, um sich zu erlösen.

Das Schauspiel dauerte gewöhnlich eine Stunde oder länger. Kocholsky erlebte diese Stunden als tiefe innere Befriedigung. Er wusste, er war böse, er war gemein, aber er hatte seine Gründe und war gut damit gefahren. Er war *Master Andreas*, Herr über Leben und Tod. Wenn seine "Gäste" dann von den Haien zerfleischt worden waren und das Wasser sich rötlich gefärbt hatte, ging er angeregt wieder ins Bett oder zum Essen.

Kocholsky war auf die Idee mit dem Gummiboot gekommen, als er eine blonde Schönheit - den Namen hatte er nicht mal erfragt - nachts nach einer aufregenden Feier in einem der nobelsten Hotels der Stadt mit auf seine Jacht genommen hatte und die nicht so wollte wie er. Sie war vor ihm weggerannt und in eines der Gummiboote, die als Rettungsboote zur Jacht gehörten, gesprungen, um zurück ans Ufer zu fliehen. Dabei hatte sie mit ihrem spitzen Stöckelschuh ein Loch in das Gummiboot getreten. Es war zwar klein, aber groß genug, daß die Luft zügig entwich und die Frau schon nach wenigen Minuten merkte, daß das Gummiboot nicht so sicher war, wie sie geglaubt hatte. Sie hatte verzweifelt die Paddel gegriffen und paddelte immer hektischer

und schneller, um so schnell wie möglich an Land und weg von der Jacht zu kommen. Sie hatte aber keinen Erfolg.

Kocholsky sah in jener Vollmondnacht, wie nach zwanzig, dreißig Metern das Gummiboot schon so tief im Wasser lag, daß die Frau mit ihrer schwachen Kraft nicht mehr wegrudern konnte. Das Boot ging unter, die Frau konnte nicht schwimmen, klammerte sich an dem platten Gummiboot fest. Sie, schrie, geriet in Panik, und war ein gefundenes Fressen für die Haie, die schon lange gierig warteten.

Kocholsky hatte sich das alles seelenruhig angeschaut. Er war erregt, als er sah, wie das Wasser in Wallung kam, als die Frau reinfiel.

Besser als jeder Sex. Das wollte er häufiger haben, dachte er, als er in seine Kajüte ging und sich einen runterholte.

Weitere "Gäste" - so nannte er sie ab dann - hatten in den letzten vier Monaten Bekanntschaft mit dem Gummiboot gemacht. Sie hatten alles unterschrieben, was ihnen Kocholsky mit ins Gummiboot gegeben hatte. Nachdem Kocholsky die Papiere (Aktien-Übertragungen, Verkaufsverträge, Schenkungen und Kontovollmachten) in einer wasserdichten Büchse mit einem Seil im Gummiboot hinterlassen hatte, hatte er alle ohne Ausnahme ihrem Schicksal überlassen und zugeschaut. Alle hatten die Büchse geöffnet, die Urkunden rausgeholt, hektisch unterschrieben und wieder in die Büchse gesteckt, in der Hoffnung, wieder aus dem Gummiboot auf die Jacht geholt zu werden.

Kocholsky zog die Büchse dann am Seil auf seine Jacht und überließ den Haien ihre Beute. Er fand, daß nur ein toter Feind ein guter Feind sei. Hier in Südafrika wunderte sich niemand, wenn jemand verschwand. Leute kamen, Leute gingen. Mord und Totschlag waren nur einige der Gründe.

Inzwischen hatte sich in bestimmten Kreisen von Kapstadt bereits herumgesprochen, daß Master Andreas in der Stadt war und sein Unwesen trieb. Kocholsky wusste: Angst und Respekt gehörten zusammen. Er wusste aber auch: Feinde sollten nicht überleben, sonst war man

selber schneller tot als man wollte, gerade hier in Südafrika, wo alle so nachtragend und leidenschaftlich waren.

Kocholsky sprach in sein Funkgerät. Am anderen Ende war einer seine „Mitarbeiter“. El Loco hieß er bei allen, war gebürtiger Spanier und seit seiner Jugend in der Unterwelt von Kapstadt als „Mann für dreckige Arbeit“ bekannt. Er machte sich nun die Hände für Master Andreas schmutzig.

Eigentlich war er gar nicht „loco“, also „dumm“, nur sein Lachen klang immer so, als wenn er total bescheuert wäre. So war der Name an ihm haften geblieben. Es störte ihn nicht, gerade weil er schlaue genug war, die in seinem Namen angesprochene „Blödheit“ sogar als Vorteil anzusehen. Wenn sie ihn alle für „loco“ hielten, konnte er sich viel mehr erlauben, als wenn er „normal“ war.

Gerade war El Loco mit dem Vater des „Gastes“ auf den Weg in eine Bank in der Innenstadt von Kapstadt, um das Schließfach zu öffnen, und die goldene Uhr rauszuholen, die dort seit Jahrzehnten lag.

Der alte Mann war Dr. Siegfried Kuhlmann, 85 Jahre alt und in der großen deutschen Kommune in Kapstadt wohlangesehen. Er hatte seit seiner Flucht aus Deutschland vor über fünfzig Jahren als Fremdsprachendolmetscher gearbeitet, aber ansonsten mit seiner Familie, die er in Kapstadt gegründet hatte, unauffällig und zurückgezogen gelebt. Kocholsky hatte lange gebraucht, ihn zu finden. Aber sein Gummiboot hatte ihm auch hier geholfen.

Nun war sein Lieblingssohn, Johannes, vierzig Jahre alt, blond, blauäugig und erfolgreich - der Führer wäre stolz gewesen - auf dem Gummiboot des verrückten Kocholsky. Die Nazi-Zeit hatte ihn eingeholt.

Dr. Kuhlmann und sein Sohn waren entführt und auf die Jacht verschleppt, gefoltert und bedroht worden. Kocholsky wusste nun über dessen Auftrag, den er von Göring erhalten hatte, Bescheid. Siegfried hatte alles verraten. Auch, daß er die goldene Uhr noch hatte und sie in einem Schließfach bei einer Bank lagerte.

Als es Morgen wurde, erklärte Kocholsky ihm und seinem Sohn, wie sie wieder heil aus der Gefangenschaft und weiterer Folter herauskommen konnten.

»Bringt mir die Uhr«, sagte er vertraulich und Hoffnung gebend an Vater und Sohn. »Dann lasse ich euch frei. Ehrenwort!«

Er, Dr. Kuhlmann, sollte zusammen mit El Loco zur Bank fahren und die goldene Uhr und alles andere, was mit dem Schatz zu tun hatte, aus dem Schließfach herausholen und ihm geben. Sein Sohn würde währenddessen mit dem Gummiboot auf dem Meer warten müssen. Das Loch im Gummiboot war diesmal nicht sehr groß, es konnte einige Stunden dauern, bis es nicht mehr Luft genug hatte, um Johannes Kuhlmann vor den Haien sicher über Wasser zu halten.

Das wusste Dr. Kuhlmann. So schnell wie möglich fuhren sie zu der Bank mit dem Schließfach, wo die goldene Uhr versteckt war. Sie waren so früh, daß sie einen Wächter bitten mussten, jemanden zu rufen, der die Schließfächer öffnen konnte. Das dauerte glücklicherweise nicht lange. Es war nicht ungewöhnlich in dieser Zeit, daß ein Weißer schnell an sein Schließfach wollte. Er würde seine Gründe haben. Zugänge zu den Schließfächern außerhalb der Öffnungszeiten zogen immer eine ordentliche Sondergebühr nach sich - eine an die Bank und eine an das Personal, das den Zugang ermöglichte. Letzteres war natürlich privat, bar und ohne Quittung.

Um acht Uhr lag das Schließfach offen vor Siegfried Kuhlmann. Er holte eine lederne Schachtel heraus und öffnete diese. Da drin lag - neben etwas Schmuck von seiner Frau und einigen Dokumente - die goldene Uhr. El Loco hatte alles im Auge.

»Master Andreas, können sie mich hören?« sprach El Loco in das Funkgerät. »Die Uhr ist hier.«

Kocholsky hörte erfreut diese gute Nachricht, während er das Gummiboot beobachtete, das doch schneller unterging, als er gedacht hatte.

»Gut so. Bring sie her.«

»Dr. Kuhlmann. Hören sie mich?«, ergänzte er seine kurze Antwort.
»Sobald ich die Uhr habe, ist Ihr Sohn wieder an Bord. Beeilen Sie sich.«

»Ich höre, ja. Wir sind schon unterwegs. In spätestens einer Stunde sind wir an Bord.«

Kocholsky nahm das Funkgerät wieder herunter und sah, daß die ersten Haie da waren und warteten. Der „Gast“ sah sie ebenfalls. Es würde nicht mehr lange – vielleicht eine Stunde – dauern, bis das Boot versank.

Ganz bald ist die zweite goldene Uhr meine, dachte Kocholsky. Es hatte weniger Mühe gemacht, als er anfangs gedacht hatte.

Nach nicht einmal einer Stunde hörte er, daß sich ein Motorboot näherte. El Loco und Dr. Kuhlmann kamen zurück. Sie hatten sich beeilt, stellte Kocholsky befriedigt fest. Er hatte Macht über Menschen. Das freute ihn.

Die beiden kletterten an Bord.

»Habt ihr die Uhr?«

»Ja.« Dr. Kuhlmann klang kurzatmig. »Hier ist die Schachtel aus dem Schließfach.«

»Und die Uhr ist auch drin«, ergänzte El Loco lakonisch.

Dr. Kuhlmann nickte. Er hatte gesehen, in welcher prekärer Situation sich sein Sohn bereits befand.

Kocholsky öffnete die Schachtel. Tatsächlich, die Uhr. Andächtig holte er sie heraus und nickte El Loco zu.

Der stellte sich neben Dr. Kuhlmann, der nun ganz entsetzt auf das Meer schaute, wo sein Sohn gerade mit dem fast luftleeren Boot zusammen unterging. Sekunden später begann das Wasser zu schäumen. Blutrot.

El Loco schubste Dr. Kuhlmann über Bord. Er schrie, tauchte kurz unter und versuchte dann verzweifelt, wieder an Bord zu kommen. Die Haie nahmen ihm die Arbeit ab. Es dauerte nicht lange, dann gab es keinen Dr. Kuhlmann mehr.

Kocholsky griff in seinen Mantel, holte seine Magnum heraus, und erschoss El Loco. Speichellecker und Zeugen waren ihm zuwider. Er schmiss auch El Loco zu seinen Freunden, den Haien. Die freuten sich, da war er sich sicher.

Kocholsky war zufrieden. Wieder hatte es geklappt. Er ging ohne ein weiteres Wort in seine Kajüte. Er musste überlegen, was er als nächstes tun musste.

*

Kocholsky setzte sich an einen an einer Seitenwand festgeschraubten Tisch, knipste ein helles Licht aus einer Schreibtischlampe an und öffnete die Schachtel erneut. Die goldene Uhr schimmerte, sie war ungeöffnet. Vorsichtig nahm er die Uhr, legte sie mit der Rückseite nach oben unter die Lampe und betrachtete sie eingehend. Sie war wie die Uhr, die schon in seinem Besitz war. Wie er wusste, ließ sich der Deckel an der Rückseite leicht mit seinem Uhrmacherwerkzeug öffnen. Er nahm den feinen Schraubenzieher aus einer Schublade und hebelte den Deckel auf. Vergrößert und im Schein des hellen Lichts kam das komplizierte und filigrane Innenleben der Uhr zum Vorschein. Nichts drehte oder bewegte sich, dafür war die Uhr schon zu lange nicht mehr aufgezogen worden, aber alles sah noch intakt und funktionell aus, soweit Kocholsky es einschätzen konnte. Aber das war ja eigentlich egal. Viel mehr interessierte ihn, ob auch hier ein Hinweis auf den Schatz eingraviert worden war.

Mit seinen nicht ungeschickten Fingern nahm er einige große Zahnräder aus der Uhr heraus und schaute sich alle Teile genau an. Nach einer

halben Stunde lagen rund zehn ausgebaute Teile auf dem Tisch. Dann fand er auf einem Stift in der Mitte der Uhr eingravierte Buchstaben und Zahlen. Der Code lag vor ihm, klein aber völlig eindeutig zu entziffern. Kocholsky schrieb die Buchstaben und Zahlen gut leserlich auf einen Zettel unter die Reihe, die er schon von Reemtsma erhalten hatte.

**o103x1bn534x6pn534xx0fn534ci8jn534cxi4ho103cxi6kn534m6jo103m2f
n534x6ho103x1fn534xx4jn534xx0pn534ci3po103cxi4fn534m6hn534m1p**

Wieder einmal konnte er keinen Hinweis auf die Lage des Schatzes darin finden. Die Kryptographen von Hitler waren damals die Besten gewesen und ihre Arbeit stellte sicher auch heute noch alle Entschlüsselungskünstler auf eine harte Probe. Er war kein Fachmann. Und doch wurmte es ihn, daß er in der Zahlen- und Buchstabenreihe nicht den kleinsten Anhaltspunkt fand.

Ihm war klar war, daß er und wohl auch niemand sonst die Schatzkarte mit Hilfe der beiden Uhren würde entziffern können. Dafür waren alle fünf goldenen Uhren notwendig, das ließ sich nun einmal nicht ändern.

Er stand auf und ging wieder an Deck.

Sein nächstes Ziel musste die dritte goldene Uhr sein, die in Zürich in der Schweiz sein sollte. Dort war es im November kalt, nass und trüb. Nun nichts mehr für ihn. Er würde den Sommer lieber in Kapstadt und auf seiner Jacht verbringen. So schnell würden sie ihn in Europa nicht wiedersehen.

Er brauchte also jemanden, der in Zürich nach Alfred Hornbach und der dritten goldenen Uhr suchte. Er wusste auch schon, wer das sein könnte.

Leicht schaukelte die Jacht im Gewässer.

Zufrieden und entspannt schlief Kocholsky im Bett seiner Kajüte ein. Das hatte er sich verdient. Es war eine anstrengende Nacht gewesen.

Der nächste Agent, die nächste Uhr warteten auf ihn.

Dienstag, 31. Dezember 1996 - Hotel Widder in Zürich

Silvesterabend. Alfred Hornbach saß in der Lobby des Hotels Widder und wartete auf seine Gäste. Das Hotel war nobel, eines der besten in dieser nicht armen Stadt. Vor sich hatte er einen Macchiato.

Hier ließ es sich gut warten, fand der Sechundsiebzigjährige.

Mit ihm warteten seine Frau Hilda und sein Sohn Adolf nebst Familie. Mit seinen Gästen und weiteren Freunden wollten sie zusammen Silvester feiern und gut essen gehen. Auf seine Kosten natürlich. Er hatte mehr als genug Geld. Alfred hatte ein Schiff auf dem Zürich-See gemietet. Das war romantisch und auch für seine Kinder und Enkelkinder attraktiv genug, um sich darauf einzulassen, gemeinsam mit ihm und Hilda den Abend und das Ende des Jahres zu verbringen.

Alfred hatte erstaunt festgestellt, daß Adolf mit seinen fünfundvierzig Jahren allmählich ergraute. Dessen Kinder waren keine Kinder mehr, sondern lustige und fesche Jugendliche. Antonius war gerade erst zwanzig Jahre alt geworden und Katharina bewegte sich elegant und aufreizend dem Alter von achtzehn Jahren zu. Wie sagten sie heute: Ein flotter Feger war sie. Bald würde sie volljährig sein. Wie die Zeit doch verging, dachte Albert. An sein eigenes Alter mochte er gar nicht denken. Mein Gott, in nicht einmal vier Jahren würde er achtzig sein.

Ob seine Kinder in diesem Jahr nur deshalb endlich mal wieder mit ihm gemeinsam feierten, weil sie wussten, daß er ein alter Sack und daß es vielleicht das letzte Mal war, daß sie zusammen Silvester zusammen würden feiern können?

Wie auch immer - Albert hatte seine Lieben gerne um sich.

Bei seinen anderen drei Kinders nebst Anhang war das ganz anders. Sie besuchten ihn nur selten, und wann immer sie kamen, empfand er ihren Besuch als sehr anstrengend. Diese Abneigung schien auf Gegenseitigkeit zu beruhen. Auch sie vermieden es, ihn mehr als nötig zu sehen. Sie schickten mal eine Postkarte oder riefen von irgendwoher aus dem Urlaub an. Wahrscheinlich um ihn bei Laune zu halten. Immerhin bezahlte er diese Urlaube.

Ach ja. Er seufzte und nahm einen Schluck Bourbon. eine ganze große Familie, so gut oder schlecht sie auch war, sie lebte nicht schlecht von seinem Geld. Keiner von ihnen hatte je arbeiten müssen. Dabei hätte ihnen das sicher nicht geschadet, dachte er wieder einmal.

Doch als grundsätzlich friedlicher Mann vermied er gern alles, was nach Streit roch. Also ließ er alle so gewähren, wie sie mochten.

Niemand, nicht einmal seine Frau wusste, daß Albert einmal Agent im Auftrag von Göring gewesen war. Es war zwar bekannt, daß viele Deutsche in der Kriegszeit ihren Wohlstand sicherheitshalber in der Schweiz angelegt hatte, besonders die Nazis und Unternehmer. Nur für den Fall natürlich, daß die Nazis doch noch überraschend den Krieg verlieren sollten. Das hatte damals, im Krieg, natürlich niemand sagen dürfen. Es wäre Verrat an Vaterland und Führer gewesen, und das war damals gar nicht gut. Heimlich hatten selbst Nazi-Größen die Tresore der verschwiegenen Schweizer Banken als sicheren Hafen für große Teile ihres Habs und Guts genutzt.

Wenn seine Frau oder seine Kinder ihn gefragt hatten, woher all das viele Geld gekommen sei und was er früher gemacht habe, konnte seine Friedfertigkeit derart schnell in Aggression umschlagen, daß sie es bald aufgegeben hatten. Sie lebten gut vom Geld und einem geschenkten Gaul sah man bekanntlich nicht ins Maul. Selbst wenn der Zaster aus dubiosen Quellen stammen sollte, Gewissensbisse hatten

niemand von ihnen. Dazu waren sie viel zu sehr überzeugt davon, daß die Nazi-Zeit die beste Zeit für Deutschland gewesen war.

*

Seit 1946 traf sich Alfred, wie Göring es verlangt hatte, jedes Jahr einmal mit den anderen drei Agenten. Leider war Ende der Achtzigerjahre Manfred Bäcker an Krebs gestorben. Er war der Jüngste von ihnen gewesen. Damals hatten sie ihr Jahrestreffen in Santiago de Chile mit seiner Beerdigung verbinden müssen.

An Manfreds Stelle hatte dessen erstgeborener Sohn Dietrich an ihrem Treffen teilgenommen, damals ein etwas über zwanzigjähriger, stattlicher und sportlicher junger Mann. Er bekannte sich recht unverhohlen zum Nationalsozialismus, wie Alfred beim ersten Treffen nach der Beerdigung hatte feststellen können. Alle freuten sich, daß Manfred einen guten Sohn großgezogen hatte.

Dietrich war von seinem Vater auf dem Sterbebett in alles eingeweiht worden und hatte die goldene Uhr und alles andere geerbt. Er gehörte seitdem zum jährlichen Treffen dazu und war stolz darauf.

Bestandteil des umfangreichen Erbes war das elterliche Weingut südlich von Santiago gewesen. Dorthin zog Dietrich bald nach dem Tod seines Vaters mit seiner frisch angetrauten, deutschstämmigen Frau Matilde. Matilde war bildhübsch, geradezu eine Schönheit. Wenn man es sich leisten konnte, war es so leicht, die Schönsten der Schönen zu gewinnen. Daß sie auch noch lieb und patent war, machte die Sache wahrlich nicht schlechter.

Dietrich und Matilde liebten die Landwirtschaft, besonders den Weinbau. Als Herren von Gut Weinstein produzierten sie Weine, die zu den besten des Landes zählten. Unzählige Flaschen wurden nach Deutschland exportiert, wo der Wein aus Chile einen ausgezeichneten Ruf genoss.

Das wohlhabende, erfolgreiche und glückliche Paar hatte drei Kinder in die Welt gesetzt. Vor ein paar Tagen hatte Alfred sie zum ersten Mal sehen können. Der älteste Bub war schon sechs, das Mädchen fünf und der Jüngste zwei Jahre alt. Alle waren sie blond und blauäugig. Eine stattliche Familie, die bald noch größer werden sollte, wie Dietrich ihm schmunzelnd verraten hatte.

Dieses Jahr waren sie zum ersten Mal mit all ihren Kindern zu Weihnachten nach Europa gereist. Es wurden wundervolle Weihnachtstage mit gutem Essen und strahlenden Kinderaugen.

An diesem Abend nun würden die drei kleinen Kinder im Hotel bleiben. Silvester war noch nichts für sie. Die Nanny, die aus Chile mitgekommen war, würde bei ihnen sein, während sie auf dem Schiff in das neue Jahr feierten.

Zweitältester der Gruppe mit fast achtzig Jahren war Holger. Er war zuerst nach Kairo in Ägypten gezogen, so wie Göring es vorgeschrieben hatte. Dort war es ihm aber viel zu heiß. Außerdem mochte er die moslemische und ägyptische Kultur nicht. So zog er nach wenigen Jahren nach Addis Abeba in Äthiopien. Dort waren Luft und Klima bedeutend besser als in Kairo, hatte er bei einem Treffen erzählt. Als Geschäftsmann und Immobilienbesitzer ließ es sich in Äthiopien gut leben; auch seine Familie war mehr als zufrieden mit dem Leben, das er ihnen bot. Holger war etwas verwegener und stiller als die anderen drei, aber loyal und hilfsbereit ohnegleichen. Alfred mochte ihn, auch wenn sie sich nie besonders nahegekommen waren.

Der dritte und älteste und zugleich der Anführer ihrer Gruppe war Siegfried. Er war schon weit über achtzig Jahre alt und wohnte in Kapstadt. Meistens brachte er seinen Sohn Johannes zu den Treffen mit, diesen blonden, blauäugigen Musterknaben. Arischer war kaum denkbar. Der würde hervorragend in die Fußstapfen seines Vaters passen.

Dieses Jahr würden sie nicht bei der gemeinsamen Silvesterfeier dabei sein. Leider.

Alfred hatte Holger und Dietrich bereits erzählt, daß er versucht hatte, Siegfried in Kapstadt zu erreichen und einzuladen. Die Haushälterin hatte am Telefon gesagt, daß Siegfried und auch sein Sohn Johannes seit fast einem Monat verschwunden seien. Niemand habe sie gesehen oder von ihnen gehört. Die Familie sei schon ganz verzweifelt.

Alfred hatte die Haushälterin gebeten, die Dame des Hauses ans Telefon zu holen. Die hatte ihm unter Tränen berichtet, daß die Polizei aufgrund der Vermisstenanzeige in der Zeitung nur herausgefunden hatte, daß Siegfried am Morgen vor seinem Verschwinden etwas aus seinem Schließfach der Bank geholt hatte. Bei ihm sei ein Freund gewesen, aber nicht sein Sohn. Wer der Freund war und was Siegfried aus dem Fach geholt hatte, wussten die Bankangestellten nicht.

Die Polizei hatte die Suche inzwischen eingestellt. Sie vermutete, daß die beiden Männer das Land verlassen hatten, wie so viele andere Weiße in dieser Zeit. Das bezweifelte aber die Familie, weil es so gar nicht zu ihnen passte und sie sich dann doch wenigsten bei ihnen gemeldet hätten.

*

Über die Nazi-Zeit und Görings Auftrag wurde kaum gesprochen bei den Agententreffen. Es war immer mehr zu einem Treffen unter Freunden geworden. Eines, das ihnen allerdings auch über Görings Tod hinaus Gebot und Ehre war. Daran würden sie sich halten, bis sie selbst gestorben sein würden und die Pflicht auf ihre Kinder übergegangen wäre. Mochten diese ihr Erbe ehrenhaft antreten, hofften die gealterten Agenten.

Eine Pflicht, die den Kindern nicht unangenehm sein würde. Sie waren loyal, aus gutem Grund. Sie hatten durch Göring Geld und Einfluss

bekommen. Sie hatten durch Göring ein gutes Leben gehabt und waren überzeugte Nazis. Das ging so weit, daß sie inständig hofften, daß diese Zeit irgendwann wiederkommen würde.

In der Regel fanden die Treffen an exklusiven Orten statt. Reihum lag es an einem von ihnen, den Ort auszusuchen und als Gastgeber ein interessantes Programm zu organisieren. Meistens handelte es sich um Orte, die für alte und überzeugte Nazis von Bedeutung waren. Seit der Öffnung des Eisernen Vorhangs waren sie in den letzten Jahren meistens nach Osteuropa und nach Russland gefahren. Dort hatten sie Konzentrationslager in Auschwitz, die geheimen Bunkeranlagen in den Masuren, die Wolfsschanze oder die Kriegsgräber bei Stalingrad besucht.

Alfred sah, wie die Fahrstuhltür aufging und Holger und seine Frau Margret herauskamen. Margret war auch mit ihren fünfundsiebzig Jahren noch eine Schönheit. Die beiden schauten sich um und entdeckten Alfred und seine Familie. Ein kurzes Winken und sie gesellten sich freudig lächelnd zu ihnen.

Im Hintergrund sah Alfred, daß auch Dietrich angekommen war, mit seiner Frau Matilde.

Der Abend konnte beginnen. Alfred hatte Taxis bestellt, und nach der herzlichen Begrüßung und einem Kaffee machten sie sich auf den Weg zum Schiff. Der Abend war frostig-kühl, die Luft klar und der Himmel wolkenfrei. Perfekt als fantastische Kulisse in der Nacht auf dem Zürichsee.

Diesmal war es das fünfzigste Jahrestreffen, Jubiläum, und Alfred war der Gastgeber. Es sollte ein besonderes Treffen werden, wenn auch ohne Siegfried.

*

Robert Kaufmann, flotte fünfunddreißig Jahre alt, sportlicher Natur und keineswegs ein Kaufmann, aber durchaus käuflich, war Spezialist für Informationsbeschaffung und Besorgungen, wie er im Small Talk gern erklärte. Insider wussten, was gemeint war: Erpressung und Diebstahl. Beides konnte er gut, dafür war er bekannt.

Wer seine besonderen Dienstleistungen und Fähigkeiten brauchte, stieß in Zürich schnell auf ihn. Die edle und ehrenvolle Unterwelt dort war klein aber fein. Seit vielen Jahren war sie Roberts Welt. Hier fühlte er sich wohl.

Er machte nie mehr als ein bis zwei Aufträge im Jahr. Die aber hatten es in sich, finanziell und inhaltlich. Zürich war eine reiche Stadt mit reichen und mächtigen Leuten darin. Viele von denen mochten die anderen reichen und mächtigen Leute eher weniger, weswegen es immer wieder etwas zu tun gab, um vom einen zu nehmen und dem anderen zu geben. Informationen, Geld oder sonstiges von Wert. Was diese Bonzen eben so interessierte. Robert interessierte an den Aufträgen vor allem, daß sie ihn als eine Art Künstler forderten. Und daß es sich für ihn lohnte.

Sein Salär lag in der Regel nie unter einer Million Schweizer Franken. Das war nicht billig, das wusste er, aber er arbeitete sauber, absolut vertraulich und ohne irgendwelche Spuren zu hinterlassen. Das zählte in der Szene der Banker, Reichen und Schönen mehr als alles andere. Sie alle waren daran interessiert, ihre weißen Westen rein zu halten. Für sie war es selbstverständlich, wenn sich andere - solche wie Robert - für sie schmutzig machten.

*

Robert rückte seine Krawatte zurecht. Er hatte sich schon viel schmutzig gemacht, auf seine Weise. Das hieß aber nicht, daß er darauf verzichten wollte, sehr adrett und korrekt aufzutreten. Gesellschaftliche

Umgangsformen waren ihm bestens vertraut. Niemand mit Geld und illegalen Interessen für finanzielle Angelegenheiten hatte Vertrauen zu einem unrasierten, dreckigen oder gar unhöflichen Auftragnehmer.

Seine Aufträge kamen immer über Mittelsmänner, nie direkt von den Auftraggebern, die er oft gar nicht kannte. Schriftliche Auftragsanfragen kamen niemals schriftlich, was der nötige Inhalt von selbst verbot. Sie kamen hinter vorgehaltener Hand, bei einem vertraulichen Treffen in irgendeiner Hotel-Lobby oder Bar, selten per Telefon. Seine Nummer hatte kaum jemand – und das war auch gut so.

Wenn Robert zusagte - und das war längst nicht immer - mussten die Aufträge attraktiv und die Ziele klar sein. Für ihn galt: je kniffliger, desto attraktiver. Immerhin war er nicht auf den Kopf gefallen. Niemals wurde vereinbart, wie die Ziele zu erreichen seien. Das war ganz alleine seine Angelegenheit, worauf er ausgesprochen stolz war. Gerade in seinem Metier gab es eine Art von Berufsethos, die er unverzichtbar fand.

Waren der Auftrag klar und eine stattliche Anzahlung von mindestens einer halben Million Schweizer Franken überwiesen worden auf eines seiner vielen überseeischen Konten, freute er sich. Es waren spezielle Banken, die sich, inoffiziell aber doch weithin bekannt, gerne um genau jenes Geld kümmerten, um das sich Interpol und Steuerbehörden nicht kümmern sollten. Kaum hatte er den Kontostand zu seiner Zufriedenheit überprüft, legte er als Künstler los. Nichts anderes zählte dann mehr, bis der Auftrag erledigt war.

Sobald er Vollzug meldete, gab es wieder eine Verbindung zwischen ihm und dem Auftraggeber, der zuweilen auch eine Auftraggeberin war. Robert war der Herr im Spiel, er hatte die Karten in der Hand. Der Auftraggeber brauchte bloß zu warten und die Schlussrate zu zahlen.

*

Der Auftrag, den Robert dieses Mal erhalten hatte, war so ganz nach seinem Geschmack, nicht nur weil er äußerst lukrativ war. Er sollte einen alten Nazi ausspionieren und bestehlen.

Er saß in der Lobby eines der besten Züricher Hotels und tat so, als sei er völlig versunken in die Lektüre einer Finanzzeitung. In Wirklichkeit beobachtete er Alfred Hornbach, sein Zielobjekt. Der saß mit anderen Leuten, scheinbar seiner Familie, an einem mit Blumen und Kerzen dekorierten, behaglich wirkenden Tisch in der Ecke. Sie warteten auf Gäste, die Albert eingeladen hatte, wie der Rezeptionist Robert gegen ein Scheinchen verraten hatte.

Robert sah, wie Alfred aufstand, als eine kleine Gruppe von Menschen aus dem Fahrstuhl stieg. Man begrüßte einander, hielt einen kurzen Plausch, ging zu den Familienangehörigen in der Sitzecke, begrüßte auch diese herzlichst und begab sich dann gemeinsam zum Ausgang. Robert wusste auch, daß Alfred für die Silvesternacht ein Ausflugschiff gemietet hatte. Er würde einer der Gäste an Bord sein, was es ihm sehr erleichtern würde, seinen Auftrag elegant zu erfüllen.

Alfreds Silvesterpartys, die er alle paar Jahre, wenn er für die Organisation der jährlichen Treffen der Agenten zuständig war, auf die Beine stellte, waren legendär. Die Party diente als Kulisse für ihr Treffen.

Eine Vielzahl von Gästen buhlte darum, eingeladen zu werden. Dieses Mal hatte Alfred auch seine Familie dafür gewinnen können zu kommen, die sich sonst rarmachte. Und erstmals würde er das Treffen mit den anderen Agenten auf den Silvestertag legen und mit seiner Party verbinden.

So lange es keine Eintrittskarten oder Gästelisten gab, die abgefragt wurden, war es für Robert kein Problem, sich bei Veranstaltungen, Galas und selbst etwas größer dimensionierten privaten Feiern einzuschleichen und unter die Gäste zu mischen. Das hatte er schon häufig

gemacht. Niemand wagte einen selbstbewusst auftretenden Gast, der so tat, als gehöre er dazu, direkt darauf anzusprechen, ob er auch eingeladen sei. Alle dachten eher, er sei von jemanden eingeladen worden, der ihn kannte, und eine Nachfrage wäre dann peinlich. Wenn es Eintrittskarten gab, besorgte er sich einfach eine, so oder so. Bei Gästelisten war es etwas schwieriger, an der Kontrolle vorbeizukommen. Aber Geldscheine oder versehentlich unverschlossene Hintertüren taten immer ihren Dienst. Es gab nun einmal Mittel und Wege.

An diesem Abend gab es keine Probleme, auf das Schiff zu gelangen. Keine Eintrittskarten, keine Gästeliste, und eine große Anzahl von Gästen, die gegen einundzwanzig Uhr allmählich eintrudelten. Als gerade ein größerer Schwung kam, mischte er sich einfach darunter, begann ein Gespräch mit einer hübschen Frau, die offenbar alleine gekommen war und keinen Ehe- oder Freundschaftsring trug. Robert war galant, zu distanziert, um aufdringlich zu wirken, und fand immer schnell ein Gesprächsthema. Zusammen schlenderte man auf das Schiff, an der Bedienung und den anderen Gästen vorbei. Robert nahm einen Orangensaft, seine Gesprächspartnerin einen Sekt. Wenn er einen Auftrag bearbeitete, trank er grundsätzlich keinen Alkohol. Mit Alkohol im Blut waren die Sinne nicht mehr so scharf, und er wurde dann leichter aggressiv. Das wollte er auf keinen Fall riskieren. Es würde dennoch ein lustiger und angenehmer Abend werden, dachte er.

Es mochten hundert Gäste auf dem Schiff sein, als gegen zweiundzwanzig Uhr das Schiff ablegte. Die See war ruhig, die Stadtkulisse hell erleuchtet und die Luft und der Himmel waren klar. Es gab exquisite Fingerfood, alles an Getränken, was das Herz der reichen Gäste begehrte, und angenehme klassische Musik. Natürlich live. Gute Bedingungen für seinen Auftrag und eine schöne Silvesterfeier gleichermaßen, dachte Robert. Nur musste er erst einmal die Frau wieder loswerden, die ihn scheinbar für den Abend auserkoren und sich gerade vertraulich bei ihm eingehakt hatte. Ihr Lachen klang wie das Gurren einer Taube.

»Ich bedaure es außerordentlich, Sie jetzt alleinlassen zu müssen, meine Liebe, aber ein menschliches Rühren ... Sie verstehen?« Er küsste ihr die Hand.

Sie nahm einen Schluck Sekt, behauptete, das sei gar kein Problem, und sah ihn begehrlieh an, wie er fand. Ein Grund mehr, sich schnell zu verdünnisieren. Ablenkung dieser Art konnte er jetzt nicht gebrauchen, obwohl er normalerweise nichts anbrennen ließ. Aber der Auftrag ging vor.

Die Toilettenräume würde er ebenso inspizieren wie die anderen Räume des Schiffes. Jetzt war die beste Gelegenheit, da sich noch alle an ihren Getränken festhielten und per Small Talk so taten, als würden sie sich füreinander interessieren. Später würden die Toiletten und sonstigen Räume mehr genutzt werden. Was rein kam, musste auch irgendwann wieder raus.

Als er wieder in den Gästebereich kam, war seine Gesprächspartnerin mit einem anderen Gast im Gespräch. Er nickte ihr kurz zu und suchte sich einen Platz, von wo aus er einen guten Überblick auf die Gäste hatte. Er wollte Alfred Hornbach im Auge behalten, um eine erste Einschätzung vorzunehmen. Später würde er mit ihm noch ein vertieftes Gespräch führen. Dafür musste er wissen, wen dieser Alfred alles auf dem Schiff kannte, was er machte und wann er unauffällig und ohne Aufmerksamkeit zu erregen abgegriffen werden konnte. Alfred war ja nun schon ein alter Mann. Also war nicht sicher, ob er lange im Partybereich bleiben oder sich frühzeitig in einen der Ruheräume zurückziehen würde. Robert wollte ihn auf alle Fälle nicht ohne ein Gespräch abziehen lassen.

Alfred Hornbach erwies sich schnell als rüstiger und munterer alter Mann, der das Feiern gewohnt war. Robert sah, wie er mit vielen Gästen kürzere oder längere Gespräche führte, von hier nach dort ging, begrüßte und viele Hände schüttelte. Er schien bekannt und beliebt zu sein.

Alfreds Gäste, die schon im Hotel dazu gestoßen waren, waren mit sich selbst, der Kulisse, ihren Familien oder Frauen beschäftigt. Robert bekam mit, daß Alfred sich mit einem Mann aus dem Hotel unterhielt, der etwa in seinem Alter war, und mit einem jüngeren, südländisch aussehenden Mann. Die drei standen zusammen und wirkten recht vertraut. Alfred sah auf die Uhr. Es war kurz vor dreiundzwanzig Uhr. Noch eine Stunde bis zum neuen Jahr.

Das Gespräch der drei wirkte zunächst sehr entspannt, doch nach einigen Minuten kam eine gewisse Hektik auf. Die Männer fuchtelten mit den Händen, machten schnelle Bewegungen. Robert hätte zu gern gewusst, über was sie da redeten.

*

Alfred, Holger und Dietrich standen an einem Stehtisch in einer Nische in der Bar des Schiffes. Niemand sonst gesellte sich zu ihnen.

»Was meint ihr«, frage Holger die beiden, »ist Siegfried untergetaucht?«

»Das glaube ich nicht«, antwortete Alfred. »Dann hätte er es mir mitgeteilt. Oder zumindest seine Familie wissen lassen, daß er verschwinden musste. Wir kennen uns schon lange, die Frau seines Sohnes Johannes hätte es mir nicht verschwiegen.«

Dietrich, jung, aber nicht dumm, meistens still und fasziniert zuhörend, wenn es um die Geschichte mit den Uhren und der Nazi-Zeit ging, hatte einen Verdacht. "Dann hat wohl jemand die goldene Uhr von Siegfried geholt!"

»Quatsch!«, erwiderte Holger etwas voreilig. »Wer sollte das denn sein?«

»Das weiß ich auch nicht, aber was sollte denn sonst passiert sein?«

»Vielleicht hat Dietrich recht«, stimmte Alfred nachdenklich zu. »Der Gedanke ist mir auch schon gekommen.«

»Okay!« Holger biss in ein grün-weißes Fingerfood und sprach kauend weiter. »Nehmen wir mal an, jemand kennt unsere Geschichte und ist hinter den Uhren her. Ob das Leute von Göring sind?«

»Das glaube ich nicht«, antwortete Alfred. »Sicher gibt es jemanden, der weiß, wer wir sind und was wir haben, dafür hat Göring bestimmt vor seinem Tod gesorgt. Aber warum sollten sie erst jetzt und nicht schon früher so überraschend eine Uhr geholt haben? Sie hätten ja nur das Losungswort erwähnen müssen, dann wären wir alle nach Trenthorst in Deutschland gekommen.«

»Dann muss jemand anderes etwas wissen und unsere Namen haben«, fasste Dietrich zusammen.

»Sicher ist das nicht«, sagte Holger. »Aber wir sollten auf der Hut sein, solange Siegfried nicht auftaucht. Wenn jemand was weiß, dann wird er oder sie nicht zimperlich sein, um auch die anderen Uhren zu bekommen.«

»Das glaube ich auch«, sagte Alfred. Dietrich nickte.

Alle drei gingen wieder auseinander, gesellten sich zu ihren Familien oder gingen auf das Deck, um das bald einsetzende Feuerwerk zum Neujahr bewundern zu können. Alle waren nun eher in Gedanken und besorgt, was das alles zu bedeuten hatte. Die Nazi-Zeit hatte sie eingeholt.

*

Robert hatte alles beobachtet, wenn auch nichts verstanden. Das war auch nicht nötig. Als das Feuerwerk anfang, ging er ebenfalls auf das Deck, um es zu bestaunen, und gleichzeitig Alfred im Auge zu behalten. Es war halb eins, alle hatten auf Neujahr angestoßen, und das

Schiff machte sich langsam auf den Weg zurück zum Anleger. Alfred war wieder unter Deck in Richtung Toilette gegangen, Robert folgte ihm.

Niemand sonst hier, überraschend, aber gut, dachte Robert. Das wird ja ein einfaches Ding. Er hatte mit mehr Aufwand gerechnet.

Robert stand mit Alfred an den Pinkelbecken, als er dem alten Mann plötzlich einen heftigen Schlag in den Rücken verpasste und ihn an die Wand drückte. Alfred hatte keine Chance gegen diesen überraschenden Angriff.

»Los, mitkommen!«, forderte Robert ihn auf, griff ihm an Hose und Kragen, und schleppte ihn in einen etwas von den Klos entfernt liegenden kleinen Raum, in dem Putzmittel gelagert wurden. Das hatte Robert am frühen Abend schon ausgekundschaftet. Er überließ nichts dem Zufall. Alfred knipste die kleine Deckenlampe im Raum an, schubste Alfred hinein, folgte ihm und schloss die Tür hinter sich. Niemand würde sie hier vermuten, niemand würde etwas mitbekommen.

Robert war ein Profi.

»Alfred Hornbach?«, sprach er den alten und nun doch verängstigten Mann an, der zusammengesunken in einem Einkaufswagen ähnelnden Wagen saß, daran an Armen und Beinen mit Kabelbindern festgebunden. Im Mund hatte er einen Putzlappen als Knebel.

Der Angesprochene nickte.

»Es ist nichts Persönliches, aber ich habe einen Auftrag von jemandem, der von Ihnen einige Informationen und eine Uhr haben möchte.« Robert blieb höflich aber eindringlich.

Wenn ich ihnen den Knebel aus dem Mund nehmen, sagen sie kein Wort. Sonst sind sie schneller tot als wie das erste Wort herauskommt.

Alfred nickte wieder.

Robert nahm ihm den Knebel aus dem Mund. Alfred schnappte nach Luft.

»Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden. Was wollen Sie von mir? Binden sie mich los und lassen sie mich frei!«

Seine Stimme klang schwach, beinahe piepsig. Die Hose war nassgepinkelt und der Hosenlatz stand noch immer offen, aus dem sein kleiner Schwanz heraushing. Peinlich, wenn auch völlig egal in der gegenwärtigen Situation. Er konnte seine Hände eh nicht benutzen, um den Schwanz wieder in die Hose zu stecken, weil sie ja mit das Blut abschnürenden Kabelbindern an den Wagen angebunden waren.

»Was ich will? – Informationen, weiter nichts, und eine Uhr!«

Es stimmt also, dachte Alfred. Jemand weiß Bescheid, und dieser Jemand ist nicht von Göring beauftragt. Was vor wenigen Stunden nur ein vager Verdacht gewesen war, wurde nun zur Tatsache. Er bekam noch mehr Angst. Das konnte schlimm ausgehen.

»Wie gesagt, es ist nicht persönlich, aber ich brauche die Informationen sehr schnell, bevor das Schiff wieder anlegt." Robert fixierte Alfred mit seinen dunklen Augen. "Also lassen sie uns die Spielchen lassen und kommen wir gleich zur Sache. Ich warte genau fünf Minuten, dann haben Sie mir alles verraten oder Sie und ihre Familie werden den Neujahrstag nicht mehr erleben. Kaufmann hat nicht kooperiert, was ihn und seinen Sohn zu Haifischfutter gemacht hat. – Haben wir uns verstanden?«

Alfred nickte. »Was wollen Sie wissen?« Er wusste nun, daß er keine Chance hatte. Sein Leben war ihm nicht wichtig, er war alt, und der Tod schreckte ihn nicht mehr. Aber seiner Familie, so schwierig sie auch oft war, durfte nichts passieren.

»Wer waren die anderen beiden Agenten, die Göring mit Ihnen und Kaufmann ins Ausland geschickt hat? Leben sie noch und wohin wurden sie geschickt, wo sind sie jetzt, und wo haben Sie die goldene Uhr, die Ihnen Göring zum Abschied geschenkt hat?« Robert war knapp und präzise in seiner Fragestellung.

Alfred wusste nun, daß das Geheimnis um die goldenen Uhren aufgefliegen war. Was sollte er tun? Er hatte Angst.

»Tun sie mir und meiner Familie nichts«, bettelte er. »Ich sage ihnen alles.«

»Ich warte, ... noch genau drei Minuten. Und lügen Sie mich nicht an. Mit jeder Lüge ist einer aus ihrer Familie tot.«

»Die Namen sind Holger Sattelmacher und Manfred Bäcker. Holger lebt noch, er ist aber schon über achtzig Jahre alt. Manfred ist vor einigen Jahren gestorben.«

»Weiter! Wo wohnt Holger? Wer ist der andere Mann?«

»Holger wohnt heute in Addis Abeba, in Äthiopien. Der andere ist Dietrich, der Sohn von Manfred Bäcker. Er wohnt in Namibia, auf einer Farm.«

»Haben Sie die Telefonnummern der beiden?«

»Ja.«

»Rufen Sie sie jetzt an. Ich will sehen, ob das stimmt, was Sie sagen.«

»Sie sind hier auf dem Schiff.«

»Die beiden, mit denen sie vor Mitternacht geredet haben?«, fragte Robert. Er rieb sich innerlich die Hände. Das wurde ja immer besser.

»Ja.«

»Okay, das reicht erst mal. Und wo ist die goldene Uhr, die Sie von Göring bekommen haben?«

»Sie ist bei mir zu Hause, in einer Vitrine. Es ist ein Andenken.«

»Die hole ich mir. Wenn sie nicht dort ist, sind Sie und ihre Familie tot. Verstanden?«

»Verstanden.«

»Geben sie mir den Hausschlüssel!«

Alfred zitterte inzwischen am ganzen Körper. Er zog den Schlüssel heraus und ließ ihn in die ausgestreckte Hand seines Peinigers fallen.

Robert holte Alfred wieder aus dem Reinigungswagen heraus. Als Alfred mehr oder weniger stand, umschlang Robert ihn von hinten und drückte fest zu, dort wo das Herz lag. Er spürte, wie der Herzschlag sich verstärkte, zum Trommelfeuer wurde. Er drückte weiter, bis das Herz schwieg. Fast achtzig Jahre lang hatte es immer seinen Dienst getan, nun war es auch gut.

*

Robert kannte alle Tricks. Er wusste, wie man es anstellte, einen Mord wie einen Herzinfarkt aussehen zu lassen. Niemand würde sich wundern, Diesen alten Mann ohne Puls auf dem Boden liegend vorzufinden. C'est la vie.

Robert ging wieder an Deck.

Die Anlegestelle für das Schiff lag in Sichtweite. Holger und Dietrich standen bereits an der Reling, um an Land zu gehen. Robert gesellte sich hinzu, ganz so, als wolle er irgendwo an Land weiter feiern und nun locker als einer der ersten von Bord gehen.

»Geht es Ihnen auch so schlecht?« sprach Robert die beiden an.

»Nein«, antwortete Dietrich. «Eigentlich nicht. – Wieso?«

»Dann liegt es an mir. Habe dem Buffet wohl zu sehr zugesprochen.« Er lächelte freundlich. »Oh, Entschuldigung«, sagte er dann, »ich habe mich gar nicht vorgestellt. Wolfgang mein Name, Wolfgang Sauer.« Robert reichte Holger die Hand.

»Sattelmacher«, stellte sich Holger vor. »Sehr erfreut.«

Robert schüttelte die Hand und reichte sie dann auch Dietrich.

»Bäcker.«

Das Schiff legte an.

»War ein schöner Abend, finden Sie nicht auch? Vielleicht sehen wir uns ja nächstes Jahr zu Silvester wieder hier.« Robert neigte leicht den Kopf, reichte den beiden Männern noch einmal die Hände und ging dann als erster von Bord.

Robert wusste, es würde gleich einige Aufregung geben. Zuerst würde die Familie Alfred suchen, dann würde ihn jemand finden, dann würden Krankenwagen und vielleicht auch Polizei kommen. Seine Familie würde auf dem Schiff bleiben. Bei so etwas ging niemand umgehend nach Hause. So konnte Robert in Ruhe in Alfreds Wohnung fahren und die goldene Uhr holen.

Er nahm ein Taxi und stieg etwa vierhundert Meter vor Alfreds Haus aus. Die Adresse hatte er sich schon vor Weihnachten besorgt. Es war eine noble Wohngegend, die Straßen waren angefüllt mit Menschen, die das neue Jahr mit Knallerei und reichlich Sekt noch immer fröhlich begrüßten. Er fiel überhaupt nicht auf. Er schloss die Haustür auf, machte Licht an. Wer sollte ihn schon stören, dachte er. Er fand das Wohnzimmer, die Vitrine, die goldene Uhr, die dort ganz prominent ausgestellt war, und holte sie sich. Nun hatte er alles beisammen. Nach nicht einmal zehn Minuten war er wieder aus dem Haus heraus, ging langsam und entspannt mehrere Kilometer weit, um genügend Abstand zum Haus zu bekommen. Dann ließ er ein Taxi kommen und fuhr nach Hause. Am Abend würde er die Informationen und die goldene Uhr übergeben, aber für jetzt hatte er erst einmal Schlaf nötig.

Das Jahr fing gut an, dachte Robert, als er die Bettdecke zurückschlug und sich auf die Matratze fallen ließ.

Es war schon erstaunlich, wofür Menschen so viel Geld auszugeben bereit waren, daß sie ihn engagierten. Aber die meisten waren eben viel zu feige, um sich selbst die Finger schmutzig zu machen. Bei ihm war das anders. Er war mutig und stark. Kein Wunder, daß die Weiber ihn mochten.

*

Robert hatte sieben Stunden lang prächtig geschlafen, in aller Ruhe gefrühstückt, sich einen alten Krimi gestreamt und auf dem Sofa liegend angesehen, dabei herzlich über die Blödheit mancher Verbrecher gelacht und sich kurz vorm Dunkelwerden auf die Socken gemacht, um den Mittelsmann seines Auftraggebers zu treffen. Dessen Name blieb ihm ebenso unbekannt wie der seines Auftraggebers. So was war üblich in der Szene

Der Treffpunkt war ein alter Schuppen, rund zehn Kilometer außerhalb der Stadt, in der Nähe einer kleinen Siedlung, alleine gelegen zwischen Bäumen. Roberts Navi hatte diesen Ort nicht gefunden, der Mittelsmann hatte ihn per Handy zum Treffpunkt gelotst.

Robert bog mit seinem Geländewagen auf die Einfahrt zum Hof ein. Dort stand kein anderes Auto. Er hoffte, daß er am richtigen Ort war. Vor dem Schuppen hielt er an, schaltete den Motor aus und stieg aus.

»Hallo?«, rief er.

Nichts zu hören.

Er ging zum Scheunentor, das angelehnt und nicht verschlossen war. Er öffnete das schwere Tor so weit, daß er hindurchschlüpfen konnte. Drinnen war es dunkel, nur etwas Licht aus undichten Stellen im Dach ließ ihn erkennen, daß nur alte Maschinen und Heubunde in der Scheune waren. Kein Mensch zu sehen.

»Hallo?!«

Nichts.

Endlich hörte er Schritte. Eine Person schälte sich aus dem Dunkeln heraus.

Ohne Begrüßung fragte der Mann aus dem Schatten. »Haben Sie alles erledigt?«

»Alles erledigt.«

»Haben Sie die Uhr dabei?«

»Wenn Sie das Geld dabei haben ...«

»Wie vereinbart: eine halbe Million in Euro.«

Robert machte ein paar Schritte auf die Person zu.

»Bleiben Sie stehen. Es ist besser, wenn wir uns nicht sehen. Sie wissen schon.«

»Okay«, antwortete Robert. »Die Uhr ist im Auto. Soll ich sie holen?«

Der Mann nickte.

Robert drehte sich um. Er hörte noch ein leises „Plopp“, da war die Kugel schon durch sein Herz hindurch.

*

Ein zynisches Grinsen überzog das Gesicht des Schattenmannes, als er Roberts überrascht aussehendes Gesicht genau in eine Heugabel sinken sah. Als er ihn umdrehte, um zu sehen, ob er ganze Arbeit geleistet hatte, sah er, daß ein Zinken der Gabel dessen linkes Auge ausgestochen hatte. Der Mann nahm die Gabel auf und stach noch einmal zu. Robert rührte sich nicht mehr. Der war hin.

»Habe mich gar nicht vorgestellt«, sagte der Mann grinsend. »Wie unhöflich. – Gestatten, Kocholsky.«

Er kniete sich hin und wühlte in Roberts Taschen. Er suchte den Schlüssel für das Auto, konnte ihn aber nicht finden. Wahrscheinlich würde er stecken.

Er spähte nach draußen, um zu sehen, ob noch jemand im Auto war.

Wie erwartet, war alles ruhig. Kocholsky setzte sich in den Wagen und suchte die goldene Uhr.

Sie war in einem Beutel im Handschuhfach.

Er startete und fuhr rund fünf Kilometer weit bis zu einem vereinsamen Parkplatz, auf dem er seinen eigenen Wagen hatte stehen lassen. Es war ein gutes Training gewesen, dachte er, von hier aus zum Treffpunkt zu laufen. Er bewegte sich einfach viel zu wenig in letzter Zeit.

Kocholsky stieg um, um seine Spuren zu verwischen. Ohne Eile startete er seinen BMW und fuhr vom Parkplatz aus nach Zürich zurück. Es war bereits dunkel und keine anderen Autos waren auf der Straße.

Auf dem Rückweg überlegte er, was er später gern essen würde. Und mit wem. Das Notizbuch mit den Nummern der Miezen spürte er wie immer in der Hemdtasche, gleich neben seinem Herzen. Das Leben war einfach wunderbar!

*

Kocholsky hatte diesmal Vanessa ausgewählt. Die wusste, daß er großzügig war, wenn er wollte. Mit einem schmalen Brillantring aus seinem Fundus an Diebesgut hatte er sich für ihre Dienste bedankt. Sie war wirklich was wert, die Kleine. Als sie allerdings im King-Size-Bett hatte einschlafen wollen, weckte er sie und komplimentierte sie hinaus. »Zieh dich an und zisch ab, Süße. Der Meister braucht jetzt seine Ruhe.«

Als die Tür ins Schloss gefallen war, setzte er sich an den kleinen Schreibtisch, holte das Uhrmacher-Werkzeug aus seiner Tasche und fing an, die goldene Uhr zu öffnen. Er wusste nun ja, wo er suchen musste.

Tatsächlich. Auch hier war auf dem Stift ein Code eingraviert. Er schrieb auch diesen Code unter die anderen beiden, die er schon hatte.

**o103x1bn534x6pn534xx0fn534ci8jn534cxi4ho103cxi6kn534m6jo103m2f
n534x6ho103x1fn534xx4jn534xx0pn534ci3po103cxi4fn534m6hn534m1p
o103x1to103xx4to103ci7bo103ci7fn534cxi2jn534cxi6fo103m5to103m5k**

Kocholsky lehnte sich nach hinten. Allmählich wurde die Sache ärgerlich. Auch der dritte Code war so wenig durchsichtig wie die beiden vorherigen. Was, wenn er die beiden anderen Uhren zwar finden würde, aber auch alle fünf Codes zusammen ihm nichts sagen würden.

Nerven bewahren, Alter, sagte er zu sich selbst. Jetzt find erst mal die restlichen Uhren. Bringt doch nichts, sich vor der Zeit aufzuregen. Kostet nur Energie.

Er wusste nicht, daß er bald Konkurrenz bekommen und es einen Wettlauf um die restlichen Uhren geben würde.

Kapitel 5: 2001

Montag, 29. Januar 2001 - Im Herrenhaus in Trenthorst

Meine Güte! Ich hatte mal wieder verdammt schlecht geschlafen. Das gammelige Doppelbett aus den Fünfziger Jahren, das in dem lange vor mir nicht mehr benutzten Raum im ersten Stock des Trenthorster Herrenhauses stand, hatte auf jeder Seite noch dreiteilige sehr weiche Matratzen. Gift für den Rücken! Das klamme Oberbett mit seinen sicher schon tausend Jahre alte Gänsfedern müffelte und war alles andere als anschmiegsam: in der Mitte nichts, außen alles. Wie hatte da bloß jemals einer gut drin schlafen oder gar Sex gemacht haben können. Gerade letzteres erschien mir undenkbar oder zumindest völlig unattraktiv und abtörend, erst recht, wenn das Licht an war.

Apropos Licht. Ich hasste es, in diesem Raum Licht machen zu müssen. Die mindestens fünfzig Jahre alte Nachttischlampe schien mir für einen den Kreislauf ankurbelnden Stromschlag wie gemacht. Oder noch schlimmer: als Einschlafmethode, die weitere Entspannungsversuche endgültig überflüssig machen würde.

Die hässliche, viel zu helle Deckenlampe, gemacht aus einem Sechsender-Hirschgeweih und bewaffnet mit zehn nackten 60-Watt-Birnen, alten Glühbirnen, lud gerade nach weinseligen Abenden dazu ein, sich die Rübe zu stoßen. Der Schein von sechshundert Watt in Summe leuchtete das Zimmer aus wie eine Flutlichtanlage ein Fußballfeld.

Über dem Bett hing das unvermeidbare Bild mit Bergen, Hirschen, Kreuz und Engel. Die Tapeten Marke „Blümchenmuster“, stockfleckig und bislang nicht wieder modern geworden, vollendeten das Inferno des schlechten Geschmacks.

Jeden Abend zog ich mich im Dunkeln aus, um das alles nicht sehen zu müssen.

Auch die vergangene Nacht hatte so begonnen. Herumtasten, ausziehen, Klamotten irgendwo fallen lassen und todmüde ab in die Kiste. Die Fenster und Türen hatten beim leichtesten Wind geklappert, die vergrauten Gardinen wehten stoßweise bis zum Doppelbett. Drehte ich mich um, knatschten die Dielen des eigentlich schönen Holzfußbodens. Die seit zwei Monaten alles durchdringenden Kälte und Feuchtigkeit dienten nicht dazu, den Schlafgenuss zu erhöhen.

Wie mochte es Göring in diesem Zimmer gefallen haben. Gerüchte besagten, daß der ehemalige Reichsmarschall hier mehrfach genächtigt haben sollte.

Wie pervers, dachte ich. Ich als Linker und Anti-Faschist schlief ausgerechnet in dem Bett, in dem einst einer der schlimmsten Nazi-Größen geschlafen hatte. Da musste man ja Alpträume bekommen.

Ich stand auf und sah nach draußen. Bah! Was für ein November-Wetter, mitten im Winter. Ich erinnerte mich an die erste Nacht in diesem Bett, vor etwa zwei Monaten, genauer gesagt, ich rechnete kurz nach, am 4. Dezember 2000. Es war die Nacht vor der öffentlichen Feierlichkeit zur Institutsgründung. Damals war ich noch so illusionär gewesen, die Heizung auf ihre Funktion hin zu überprüfen, weil es so klamm und kalt im Raum gewesen war. Als ich den alten, mindestens fünffach lackierten Heizkörper anfasste, konnte ich zu meiner Überraschung eine gewisse Wärme erfühlen, mehr aber auch nicht. Musste wohl am leistungsschwachen Brenner liegen. – So ne Scheiße!

Ich war auch schwach. Doppelt Scheiße!

Mangels Alternativen schlug ich mir in dieser Kemenate nun seit rund acht Wochen die Nächte um die Ohren.

Und das war wirklich Obersch... .

*

Ich war nun seit zwei Monaten Institutsleiter in Trenthorst und sollte die alten Gemäuer und das ganze Drumherum als Forschungsstätte für den Ökolandbau herrichten. Morgen für Morgen war ich mir sicher, daß ich als erstes eine vernünftige Wohnung im Herrenhaus herrichten lassen musste. Sonst würde ich es nicht lange aushalten.

Wieder einmal war ich viel zu früh wach geworden. Fünf Uhr. Mist! Aber an Einschlafen war nicht mehr zu denken. Unmotiviert begann ich, unter dem immerhin warmen Oberbett herauszukriechen.

Ich wankte im Halbdunkeln des frühen Morgens in das angrenzende Bad. Auch hier traf historischer Luxus, mit Marmorwänden und Stuck an der Decke, auf verrostete Wasserhähne, angeschlagene und gammelige Keramik und - nicht zu vergessen - kaltes Wasser. - Für Göring mochte das mal schön und modern gewesen sein. Für mich war es eine Zumutung. Katzenwäsche war hier das Maximum. An Duschen war nicht zu denken.

Als ich auf der Toilette saß, fiel mir zum ersten Mal die große Marmorplatte über dem Wasserkasten auf, die scheinbar nicht mehr sicher an der Wand hing. Fast einen Quadratmeter groß und sicher auch wertvoll, stellte die ehemalige Schönheit eine tödliche Gefahr für den Toilettenbenutzer dar.

Nicht ohne Hektik wischte ich mir den Hintern ab, erhob mich, zog die Hose hoch und testete die Festigkeit der Platte. Oh Mann aber auch! Verdammt locker! Ach, das war gar kein Ausdruck. Sie stand eigentlich nur noch auf der Marmorplatte unter ihr, knapp gehalten durch die Schwerkraft.

Ich hatte es schon immer gehasst, wenn ich gleich morgens mit Arbeit belästigt wurde. Es half aber nichts, die Platte war zu gefährlich. Ich

packte sie vorsichtig an und versuchte, sie ganz von der Wand zu lösen, was sich als schwierig erwies. Aber letztendlich war ich mit meinen achtunddreißig Jahren und als handwerklich begabter Bauernsohn doch in der Lage, die Platte von der Wand zu stemmen und an das Waschbecken gelehnt auf den Boden zu stellen. Sollten sich nun andere darum kümmern.

Als ich gerade rausgehen wollte, fiel mir auf, daß hinter der Marmorplatte nicht nur die nackte Wand, sondern auch eine kleine Nische verborgen war. Nischen hatten mir schon als Junge gefallen.

Ich ging zurück, um sie im Halbdunkel näher zu untersuchen. Im Bad war die Beleuchtung leider gänzlich ausgefallen, so daß das Licht von nebenan genügen musste. Ich fingerte mit einiger Mühe und fischte unter Einbuße eines Fingernagels aus der nicht allzu breiten, tiefen Nische einen Briefumschlag heraus, der eng wie die Wurst in der Pelle darin gesteckt hatte. Er war so groß wie ein heutiger normaler Briefumschlag, dick und graubraun. Er war unzweifelhaft alt.

Schlagartig war ich hellwach.

*

Eiligst zog ich mich an und begab mich danach mit dem Briefumschlag in mein Büro, das sich ebenfalls im ersten Stock befand. Es war nur wenige Meter vom Schlafzimmer entfernt, alt und bieder, aber geeignet, um den Brief näher in Augenschein zu nehmen. Für das Frühstück war es sowieso noch viel zu früh. Und im Moment hatte ich auch nicht den geringsten Appetit.

Das Büro hatte ich gleich zu Beginn meiner Zeit als neuer "Gutsherr" von Trenthorst, also noch vor Weihnachten, hergerichtet. Auf dem altmodischen Schreibtisch stand eine moderne Schreibtischlampe, hell, technisch einwandfrei und vertrauenswürdig. Ich knipste sie an und legte den Briefumschlag in den Lichtschein.

Die Vorderseite war leer, die Rückseite ebenfalls. Offenbar war der Brief nicht zum Abschicken gedacht gewesen, sondern zum Verstecken.

Ist ja interessant, dachte ich. Alte Herrenhäuser haben ihre Nachteile, gerade wenn ich an die Nächte dachte, aber eben auch ihre Geheimnisse. Auch als Enddreißiger war ich noch immer viel zu sehr der jugendliche Abenteurer von früher, als daß mich so was nicht gereizt hätte. Der Brief war sicher nicht ohne Grund im Bad hinter der Marmorplatte versteckt worden.

Mit dem Taschenmesser, das ich Tag und Nacht bei mir trug, schlitzte ich den Umschlag auf und zog vorsichtig mehrere Bögen aus dünnem Schreibpapier heraus. Sie waren brüchig und klebten aneinander.

Ich entschied mich, das Risiko einzugehen, daß die Papiere etwas in Mitleidenschaft geraten würden, wenn ich sie auseinander faltete. Ich ging so behutsam und konsequent vor, wie es einem Bauern eben möglich ist

Drei Minuten später lagen die Bögen einzeln vor mir, mit Stockflecken durchsetzt, verknittert und an einigen Stellen eingerissen, aber insgesamt heil. Zwei Bögen waren auf beiden Seiten handschriftlich beschrieben, mehrere andere Seiten mit Schreibmaschine ausgefüllt. Die Papiersorten waren unterschiedlich. Scheinbar waren die Briefe unabhängig voneinander verfasst worden.

Ich nahm die handgeschriebenen Seiten und fing an zu lesen. Sie waren in Sütterlin, der altdeutschen Schrift, geschrieben, und erschienen mir eilig aufgeschrieben.

Alles ist erledigt, heute habe ich den Schatz vergraben.

Er soll dem Deutschen Reich dienen, wenn der Krieg vorbei ist, den wir leider verlieren werden. Der Führer ist tot, die Feinde stehen vor

der Tür, es bleiben mir nur wenige Tage, vielleicht nur Stunden, um sicherzustellen, daß der Schatz wiedergefunden wird, auch wenn ich nicht mehr sein sollte. Niemand kann ihn finden, nur ich und Reemtsma wissen, wo der Schatz versteckt ist, alle anderen sind tot. Auch wir beide werden unser Wissen höchstwahrscheinlich mit ins Grab nehmen. Deswegen habe ich diesen Brief geschrieben, damit der Schatz auch von dem gefunden werden kann, der diesen Brief findet. Möge Gott ihm gnädig sein, den Schatz zu finden und ihn für das Deutsche Reich verwenden zu lassen. Er wird für den Aufbau eines neuen Deutschen Reiches benötigt werden. Dafür sind viele Menschen gestorben. Ich vertraue auf den Anstand und die deutschen Werte. Für das Vaterland.

Heute Nacht haben wir 60 Lastwagenladungen auf einem Acker des Reemtsma'schen Gutes in Trenthorst vergraben, tief in der Erde. Bald wird Flachs darüber wachsen. Es handelt sich um 120 Tonnen Gold, Diamanten, Silber und Schmuck, aber auch um viele Kunstgegenstände, die ich schweren Herzens hier vergraben ließ. Aber es blieb mir keine Wahl. Ich bete, daß sie erhalten bleiben.

Eine zusammenfassende Aufstellung liegt dem Brief bei.

Nach Überschrift, Datum und Verfassernamen suchte ich vergeblich. Der Inhalt aber hatte es in sich. Ich nahm mir erst einmal einen der getippten Seiten und las eine lange Liste mit Kunstgegenständen.

Was dort alles stand, sah wirklich nach einem riesigen Schatz aus. Ich konnte es kaum glauben.

Oh Mann, war das spannend.

Im Jahr 1962 auf einem kleinen Bauernhof in Ostfriesland geboren, weit weg von der wahren Welt, der Mauer und Berlin, war ich froh, die Nazizeit nicht miterlebt zu haben. Dennoch erschien sie mir fast genauso bekannt wie den Zeitzeugen von damals, mit denen ich oft genug ins Gespräch gekommen war. Von einschlägiger Literatur und vor allem Spielfilmen ganz zu schweigen. In der Schule, in den Zeitungen, im Fernsehen, auf der Straße, überall waren Hitler und seine Nazis bis heute ein Dauerthema.

Nun hatte ich hier ein Schreiben in der Hand, das wohl ein wichtiger Nazi selber geschrieben hatte, und dazu beschrieb er auch noch einen Schatz.

*

Leider ging der Institutsalltag los, bevor ich den zweiten Bogen mit den handschriftlichen Notizen lesen konnte. Es klapperte die Eingangstür; meine Sekretärin war gerade angekommen. Ich versteckte die Papiere unter anderen Dingen in meiner Schreibtischschublade. Diese schloss ich vorsichtshalber sogar ab, was ich sonst nie machte.

Sicher war auch die Hauswirtschafterin schon da, und ich ging erst einmal frühstücken.

Der Tag verlief wie immer: hierhin, dorthin, reden und entscheiden, unspektakulär und ermüdend. Erst dieses und jenes war zu regeln, Leute hier und Leute da.

Erst am Nachmittag kam ich wieder an den Schreibtisch zurück. Endlich. Ich hatte schon so manch irritierten Seitenblick wegstecken müssen. Ob meine Mitarbeiter dachten, ich hätte gesoffen, daß ich so unkonzentriert war? Immer wieder waren meine Gedanken zum Schatz zurückgekehrt. Ob das wirklich sein konnte, fragte ich mich immer

wieder. Hatte ich das etwa nur geträumt? Oder wollte mir jemand einen Streich spielen? Verdammt – ich war echt durcheinander.

Gerade weil es ein Scherz sein konnte, hielt ich es für besser, das mit dem Brief geheim zu halten. Schließlich wollte ich mich nicht zum Deppen machen. Ich hatte den Handwerkern nur gesagt, sie mögen im Bad die Marmorplatte wieder sicher anbringen, damit kein Unglück geschah.

*

Als ich am frühen Freitagabend wieder alleine im Herrenhaus war, nahm ich mir eine Flasche Rotwein aus meinem Vorrat, schüttete mir ein Glas ein, holte den handgeschriebenen Brief wieder aus der Schublade von meinem Schreibtisch und las auch den Rest:

Wo genau der Schatz auf dem riesigen Gutsgelände vergraben wurde, haben meine Kryptographen in die Werke von fünf goldenen Uhren verschlüsselt eingraviert. Nur wer alle Uhren hat und die Entschlüsselung beherrscht, findet den Schatz. Heute sind vier Agenten mit je einer goldenen Uhr auf die Reise geschickt worden, um unterzutauschen. Die Uhren werden sie so lange beschützen, bis wir sie wieder brauchen, um den Schatz - in besseren Zeiten - zu finden und das Reich neu aufzubauen. Falls ich nicht mehr leben sollte, hier die vier neuen Namen und Zielorte der Agenten: Alfred Hornbach (Zürich), Siegfried Kühlmann (Kapstadt), Manfred Bäcker (Santiago de Chile) und Helger Sattelmacher (Kairo). Alles dem Führer ergebene und geschickte Männer. Gott möge sie beschützen. Die fünfte Uhr habe ich meinem Freund und Förderer Philipp Reemtsma anvertraut. Er wird gut darauf aufpassen und sie seinem Nachfolger übergeben, wenn er selber nicht mehr dazu kommen sollte, den Schatz zu heben. Der rechtmäßige Nachfolger kann zur rechten Zeit mit Hilfe eines geheimen Satzes - übermittelt über die Botschafter der Länder, die den Agenten Gastfreundschaft gewähren, auch sie dem Führer treu ergebene Deutsche -, die Agenten wieder nach Trenchthorst zurückzurufen. Der Satz lautet:

Eugen Hoffmann aus Dresden ist mit dem Mädchen mit blauem

Ich war verduzt. Der Satz hörte unvollständig auf, die Seite war zu Ende. Eine weitere handgeschriebene Seite gab es nicht. Ich nahm die Zettel mit der Liste vorsichtshalber noch einmal in die Hand, um nachzuschauen, ob ich etwas übersehen hatte. Ob dort irgendwo der Satz zu Ende geschrieben worden war.

Nichts.

Ich nahm den Briefumschlag auch noch einmal hervor. Vielleicht war ja noch etwas darin versteckt oder irgendetwas doch drauf geschrieben, vielleicht auf die Innenseiten.

Ebenfalls Fehlanzeige.

Das durfte doch wohl jetzt nicht wahr sein. Ich trommelte mit den Fingern auf der Schreibtischplatte herum. Verdammt! Ich wollte mehr wissen. Ich wollte alles wissen. Ich sprang auf.

Vielleicht war ja noch etwas in dem Versteck geblieben, was ich nicht entdeckt hatte. Glücklicherweise waren die Handwerker noch nicht im Badezimmer erschienen. Würde sicher erst Montag etwas werden. Gut so.

Ich schaute in der Wandspalte noch einmal genau nach.

Leer.

Ich schaute mir die Rückseite der Marmorplatte noch einmal an, die ich von der Wand gehebelt hatte. Vielleicht war etwas auf der Rückseite haften geblieben.

Nichts.

Ich schaute, ob ein Zettel vielleicht hinter die nächste Marmorplatte gerutscht sein könnte, über der die andere so wackelig angebracht gewesen war.

Wieder nichts. Verflucht noch mal!

Ich suchte den ganzen Boden ab, spähte hinters Klo und in den Spülkasten.

Endlich gab ich auf.

Enttäuscht und gedankenverloren ging ich an meinen Schreibtisch zurück.

*

Ich brauchte jetzt einen klaren Kopf, ging zurück in mein Büro, setzte mich an meinen Schreibtisch und las die handgeschriebenen Bögen ein weiteres Mal. Ich konnte es mir ja kaum vorstellen, aber wer weiß – vielleicht hatte ich in der Eile des ersten Lesens doch etwas übersehen.

Eine Minute später ließ ich das Papier frustriert sinken. Es wurde nicht mehr. Der Text hatte keine weiteren Botschaften und der Satz am Schluss blieb unvollständig. Ich lehnte mich in meinem Stuhl zurück und schloss die Augen.

Was konnte der Satz „*Eugen Hoffmann aus Dresden ist mit dem Mädchen mit blauem*“ bedeuten?

In meinem Gehirn machte sich gähnende Leere breit.

Reiß dich zusammen, wies ich mich selbst zurecht. Das hier ist jetzt verdammt wichtig. Überlege: Was sind die Fakten?

Okay. Das hier war eindeutig: Ich hatte einen Brief gefunden, in dem ein Schatz beschrieben wurde. Ich wusste, daß es ein riesiger Schatz war, ich wusste, daß er auf einem Acker in Trenthorst vergraben wurde.

Ich wusste ...

... nicht,

... wo.

So ein Mist aber auch! Was sollte das? War der Schreiber gestört worden? Hatte er keine Zeit mehr gehabt, den Satz zu Ende zu schreiben? Hatte er vergessen, alle Seiten in den Umschlag zu tun? Oder hatte er mit Absicht den Satz nicht vollständig aufgeschrieben und die weitere handgeschriebene Seite bewusst nicht in den Umschlag getan?

Fragen über Fragen. Sie brachten mich nicht weiter. Was sollte ich jetzt anfangen mit den Informationen, die ich hatte? Klar war, daß der Schatz wertvoll war, mehr als wertvoll. Es mussten hunderte von Millionen Deutsche Mark sein, wenn nicht noch mehr.

Ich versuchte, mir diese unvorstellbare Menge an Geld vorzustellen. Wenn ich das alles finden würde? Was würde ich dann machen?

Mir wurde ganz anders.

Würde ich jemand anderes einweihen?

Würde ich jemandem mitteilen müssen, was ich gefunden hatte?

Eine eigentlich ja noch unangebrachte Euphorie brachte mein Blut in Wallung. Ich wäre reich, bräuchte nicht mehr zu arbeiten, müsste nicht mehr den Kasper für Tausende von Leuten machen, die andauernd etwas von mir wollten.

Was für ein Traum ...!

Was folgte, war Ernüchterung.

Wer wusste schon, ob der Schatz überhaupt noch da war. Ich strengte mein Hirn an. Als eifriger Zeitungsleser hätte ich mit Sicherheit etwas davon in der Zeitung gelesen, wenn es einen solch spektakulären Fund in Trenthorst gegeben hätte. Es würde vermutlich Aufzeichnungen geben, vielleicht in einer Chronik des Gutes, die in irgendeinem Archiv schlummerte.

Man würde darüber reden, ihm mit einem Rest von Aufregung und diesem gewissen Stolz in der Stimme davon berichtet haben. „Damals, da hat man doch wahrhaftig hier bei uns auf dem Gut ...“ Immerhin hatte er in den zwei Monaten seines Hierseins schon allerhand Dönkes

und Geschichten gehört Wie so etwas eben war, wenn man abends oder bei Mittag mit den Leuten zusammen war, die hier schon Jahrzehnte arbeiteten.

Aber nichts dergleichen.

Und wenn ihn jemand sich still und heimlich unter den Nagel gerissen hätte, ohne es offiziell zu machen?

Ich stand auf und ging ans Fenster. Ich sah all das Grün der Bäume und den Herrenteich. Ein schöner Blick, aber ich sah gleichzeitig nichts. Es waren wohl einige Minuten, die ich reglos dort verbrachte. Dann straffte ich mich. Mir war klar geworden, daß ich niemandem etwas davon erzählen würde.

Es war mein Schatz.

Wenn ich ihn jemals fände. Wenn ich wenigstens schon mal das Ende dieses Scheißsatzes in Erfahrung brächte. Wenigstens das ...!

*

Als ich am nächsten Morgen erwachte, galt mein erster Gedanke, meine geliebte Claudia möge es mir verzeihen, wieder einmal dem Schatz. Der zweite Gedanke dem fehlenden Satzende: „... Mädchen mit blauem ...“. Ich stieß das schwere Deckbett zurück und kam auf die Füße. Während ich ein paar Kniebeugen machte, fiel mir ein, daß der vermaledeite Satz ja eigentlich nur dafür da war, die Agenten von damals wieder nach Trenthorst zu holen. Aber die Sache war ewig her. Die waren sicher längst tot, und die Botschafter, die die Rückkehraufforderung mitteilen sollten, längst nicht mehr im Amt.

Meine Aufgabe lautete also, all das Gold und die Gemälde und was sonst noch alles, ohne das Satzende zu wissen, zu suchen und zu finden.

Ich war Institutsleiter, ich war der „Gutsherr“, ich war der Chef. Ich konnte hier suchen, wo und wann ich wollte, ohne daß es auffiel. Als Forscher durfte ich ja die verrücktesten Sachen machen. Das wurde sogar erwartet.

Ich grinste.

Oh ja, ich würde verrückte Sachen machen. Ich würde sie als wichtig für die Forschung verkaufen. Ich würde aber niemandem erzählen, daß ich eigentlich nur den Schatz suchte.

Schmunzelnd fing ich an, die nächsten Schritte zu überlegen. Kreativität in solchen Dingen war mein Können und mir ein Genuss. Forschung war doch eigentlich nichts anderes als eine Schatzsuche, oder umgekehrt, Schatzsuche war doch nichts anderes als Forschung.

Dienstag, 27. Februar 2001 - Im Löschteich von Wulmenau

Das Ziel war also klar. Nun musste ich nur noch überlegen, wie der Weg dorthin aussehen könnte. Ich wusste sicher, daß der Schatz damals auf einem Acker vergraben worden war. Nun gab es leider viele Äcker in Trenthorst, insgesamt fünfhundert Hektar. Und das war nur der Teil, den Reemtsma hatte abgeben müssen. Er selber hatte zweihundert Hektar behalten und jeweils fünfzig Hektar seinen Verwaltern überlassen. Wo sollte ich da anfangen zu suchen?

Zuerst würde ich über die Äcker der großen Liegenschaft laufen, nicht gerade wenige, aber machbar an einem Tag. Dabei hatte ich völlig unterschätzt, wie schwer der Boden in Trenthorst war. So viel Lehm und Ton, daß es im Winter bei nassem Boden nur sehr schwer möglich war, sich auf den Feldern zu bewegen. Der Ton haftete wie Klebstoff an den Stiefeln, so daß diese immer schwerer, die Kleidung immer dreckiger und die Laune immer mieser wurden. Nach zwei Versuchen, über die Äcker der Liegenschaften zu spazieren, gab ich es auf.

Leider scheiterten meine Versuche mit dem Auto sofort. Schon nach zehn Metern waren die Reifen so dicht mit Ton, daß sie nur noch schmierten und sich das Auto keinen Meter mehr vor oder zurück bewegte. Leute vom Hof mussten mit einem Trecker kommen, um mich wieder rauszuziehen. Das war peinlich.

Selbst mit einem Trecker wagte man sich im Winter normalerweise nicht auf die Äcker. Nicht nur, daß auch ihre Reifen schmierten wie verrückt, der Boden war auch weich und schwammig. Mit einem solch schweren Gerät saß man schneller fest als man gucken konnte. Das war dann noch peinlicher als mit einem Auto festzufahren.

So viel stand fest: Die Äcker würden bis zum Frühling auf meine Schatzsuche warten müssen. Bis dahin würde ich auf dem Grünland und im Wald suchen. Auch wenn ja beides keine Äcker waren, so stellte ich mir doch vor, daß sich in den letzten Jahrzehnten dort doch einiges verändert haben konnte. Vielleicht war der Acker mit dem Schatz ja heute Grünland oder sogar ein Wald.

Auf alle Fälle konnte ich suchen gehen, und das ganz unauffällig. Meine Mitarbeiter vermuteten wahrscheinlich, daß ich einfach gerne Spaziergänge machte oder die Leute bei ihrer Arbeit überraschte.

*

Einige Zeit später fuhr ich während der Mittagspause zum Gutgelände nach Wolmenau. Das lag rund vier Kilometer südlich auf dem Gelände von Trenthorst. Früher war es ein eigenständiges Gut gewesen, aber bereits vor vielen hundert Jahren hatte man es an das Gut Trenthorst angegliedert. Heute waren die historischen Liegenschaften Trenthorst und Wolmenau eine gemeinsame Liegenschaft.

Wolmenau hatte große und sehr alte Gutsgebäude. Hier waren die Tiere untergebracht. Es gab einen großen Kuhstall für Anbindehaltung, Schweineställe, Jungviehställe, einen "neuen" Boxenlaufstall

aus dem Jahr 1969 für Kühe und viele andere Gebäude für Maschinen, Fahrzeuge, Büros, Wohnungen.

Still lag das Hofgelände in Wulmenau da. Viele Mitarbeiter hatten im Winter Urlaub und feierten Überstunden aus dem Sommer ab. Es gab nicht viele Tiere zu sehen. Die Arbeitsbedingungen waren saisonbedingt im Umbruch. Alle warteten mehr oder weniger ab, was künftig mit ihnen und ihrer Arbeit passieren würde. So konnte ich ohne große Störungen auf dem Gutsgelände herumstöbern.

Es war nass-kalt. Fröstelnd zog ich die Schultern hoch. Ich richtete meine Schritte in Richtung Wald, der Peerhagen hieß und hinter den Gutsgebäuden, rund hundert Meter vom Gutsgelände entfernt, lag. Dort versprach es interessant zu sein.

Auffällig viele alte Maschinen standen herum, nicht mehr genutzt, verrostet, aber nicht verschrottet. Dazu kamen Haufen ohne Ende: Erd-, Lesestein-, Schutt-, Silage- und alte Misthaufen. Dazu Gruben für Löschwasser, Rundballen, Sand, Rohre, und sonstige Baumaterialien. Außerdem Lagerflächen für Bau- und Brennholz, Weidezaunpfosten. Fast ein Hektar wurde so als Lagerfläche vergeudet.

Die Obstbäume und andere Gewächse dazwischen sahen – ihres Blattwerks beraubt – trüb, tot und traurig aus.

Es war zu dieser Jahreszeit ein trister, verwahrloster Ort: Müll, Schrott, Abfall, Staub.

Dreimal war ich nun schon hier auf dem Wulmenauer Gutsgelände gewesen. Außer alten Landmaschinen, ausgedienten Stallgittern und Futtertrögen für Kühe und Schweine, Hacken, Schaufeln, Säcken und viel Ratten- und Vogeldreck hatte ich nichts entdeckt, was von Wert gewesen wäre, schon gar keinen Schatz.

Der rund tausend Quadratmeter große Feuerlöschteich hinterm Wulmenauer Gutshaus war die letzte Möglichkeit, doch noch etwas zu finden. Vielleicht hatte hier ja jemand den Schatz versenkt.

Ein Zaun um den Teich sollte Tiere und Kinder davor bewahren, in den Teich zu fallen. Er war allerdings so baufällig, daß er niemanden mehr abhalten würde. Mich schon gar nicht. Der Teich war umgeben von Obstbäumen, Brennesseln und Geräten. Wie viele Kuhlen auf dem Gelände – Eiszeitrelikte – war er lange nicht mehr benutzt worden und zugewachsen.

Ich hatte einen Spaten mitgenommen, eine Harke mit einem sehr langen Stiel und Anglerhosen. Ich wollte es wagen, mal das eine oder andere aus dem Teich zu fischen und an die Oberfläche zu holen. Vielleicht gab es ja Überraschungen.

Nach zwei Stunden hatte ich allerlei Schrott herausgeholt: zwei Fahrräder, Werkzeuge, Draht, einen Stuhl und ein Bettgestell aus Metall. Wer das da wohl reingeworfen hatte? Sah nach Ehekrise aus.

Fünfzehn Uhr. Es begann bereits zu dämmern. Der Februar war einfach eine beschissene Jahreszeit. Ich fühlte mich nass, kalt und enttäuscht. Wieder einmal hatte ich meine Zeit verschwendet.

Doch ich gab nicht auf. Einen Tag später beschloss ich, noch einmal in der Mitte des Teiches zu suchen. In Anglerhosen und hohen Gummistiefeln stand ich bis zum Hintern im Teich und stocherte mit der langstieligen Harke im brackigen Wasser herum. Als ich die Harke wieder zu mir heranziehen wollte, hatte sie sich in etwas verfangen. Sicher wieder ein Fahrrad, dachte ich missmutig.

Ich zog an der Harke, watete aus dem Teich heraus und zog den Fang hinter mir her.

»Mist, Kacke, Dreck«, fluchte ich, als ich am Ufer im glitschigen Gras ausrutschte und mit dem Hintern im Wasser saß. Kaltes Wasser lief mir in die Anglerhose. Meine Laune sank auf null. Für heute hatte ich genug.

Triefend kroch ich aus dem Teich, nicht ohne die Harke festzuhalten, in einem letzten Akt von Willenskraft. Ohne große Erwartungen zog ich sie an Land.

»Sieh an!«, stieß ich hervor, als ich sah, was ich da an Land geholt hatte. Es war ein Metallkoffer, über und über mit schmierigem Grün besetzt und mit dünnen Seilen verschnürt, die an einigen Stellen nur noch aus einzelnen Fasern zu bestehen schienen. Immerhin waren sie noch stabil genug gewesen, daß die Harke sich darin hatte verheddern können.

Ich hob den Koffer auf die Schubkarre, die ich verwendete, um den gefundenen Schrott auf einen großen Haufen zu transportieren, wo er entsorgt werden konnte, und betrachte ihn genauer zu betrachten. Er war so groß wie ein normaler Reisekoffer und schien aus Aluminium zu sein. Für das leichte Material war er erstaunlich schwer. Als ich ihn hochhob, sickerte Wasser heraus, was ihn nur wenig leichter machte.

Das kalte Wasser stand mir in den Stiefeln. Es wurde Zeit, mir einen wärmeren, trockeneren Ort zu suchen, um das Innere des Koffers zu inspizieren.

Ich schob die Schubkarre zur Gerstenscheune, rund hundert Meter entfernt. Diese Scheune war zum Glück dicht und trocken. Dort gab es in einem Nebenraum Werkzeug. Hoffentlich war niemand dort, damit ich die Kiste ungestört öffnen konnte.

»Hallo?« Ich rief ins Dämmerlicht hinein, als ich das Tor zur Gerstenscheune öffnete. Eine Ausrede auf den Lippen, sollte sich jemand melden.

Niemand gab Antwort.

Ich sah mich kurz um. Im Sommer wurden hier Ackerbaugeräte repariert und eingestellt. Nun, im Winter, sah der Raum ungenutzt und verweist aus. Ich war sicher, niemand würde mich stören. Leider war er auch ungeheizt, was ja für eine Scheune normal war, für mich aber unangenehm.

Ich musste mich überwinden, die Anglerhose auszuziehen. Erwartungsgemäß war auch die Hose, die ich darunter trug, nass. Ich ärgerte mich, keine Ersatzhose eingepackt zu haben. Egal. Ich musste wissen,

was im Koffer war. Trockenlegen und aufwärmen könnte ich mich später.

Ich sah mich nach einem Messer um: Das da würde gehen. Ich setzte an und schnitt die überkreuz verzurrten, rottenden Seile ohne Kraftanstrengung durch. „Ich griff nach den Deckelkanten, doch der Koffer ließ sich nicht öffnen. Die Schlösser waren verrostet und es gab keinen Schlüssel, um es auf dem üblichen Weg zu versuchen.

So griff ich zu einem riesigen Schraubendreher und einem Hammer und versuchte, die Schlösser vom Koffer zu schlagen. Das Ding leistete Widerstand. Früher schien man stabiler gebaut zu haben als heute.

Nach einer halben Stunde hatte ich die Schlösser geknackt. Langsam machte ich den Koffer auf und kippte den modrigen Inhalt auf den Scheunenboden.

Dort lag nun ein grün-matschiger Haufen aus allerlei Kleinkram. Vieles war aus Metall, einiges wohl auch aus Holz und Stoff, kaum noch zu erkennen.

Ich kniete mich hin und wühlte in dem Haufen herum.

Ich wischte eines der Metallteile an meiner Hose ab – und betrachtete es.

Es war ein Anstecker. Mit einem Hakenkreuz. Ich nahm ein größeres Teil. Eine Büste, mit Hitlers Konterfei. Ich hatte Nazi-Kram gefunden. Scheinbar hatte jemand seine Souvenirs im Teich versenkt, bevor die Briten den Hof besetzten.

Ich wühlte weiter. Es kamen Münzen zu Tage. Ich nahm eine, rieb sie sauber und sah auch hier ein Hakenkreuz. Sie hatte Patina angesetzt, aber sie war aus Silber. Ganz bestimmt. Mein Herz schlug schneller.

Ich zog einen Stoffbeutel aus meiner nassen Hosentasche und packte alles hinein.

Dann wühlte ich weiter. Zu meiner Freude fand ich noch viel mehr Münzen. Bald schnitten die Bänder der Stofftasche leicht in meinen

Finger ein. Mein Fang wog sicher schon über ein Kilogramm sein. Einen solchen Fischzug ließ ich mir gefallen.

Ein gewisses Gefühl von Gier stieg in mir auf. Ich suchte weiter. Besonders wertvoll erschien mir eine Brosche, in deren Zentrum ein glitzernder Stein prangte. Könnte ein Diamant sein, dachte ich. Ich fand Manschettenknöpfe, scheinbar aus Gold, Silberbesteck und mehrere Teller, geschmückt mit Hakenkreuzen und Hitlers Zügen.

Mein Beutel war nun randvoll, der Haufen komplett durchsucht.

Was all das Zeug wohl wert war? Ich hatte tatsächlich einen Nazi-Schatz gefunden. Aber das konnte nicht der Schatz sein, den ich eigentlich suchte. Der musste größer sein. Viel größer.

Nass und frierend aber glücklich verließ ich die Scheune und ging zum Auto.

Ich pfiff vor mich hin. Mein Schatz, dachte ich. Mein kleiner Schatz. Der große würde folgen. Solange ich bloß nicht würde teilen müssen. Aber es wusste ja niemand davon. Yeah!

Mittwoch, 14. März 2001 - Kuhlen ausbaggern

Am Tag nach dem Fund wandte ich mich an einen Händler auf dem großen Flohmarkt in Hannover, der solche Dinge verkaufte. Er war nicht sonderlich interessiert, meinte, der Schwarzmarkt für Nazi-Devotionalien sei übervoll, und Silber koste in diesen Tagen nicht viel.

»Einen Tausender, okay? Dafür will ich auch nicht wissen, woher du das Zeug hast.«

»Es ist bestimmt mehr wert. Kommen Sie schon ...!«

»Tausend oder gar nix.«

Seufzend willigte ich ein. Der Verkaufsversuch ging mir an die Nerven. Ich wollte die Sachen loswerden. Immerhin hatte ich jetzt einen Spatz in der Hand. Einen, den man in die Börse stecken konnte, um damit zu kaufen, was immer man wollte. Und außerdem wartete der große Schatz ja noch auf mich. Das hier waren Peanuts. Großes stand mir bevor. Ich war mir noch nie so sicher gewesen.

*

Der Gedanke, daß die Nazis den Schatz vielleicht versenkt und gar nicht vergraben hatten, ging mir nicht aus dem Kopf. Das Land war voller Kuhlen. Diese so genannten Sölle stammten aus der Eiszeit. Sich zurückziehende Gletscher hatten große und kleine Tümpel zurückgelassen. Auf dem Gut gab es insgesamt sechsendreißig Kuhlen, größere und kleinere. Auf dem Acker, im Wald, auf dem Grünland. Gerade die zwölf größeren schienen mir nach einer Besichtigung hervorragend geeignet, um dort einen Schatz zu verstecken.

Anfang März besprach ich mit meinem Werkstattmeister und Mann für alles, die Kuhlen tiefer auszubaggern. Ich verkaufte es ihm als „Naturschutz“, weil die meisten so verbuscht und verlandet waren. »Wenn wir sie ausbaggern, freuen sich Frösche, Libellen und Molche«, sagte ich.

»Hervorragende Idee!« Der Werkstattmeister, selbst Jäger, wusste um die Bedeutung von Kuhlen für die Natur. »Gleich heute bestelle ich den Bagger.«

*

Zehn Tage später reinigte der Bagger die letzte Kuhle. Bei den anderen elf, die schon fertig waren, waren nur Dreck, Gestrüpp und hier und da etwas Holz und Müll ans Tageslicht gekommen.

Sonst nichts.

Nun hoffte ich, daß vielleicht an diesem Tag bei der letzten Kuhle etwas herauskommen würde. Etwas von Wert. Ich stand am Kuhlenrand und sah dem gelben Dinosaurier bei der Arbeit zu. Er streckte den großen Arm ins Wasser und holte eine Schaufel nach der anderen, randvoll gefüllt mit Erde und Moder, aus dem Loch. Ich schaute mir jede Ladung, die er neben der Kuhle ablad, so genau wie möglich an.

Nichts.

Der Schatz war nicht in den Kuhlen. So eine Scheiße! Schon wieder viel Aufwand für hohle Nüsse.

Sollte die Natur sich freuen. Ich freute mich nicht. Meine Hoffnungen waren weggebaggert worden.

So viele Tage hatte ich mit der Suche verbracht, seitdem ich den Schatzbrief gelesen hatte. Ich hatte die Gutsgebäude auf den Kopf gestellt und mir Staublungen geholt, ich hatte mir Klumpfüße auf den tonigen Äckern und nasse Klamotten im Feuerlöschteich angetan.

Ich muss einfach größer denken, dachte ich. Und grundsätzlicher suchen.

Donnerstag, 3. Mai 2001 - Auf dem Acker Düsternbrook

Größer denken!

Das war für mich als Forscher ein Leichtes und als Institutsdirektor „grundsätzlich“ zu handeln, war machbar. Nachdem die Frühlings-

feuchte aus dem Boden gewichen war und die Äcker wieder gut begehbar wurden, schickte ich die gesamte Hofbelegschaft nach draußen, um „Bodenproben zu nehmen“. Da eh sonst nicht viel zu tun war und ich auch alle Tiere verkauft hatte, ich wollte erst später mit einem vollständig neuen Tierbestand die Forschung anfangen, wurde im April losgelegt.

Zehn Leute zogen mit Pürckhauern und Stechzylindern in einem dreißig mal dreißig Meter großem Raster auf jeder Fläche der Liegenschaft Bodenproben. Für die Liegenschaft von sechshundert Hektar entsprach das insgesamt sechstausend Probenahmen – nicht gerade Kleinkram. Der gesamte Frühling war für diese Aktion vorgesehen.

Drei Tiefen waren für die Bodenproben vorgesehen: null bis dreißig, dreißig bis sechzig und sechzig bis neunzig Zentimeter. Meine Bodenkundlichen und die Landwirtschaft interessierte vor allem die Tiefe von null bis dreißig Zentimeter, dort wo die Pflanzen wuchsen. Mich interessierte vor allem die Tiefe von sechzig bis neunzig Zentimeter. Ich hoffte, daß der Schatz nicht noch tiefer liegen und daß das enge Raster und die Tiefe reichen würden, um auf den Schatz zu stoßen. Davon sagte ich aber nichts. Die Bodenproben würden nur mir was sagen, wenn sie ungewöhnlich waren.

*

Zwei Wochen waren vergangen. Erst fünfzig Hektar waren beprobt worden. Wenn das in der Geschwindigkeit weiterging, würde der Frühling nicht ausreichen, um fertig zu werden.

Die Hofarbeiter hatten begonnen zu murren. Vor allem die Probenahme in der Tiefe von sechzig bis neunzig Zentimeter stellten sich auf den tonreichen Böden als Kraftakt heraus. Mit dem Pürckhammer war das nur mit Mühe zu schaffen. Wenn es einige Tage nicht geregnet

hatte und die Sonne die Äcker trocknete, war der Boden so hart, daß der Probenahmestab wie durch Beton getrieben werden musste.

»Das geht nicht, Chef!«

»Natürlich geht das. Nun haut mal rein, Jungs!«

»Wir haben alles versucht. Sie können es ja selbst probieren, wenn Sie uns nicht glauben.«

Ich wollte mir keine Blöße geben und griff zum Stab. Mit aller Kraft versuchte ich, ihn in den Boden zu treiben. Mist! Die Männer hatten Recht. So ging das nicht.

Wir brauchten eine andere Lösung.

*

Wie bei solchen Herausforderungen gewohnt, erwiesen sich meine Leute dann doch als schlau und innovativ. In Nullkommanix hatten sie ein Probenahme-Anbaugerät für den Trecker zusammenschweißt.

An diesem Morgen sollte zum ersten Mal der Bohrstock mit einer Hydraulik am Trecker neunzig Zentimeter tief in den Boden gedrückt werden. Ich war gespannt.

Mit einigen Hofleuten und meinem Werkstattmeister standen wir mitten auf dem hundertfünfzig Hektar großen Schlag "Düsterbrook". Vor uns ein Trecker mit Frontlader und einer Vorrichtung, die dazu gedacht war, den einen Meter langen und fünf Zentimeter dicken Bohrstock so gerade wie möglich bis zu neunzig Zentimeter in den Boden zu drücken. Hier war der Boden besonders tonhaltig und schwer zu durchdringen. Wenn es hier klappte, würde es auch woanders klappen.

Und siehe da, wo menschliche Arbeit mit dem Pürckhammer Blasen an den Händen und Muskelkater in den Oberarmen produziert hatte,

drückte der Trecker den Stab in den Boden hinein, als sei er aus Butter, und genauso leicht auch wieder hinaus.

Super! Nun konnte ich an meinem Plan, die gesamte Liegenschaft im Raster von dreißig mal dreißig Metern bis zu neunzig Zentimeter tief zu beproben, festhalten.

Meine Leute würden mich informieren, sollten sie auf etwas Außergewöhnliches stoßen, da war ich mir sicher.

Ich würde mich bedanken, ihnen unter einem Vorwand für den Rest des Tages freigeben und dann nachschauen, alleine.

Nach dem erfolgreichen Test verabschiedete ich mich von den Hofarbeitern und fuhr mit dem Werkstattmeister zum Herrenhaus, zurück in mein Büro. Ich hatte viel zu tun. Ein Institut aufzubauen, das war keine Feierabendbeschäftigung. Den Feierabend brauchte ich ja auch für meine neue Leidenschaft. Weil ich ja ohne Familie nach Trenthorst gekommen war, weil es bei der vielen Arbeit keinen Sinn machte, auch noch Familie zu leben, und ich noch keine Freunde vor Ort hatte, konnte ich mich ganz der Aufbauarbeit in Trenthorst widmen. Mit Claudia war vereinbart, daß sie mit unseren Kindern erst nach einem bis zwei Jahren nachziehen würde. Einmal im Monat sahen wir uns in Göttingen am Wochenende, wo sie mit den Kindern so lange auf unserem Hof wohnte.

*

Die Uhr zeigte auf kurz nach vier, als mein Werkstattmeister in mein Büro kam. Ich saß gerade an Bewerbungsunterlagen für wissenschaftliches Personal und freute mich über die Ablenkung.

»Herr Ulwerig. Was gibt es?«

»Herr Krahmann«, antwortete er in freundlichem Tonfall, »auf dem Düsternbrook sind die Leute bei den Bodenproben auf etwas gestoßen.«

Mein Herz schlug schneller.

»Was war es denn?«, fragte ich und versuchte, meine Aufregung nicht zu zeigen.

»Weiß ich nicht, wir haben noch nicht angefangen zu graben. Der Bohrstab steckt noch im Boden, und der Trecker kann ihn nicht rausziehen. Könnte abbrechen. Wir lassen das alles erst mal so stehen. Morgen können wir versuchen, es wieder rauszubekommen.«

Wunderbar! Da brauchte ich ja keinen Vorwand. Wie gut, daß gerade Feierabend war.

»Okay«, antwortete ich so gelassen wie möglich.

»Ich habe auch versucht, unseren alten Bagger wieder in Gang zu bringen. Damit können wir dort graben und nachschauen, was dort liegt. Eine Leitung ist aber undicht und eine Pumpe ist kaputt. Soll ich unseren Bagger reparieren oder einen anderen Bagger bestellen?«

»Wollen wir nicht lieber wieder einen Bagger mieten?«, fragte ich zurück.

»Wieso, der alte tut es dafür doch auch, wenn er wieder heile ist.«

Mir war klar, daß es nicht nur um das Baggern ging, sondern auch darum, den alten Bagger wieder zu reparieren. Warum nicht.

»Reparieren sie unseren Bagger!«

Ulwerig nickte, grüßte und verließ den Raum.

Ich freute mich außerordentlich, daß der Bagger kaputt war. Schließlich sollte die Hofmannschaft nicht auf dem Acker herumbaggern. Jetzt nicht mehr. Wenn es wirklich der Schatz war, dann wollte ich ihn allein finden.

*

Unkonzentriert machte ich mich wieder ans Lesen der Bewerbungsunterlagen. Ich wollte abwarten, bis alle das Gelände verlassen hatten. Dann würde ich schauen, was dort vergraben war.

Um kurz nach achtzehn Uhr verließ ich mein Büro, zog mir Arbeitskleidung und Gummistiefel an, nahm meinen Spaten, der immer in meinem Büro stand, neben anderem Werkzeug, welches ich zum Suchen brauchen konnte, wie Taschenlampen, Hämmern, Brecheisen, Kneifzangen, Tauen und Stricken. Voller Vorfreude machte ich mich auf den Weg zum Acker Düsternbrook.

Es war ein wunderbarer Frühlingsabend. Ich liebte den Mai. Es würde noch lange hell bleiben. Ich konnte sicher bis zehn Uhr auf dem Acker buddeln.

Ich fuhr mit meinem alten Passat auf den Neukoppelweg. Rechts und links Ackerland. Der linke Acker war der Düsternbrook, bester aber schwerer Boden, die Saat ging gerade auf. Klee-Gras war eingesät worden. Unkompliziert und gut für die Bodenfruchtbarkeit..

Das Wetter war wolkig, aber trocken, die Vögel sangen, ein lindes Lüftchen wehte. Mein Adrenalinspiegel war am Anschlag, was ich in diesem Moment als einfach wunderbar empfand. Ich war so gespannt wie nie zuvor in meinem Leben.

Ich war angekommen, ließ mein Auto stehen, nahm den Spaten und machte mich auf den Weg zum Trecker, der mit dem festsitzenden Bohrstab auf dem Acker nicht zu übersehen war.

Als ich dort ankam, sah alles unspektakulär aus. Der Bohrstock steckte mindestens einen Meter im Boden.

Ich rüttelte dran, aber der Stab bewegte sich keinen Zentimeter.

Ich fing an, ihn auszugraben.

Auch wenn es nicht tief war, so kam ich doch mächtig ins Schwitzen. Das Loch, das ich neben dem Bohrstab grub, wurde nur langsam breiter und tiefer.

Nach einer Stunde Arbeit konnte ich den Stab endlich herausziehen. Er steckte jetzt nur noch zwanzig Zentimeter im Boden fest. Ich grub mich bis dahin durch und stieß mit dem Spaten tatsächlich auf etwas Hartes.

Ich holte aus und stach noch einmal zu. Plong!!! Es war etwas sehr Hartes.

Ein Goldbarren? Mein Herz jubilierte. Oder eine Kiste?

Weder noch. Es war ein Stein. Ein Feldstein. Wie groß er war, würde sich noch erweisen müssen.

Na, großartig! Solche Steine gab es überall auf dem Acker. Als die Gletscher sich am Ende der Eiszeit vor zehn- bis dreißigtausend Jahren allmählich auf den Weg nach Norden gemacht hatten, hatten sie eben nicht nur Kuhlen, sondern auch reichlich Steine zurückgelassen.

Feldsteine „wuchsen“ seitdem mit dem Auftauen nach dem Frost immer wieder aus dem Boden. Sie störten sehr. Mit dem Pflug grub man sie aus, woran schon viele Pflugschare zu Bruch gegangen waren.

Jedes Jahr wurden die so genannten Lesesteine, von Bewegungen des Gletschers rund geschliffen und so groß wie Tennis- oder Fußbälle, mit der Hand aufgesammelt und später auf Feldsteinhaufen gelagert. Das war Pflicht. Ließ man sie liegen, bestand die Gefahr, daß sie die Mähmaschinen oder sonstige empfindliche Ackerbaumaschinen wie Drillen oder Eggen kaputt machten. Manche Steine aber waren bis zu einem Kubikmeter groß. Weil auch sie immer höher "wuchsen“, mussten sie mit dem Bagger ausgegraben werden.

Steine dieser Größe mussten als Relikte aus der Steinzeit gemeldet werden. Der Staat half dabei, sie auszugraben und abzutransportieren. Das war mit den üblichen landwirtschaftlichen Geräten nicht mehr möglich.

Und nach allem, was ich erkennen konnte, hatte ich einen solch gewaltigen Feldlesestein gerade gefunden.

Nach einer weiteren Stunde Grabezeit hatte ich eine grobe Vorstellung über die Größe des Feldsteins gefunden. Er schien mehrere Kubikmeter zu umfassen.

Er war riesig, nur leider nicht der Schatz. Ich hörte frustriert auf zu graben, sollten das andere machen, kroch aus dem Loch und ging nach Hause in meine Dienstwohnung, die meine Handwerker mittlerweile sehr kompetent für mich im Herrenhaus hergerichtet hatten. Nun brauchte ich erst einmal ein Bier, oder eher zwei.

Kapitel 6: 2002

Freitag, 28. Juni 2002 - Auf dem Hauwottenberg

Es war zum Heulen! Die mehreren tausend Bodenproben, die wir im letzten Jahr genommen hatten, hatten nichts ergeben, außer einem mit Proben gut gefülltem Lager – gut für die Wissenschaft – und einem riesigen Feldstein.

Inzwischen war mir allerdings eine neue Idee gekommen. Im Brief war davon die Rede gewesen, daß der Acker mit Flachs, also Lein, eingesät worden war. Lein war hier früher einmal angebaut worden, seit dem zweiten Weltkrieg aber unüblich. Da ich die Liegenschaft nun ja auf ökologische Bewirtschaftung umgestellt hatte, konnten das Unkraut und vielleicht auch Überbleibsel vom Samenpotenzial an Flachs keimen. Ich stellte mir vor, wenn ich einen Acker finden würde, wo Lein auftauchte, dann wäre das eventuell ein Hinweis auf den Schatz.

So gab ich also eine große Suchaktion nach Lein in Auftrag. Alle Äcker sollten kartiert werden, um die Unkräuter und auch meinen erhofften Flachs zu finden.

*

Ein Gutachterbüro war seit Anfang Juni damit beschäftigt, in einem engen Raster jede Fläche der Liegenschaft pflanzen-soziologisch zu kartieren. An diesem Tag war die Fläche „Hauwottenberg“ dran. Sie lag in der Nähe des Söhren-Waldes an der Straße von Trenthorst nach Wulmenau, kurz nach der sogenannten „Zentrale“. Diese kleine Ansiedlung lag in der Mitte der Liegenschaft. Hier gab es den zentralen

Wasserspeicher, die Meierei, die Schule, das Forsthaus und Mitarbeiterwohnungen.

Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges hatte solch ein Gut alles bieten müssen, was zum Leben benötigt wurde, auch das Private und die Infrastruktur. Inzwischen waren die „Zentrale“ verkommen und nur noch die Mitarbeiterwohnungen in Nutzung. Ewig nicht renoviert und sehr billiger Wohnraum.

Eines Abends kam einer der Gutachter auf mich zu. »Wir sind fündig geworden. – Zwischen dem Getreide haben wir ein paar Leinpflanzen gesehen. Gerade mal fünf kleine Pflänzchen, aber eindeutig Relikte aus der früheren Bewirtschaftung. Nirgendwo auf der Liegenschaft haben wir bisher Lein gefunden, nur hier.«

Ich schaute auf den alten Liegenschaftskarten nach, die ich in der Verwaltung im „Haus 1“ in Trenthorst an der Wand hängend gefunden hatte. Tatsächlich fand ich auf einer Karte den Begriff „Flachskaten“ in der Nähe der Zentrale. Vielleicht war das ja endlich ein Hinweis auf den Schatz, der Wirkung zeigen würde. Ich suchte doch nun schon so lange, verdammt ...!

*

Wieder wartete ich, bis alle gegangen waren. Dann schaute ich mir die Fläche genauer an. Es war ein warmer Abend. Mittsommernacht war gerade vorbei und hier oben in Norddeutschland mit dem flachen Land deutlich bemerkbar. Ich konnte bis dreiundzwanzig Uhr draußen genug sehen, um mir ein genaueres Bild von der Fläche zu machen. Ab vier Uhr morgens würde es bereits wieder hell sein.

Die Fläche Hauwottenberg war groß, mindestens fünfzig Hektar. Die letzten Jahrzehnte über war die Liegenschaft immer großflächiger als sonst in Holstein üblicher bewirtschaftet worden. Knicks waren weg, Feldgrenzen aufgehoben worden und alles wurde einheitlich bestellt,

meistens nur mit Winterweizen, Winterraps, Wintergerste. Diese Früchte standen auch dieses Jahr noch auf den Äckern, sie waren im letzten Jahr noch vor der Gründung des Instituts eingesät worden. Langweilig wirkte das und deutlich war erkennbar, daß die Pflanzen unter Düngermangel litten. Es waren dünne Bestände, wenig Ertrag, kleine Körner. Kurzum: alles was die Bauern um das Institut herum und auch viele Landarbeiter des Instituts erwarteten hatten. Der Hunger würde groß werden, wenn alles auf Öko-Landbau umgestellt würde. Hier war der Beweis. Würde nicht leicht werden, hier ordentlich zu wirtschaften und den Beweis anzutreten, daß auch der Ökolandbau gut wirtschaften kann und niemand hungern muss.

Wenn ich den Schatz gefunden habe und reich bin, könnte ich endlich das machen, was ich schon immer machen wollte. Frei sein, reisen, einen eigenen Bauernhof haben, ohne Geldsorgen leben. Die Arbeit in Trenthorst machte mir zwar sehr viel Spaß und war auch sinnvoll, aber eben doch „Arbeit“, dachte ich häufig.

Ich stand nun auf der Mitte der Fläche, vor mir einige Flachspflänzchen und dünne Gerste, und sah mich um. Ganz klar, der Acker „Hauwottenberg“ war zu groß, um ihn nach auf Verdacht, mal hier, mal dort, umzugraben und dabei zu hoffen, zufällig auf den Schatz zu stoßen. Wie also sollte ich es machen?

Viel blieb mir erst einmal nicht übrig. Ich lief die Fläche ab, immer wieder. Es war kurz vor dem Dunkelwerden, als ich erkennen musste, daß dies nichts bringen würde.

Ich fühlte mich hilflos und ärgerte mich über mich selbst. War im an Ende nur ein einsamer Spinner? In diesem Moment mochte ich mich selbst nicht leiden. Müde ging ich nach Hause.

Samstag, 20. Juli 2002 - Auf einem Weingut in Chile

Kocholsky wendete seinen Geländewagen nun schon zum fünften Mal. Er hatte eine vage Wegbeschreibung zur Weinkellerei MontGras bei Santa Cruz, einem kleinen Städtchen rund zweihundert Kilometer südlich von Santiago de Chile, bekommen.

Seine Spanischkenntnisse waren mehr als dünn. Um ehrlich zu sein: Wenn er nach dem Weg fragte, verstand er höchstens einzelne Worte.

An einer Tankstelle in Santa Cruz hatte er zuletzt sein Glück versucht. Der Tankwart war freundlich, aber auch ihn verstand er nicht, weil er nur spanisch sprach, und dazu auch noch mit einem starken Dialekt.

Kocholsky hatte die Weinkellerei als Anlaufpunkt genannt bekommen, wenn er deutsche Winzer suchte. Sie wurde von Deutschen betrieben. Nur musste er diese Weinkellerei erst einmal finden.

Nachdem er bereits zum zweiten Mal von der Autobahn 90 auf die I-710 zurückgefahren war, sah er endlich ein Schild mit einem Hinweis auf den Weinkeller MontGras. Der war nicht klein, er hatte ihn schlichtweg übersehen. Er ärgerte sich. Er hätte aufmerksamer sein sollen. Es musste am Jetlag liegen.

Gestern war Kocholsky nach mehr als fünfzig Stunden Flug und vielen Zwischenstopps endlich in Santiago de Chile gelandet. Von Kapstadt nach Johannesburg, von Johannesburg nach Dubai, von Dubai nach Kuala Lumpur, von dort nach Sydney, und von dort nach Santiago. Ganz gerädert war er angekommen, trotz Business Class und Lounges an den Flughäfen. Die Qualität und der Service waren auch nicht mehr das, was sie mal waren, und er war mit seinen fast fünfzig Jahren nicht mehr jung genug, um einfach einmal mehrere Nächte durchzumachen und die Zeitzonen mal so locker zu überspringen.

Kocholsky suchte die vierte Uhr. Von Robert Kaufmann – Gott hab‘ ihn selig – hatte er vor dessen plötzlichem Verscheiden noch einen Zettel mit einem Namen im Umschlag mit der dritten Uhr gefunden: Dietrich Bäcker, der Sohn des verstorbenen Manfred Bäckers, aus Chile. Der sollte vor fast acht Jahren an dem Treffen der Uhrenbesitzer in Zürich teilgenommen haben.

Mehr hatte auf dem Zettel nicht gestanden, aber Kocholsky hatte bei zwei vorherigen Besuchen in Chile über Kontakte zur Deutschen Kolonie herausbekommen, wer Manfred Bäcker war, wo er gewohnt hatte, wann und woran er gestorben war. Außerdem wusste er nun, daß dessen Sohn Dietrich alles geerbt hatte, inklusive der goldenen Uhr.

Zweimal hatte er schon vergeblich versucht, an Dietrich Bäcker oder seine Familie heranzukommen, das letzte Mal lag schon mehrere Jahre zurück. Dietrich Bäcker war vorsichtig und geschickt. Er ahnte scheinbar, daß das Geheimnis nicht mehr geheim war und daß alle Agenten beziehungsweise deren Erben auf einer Liste standen, die tödlich sein konnte. Der mysteriöse Tod von Siegfried und Johannes Kuhlmann in Kapstadt und der Einbruch und Mord an Alfred Hornbach in Zürich hatten wohl alle Alarmglocken läuten lassen. Deswegen hatte Kocholsky erst einmal einige Jahre Abstand vom Versuch genommen, sich auch die Uhr von Dietrich Bäcker zu holen.

Nun war aber genügend Zeit vergangen, um einen weiteren Versuch zu wagen. Vielleicht hatte Dietrich Bäckers Vorsicht inzwischen Risse bekommen.

Kocholsky bog in die Straße ein, in die das Schild für den Weinkeller MontGrad zeigte. Es war nur eine kurze Strecke, dann stand er vor einem großen Gebäude mit einer Weinkellerei und einem angegliederten Laden. Kocholsky parkte den Wagen und stieg aus. Auf dem gepflegten, großen Parkplatz standen noch andere Autos, die meisten gehörten zur Oberklasse deutscher Autobauer. Die anderen Autobesitzer schienen im Laden zu sein. Nun steuerte auch Kocholsky darauf zu. Plakate und Hinweisschilder auf dem Weg dorthin waren in deutscher und spanischer Sprache gehalten. Es schien sich um deutsches Territorium auf chilenischem Boden zu handeln.

Kocholsky betrat den Shop. Rund zehn Personen waren drin. Personal und Kunden. Er sah, wie eine Kundenberaterin ihn ins Visier nahm und auf ihn zueilte.

»¿Puedo ayudarle en algo?« fragte sie.

»Oh, Entschuldigung, ich spreche kein Spanisch.«

»Deutscher, kein Problem. Ich spreche auch Deutsch. Womit kann ich dienen?«

»Mein Name ist Rüdiger Baum, ich habe einen Weinhandel in Berlin.« Kocholsky gab ihr eine seiner prächtig gefälschten Visitenkarten. Die machte was her, ohne zu prahlen.

»Wir haben viele Kunden aus Deutschland. Aber Ihr Weinhandel ist mir gar nicht bekannt. Waren Sie schon einmal hier?«

»Nein, ich habe erst letztes Jahr eröffnet. Ich bin wohlhabender Frührentner, wissen Sie, und brauchte eine Beschäftigung. Ich verkaufe gerne, am besten gute Weine von deutschen Winzern aus der ganzen Welt. Das ist meine Spezialität. Und Wein aus Chile habe ich noch nicht.« Das sollte als Erklärung reichen.

»Ich verstehe. Was suchen Sie denn?«

»Ich habe bei einer Weinverkostung einen guten Wein aus Chile getrunken. Leider habe ich mir das Etikett nicht gemerkt, sondern nur den Namen des Winzers: Dietrich Bäcker. Kennen Sie ihn vielleicht? Er soll aus dieser Gegend sein.«

»Dietrich Bäcker? Ja, den kenne ich gut. Sein Weingut liegt gar nicht weit von hier. Er ist aber nicht sehr gastfreundlich. Seine Weine verkauft er immer über Großhändler. Wenn Sie keinen Termin haben, wird es schwierig, ihn zu treffen.«

»Könnten Sie ihn vielleicht anrufen und einen Termin für mich ausmachen?«

»Oh, nicht gerade das Geschäft, was ich sonst mache, aber für unsere Kunden und unseren Winzerkollegen machen wir fast alles.« Sie schmunzelte, ging zu einem Verkaufstresen, nahm einen Hörer in die Hand und tippte eine Nummer ein.

Kocholsky hörte, wie sie mit jemanden sprach, leider auf Spanisch, er konnte nicht verstehen, was sie sagte.

»Herr Baum, ich kann ihnen glücklicherweise mitteilen, daß Sie übermorgen, Montagnachmittag, zu Dietrich Bäcker kommen können. An diesem Wochenende ist er leider beschäftigt und nicht in seinem Betrieb.«

»Kein Problem. Ich werde mir die Gegend noch etwas anschauen und übermorgen zu ihm gehen. Können Sie mir die Adresse und Telefonnummer geben?«

Die Beraterin schrieb beides auf einen kleinen Zettel. Kocholsky nahm ihn dankend entgegen und verabschiedete sich.

Als er wieder im Auto saß, schmunzelte er vor sich hin. Er wusste schon seit Jahren, wo Dietrich Bäcker sein Weingut hatte, aber er war nicht an ihn rangekommen. Nun hatte er einen Termin, als Manfred Baum. Bis es soweit war, wollte er sich die Gegend anschauen, aber nicht für touristische Zwecke. Er wollte das Gelände auskundschaften, damit ihm keine Überraschungen passierten, so wie beim letzten Mal.

Er fuhr nach Santa Cruz, um sich ein Hotelzimmer zu nehmen.

Am nächsten Tag war er wieder in der Nähe von Bäckers Winzerei. Er parkte auf einem Parkplatz vor einem großen Supermarkt und spazierte wie ein Tourist durch die Landschaft. Es gab einige schöne, wild bewachsene Hügel, von denen aus er einen guten Überblick über das Tal hatte, in dem es viele Winzereien gab. Er konnte auch die von Bäcker gut erkennen. Mit einem Fernglas beobachtete er, wie immer wieder Autos auf den Hof und wieder wegfuhr. Dietrich Bäcker lief dort unten herum. Er hatte ihn schon früher beobachtet, er erkannte ihn sofort. Also war er gar nicht weg, wie die Verkäuferin bei Mont-Grad erzählt hatte. Gut so, dann würde er heute Abend schon einen Termin bei ihm haben, unangekündigt.

Es war unentbehrlich, gute Freunde zu haben, wenn man gut durchs Leben kommen wollte. Dietrich Bäcker war gewarnt worden, von seiner guten Freundin vom MontGrad, die dort im Verkauf arbeitete. Sie hatte ihn gestern angerufen und einen angeblichen Kunden aus Deutschland angekündigt. Er hatte in seiner Aufmerksamkeit nicht nachgelassen, seit er vor einigen Jahren vom Tod der beiden Agenten in Südafrika und Zürich gehört hatte. Der Verdacht, jemand sei nun auch ihm auf den Fersen, lag mehr als nahe. Den Killern musste es um die Uhren gegangen sein. Auch so viel war klar.

Inzwischen hatte Dietrich alles vorbereitet, um sich mit seiner Familie schnell vom Acker zu machen, wenn jemand nach ihm suchen sollte, den er nicht kannte, und der vielleicht auch noch aus Deutschland kam. Alle deutschen Kunden kannte er persönlich, neue Kunden brauchte er nicht. Er machte keine Werbung. Es machte keine Verkaufsgespräche auf dem Hof. Alles lief über Wein-Agenten.

Dietrich erzählte seiner Frau, daß er mit ihr am Montag gerne einen Ausflug machen würde, ganz spontan. In die Berge, in ein Ferienhaus von Freunden. Vielleicht konnten sie dort sogar einige Tage bleiben, um sich etwas vom Alltagsstress erholen. Zurzeit sei ja nicht so viel zu tun und er werde alles arrangieren.

Matilde war zwar sehr überrascht, normalerweise war Dietrich kein Urlauber, aber sie freute sich. Die letzte längere Fahrt mit ihm und ihren gemeinsamen Kindern lag nun schon lange zurück. Die Kinder waren mittlerweile zwar erwachsen, aber sie wohnten noch mit ihnen im gleichen Haus und halfen in den Weinbergen und in der Kellerei. Es waren fleißige Kinder. Ein Ausflug mit ihnen wäre wundervoll.

Matilde stimmte zu.

»Soll ich die Kinder fragen, ob sie auch Lust haben?«

»Aber natürlich.« Dietrich war froh. Er wusste, daß ihre Kinder Maria und Maximilian ihrer Mutter nichts abschlagen konnten. Er fing an,

die Sachen zu packen, damit sie morgen gleich in der Früh losfahren konnten. Dietrich hoffte, daß der Fremde aufgeben würde, wenn sein Termin platzte. Dietrich wollte keine Fremden auf dem Hof. Schon gar keine, die ihm nach dem Leben trachten könnten.

*

Kocholsky organisierte inzwischen alles, was er für seinen nächtlichen Besuch bei den Bäckers brauchte. Es war nicht viel: einige Stricke, Zangen, Klebeband, ein Jagdmesser. Er bekam alles an in dem großen Supermarkt, der auch am Sonntag geöffnet hatte.

Er würde sie überraschen und er freute sich darauf.

Es war kurz vor Mitternacht von Sonntag auf Montag, als Kocholsky auf den Hof schlich. Das Licht im Haus war schon seit Stunden aus. Alle waren scheinbar schon im Bett. Kocholsky hatte zwar keine Hunde entdecken können, aber man wusste ja nie. Er war lieber vorsichtig. Er wollte nicht, daß Dietrich gewarnt wurde. Er wollte ihn überraschen, am besten im Bett.

Minuten später brach er das einfache Schloss an der Eingangstür zum Wohnhaus auf. Kein Alarm, keine Kette, alles ganz einfach. Er schlüpfte rein. Mit seiner kleinen Taschenlampe schlich er durch den Flur, ging die Treppe hoch und horchte an den Türen. Hier oben schliefen die Kinder, junge Erwachsene, jeder der zwei in seinem eigenen Zimmer. Die Eltern, Dietrich und Matilde schliefen unten, in einem Zimmer hinter der Wohnstube. Kocholsky hatte dieses schon vor Jahren herausgefunden. Es würde immer noch so sein, da war er sich sicher.

Vorsichtig öffnete Kocholsky die erste Tür. Dahinter war ein Schlafzimmer. Er schlich zum Bett und sah im Mondlicht, daß einer der Söhne tief und fest darin schlief. Er nahm sein Jagdmesser und stach

zu. Er zielte direkt auf das Herz, damit kein Schrei die anderen wecken konnte.

Dann ging er in das nächste Zimmer, das des Mädchens. Auch hier blieb alles ruhig, schließlich betrat er das Zimmer des Jüngsten. Alles ging glatt, alle waren tot, niemand hatte geschrien oder sonst Alarm geschlagen.

Kocholsky war nun in Mordlaune. Er schlich die Treppe wieder hinunter, zum Schlafzimmer der Eltern. Hier würde er etwas länger brauchen.

Die Tür war nur angelehnt. Kocholsky horchte wieder, aber außer Schnarchgeräuschen war nichts zu hören. Auf Zehenspitzen trat an das Doppelbett heran.

Er stand auf der Seite der Frau, Matilde, wie er wusste. Er griff der Frau in die Haare, zog sie aus dem Bett und hielt ihr das lange, blutige Messer an die Kehle.

Dietrich wachte erschreckt auf. »Was ist los?«

Der Mond schien hell durch das Fenster. Dietrich entdeckte Matilde und das Messer an ihrer Kehle, von einem fremden Mann gehalten, der hinter ihr stand. Er wurde kreidebleich.

»Keine hektischen Bewegungen, und im Bett bleiben«, befahl Kocholsky ganz ruhig aber bestimmt. »Wenn du alles machst was ich will, dann passiert deiner Frau nichts.«

»Lassen Sie meine Frau los!«

»Ich will, daß du das Maul hältst, sonst muss ich zuerst deine Frau und dann dich bluten lassen. Das willst du doch sicher nicht.«

»Aber was wollen Sie von uns? Geld haben wir nur wenig zu Hause, auch sonst nichts Wertvolles.«

»Du weißt genau, warum ich hier bin. Ich will die goldene Uhr, die du von deinem Vater geerbt hast. Gib sie mir, und ich lasse deine Frau am Leben.«

»Okay, ganz ruhig. Ich hole sie. Sie ist im Wohnzimmer im Schrank.«

»Das hoffe ich, für dich, für deine Frau. Los, steh auf, Hose und Hemd aus, nackt gehst du voran ins Wohnzimmer. Ich folge dir. Mit deiner Frau. Mach keinen Fehler.«

Dietrich stand langsam auf, ohne Matilde und Kocholsky aus den Augen zu lassen. Er sah Todesangst in ihrem Gesicht und Mordlust im Gesicht des Fremden. Er bekam es mit der Angst zu tun.

»Los, ausziehen!«

Dietrich zog sich aus.

»Jetzt ab ins Wohnzimmer. Wenn ich die Uhr habe, seid ihr frei.«

Dietrich ging nackt zur Tür. Kocholsky mit Matilde folgten ihm.

*

Im Wohnzimmer war es nicht ganz so hell wie im Schlafzimmer. Dietrich tat so, als wenn er stolpern würde. Er stieß gegen den Telefonisch, das Gerät fiel herunter. Es schepperte. Er hoffte, das war kein Fehler gewesen. Ängstlich schaute er nach hinten. Aber Kocholsky lächelte nur.

Dietrich hoffte, daß eines seiner Kinder die ungewohnten Geräusche gehört hatte. Vielleicht würden sie ihm zu Hilfe kommen. Oder sollten sie lieber versteckt in den Zimmern bleiben. Dietrich war ganz durcheinander. Was tun?

Nichts regte sich oben. Dietrich war enttäuscht und dankbar zugleich.

»Los, her mit der goldenen Uhr. Und keine weiteren Stolpereien. Sonst rutscht mir vielleicht doch noch das Messer aus. Du verstehst?«

»Klar, ich passe auf.«

Dietrich ging zum Wohnzimmerschrank. Er öffnete eine Schublade.

»Halt! Weg mit dir, ich schaue selber rein. Nicht daß du dort einen kleinen Revolver oder sonst was hast. Wir wollen doch beide, daß du jetzt keinen Fehler machst.«

Dietrich ging noch einige Schritte zurück und Kocholsky ging mit Matilde, das Messer die ganze Zeit über an ihrer Kehle, auf den Schrank zu und schaute in die Schublade.

»Na wunderbar, da ist ja die Schachtel. Braver Junge!«

Er nahm das Messer von Matildes Kehle.

»Los, Weib. Nimm die Schachtel und öffne sie. Keine Fehler bitte.«

Ängstlich gehorchte Matilde.

»Was ist drin?«

Matilde hielt Kocholsky die goldene Uhr hin.

»Na, das ging ja einfach«, sagte Kocholsky, »fast schon enttäuschend einfach.« Er lächelte böse.

Kocholsky nahm Mathilde die Uhr ab und steckte sie in seine Jackentasche.

»Gut so.«

Mit einem Ruck schnitt Kocholsky Mathildes Kehle durch. Er warf die Frau nach vorne auf ihren Mann zu, aus ihrer Kehle kam ein pulsierender Schwall an Blut.

Dietrich schrie auf. Er griff seine Frau, die schon zusammensackte.

Kocholsky hatte keine Skrupel, kein schlechtes Gewissen, eine glückliche Familie ausgelöscht zu haben. Er hatte ein Glücksgefühl. Er hatte die vierte Uhr. Nun fehlte nur noch eine.

Kocholsky wollte nun auch Dietrich töten, aber draußen hörte er überraschend ein Auto auf den Hof fahren. Das war nicht geplant. Hatte doch jemand was mitbekommen. Die Polizei vielleicht?

Kocholsky musste weg. Sollte Dietrich eben am Leben bleiben. Er wusste, daß Dietrich erst einmal mit seiner Frau beschäftigt sein würde. Er verließ das Haus durch den Hinterausgang, den er vorher schon ausgekundschaftet hatte, nicht hektisch, aber doch zügig.

Er lief geduckt und im Schatten des Hauses zu seinem Auto, wenige hundert Meter von der Winzerei entfernt. Niemand sonst war auf der Straße, nur das Auto mit leuchtenden Scheinwerfern, das mit laufendem Motor auf dem Hof der Winzerei stand. Im Hintergrund hörte er das Schreien von Dietrich. Alle würden erst einmal damit beschäftigt sein, die Frau zu retten. Völlig aussichtslos, wie er wusste, aber sie würden es versuchen. Er hatte Zeit genug, zu seinem Auto zu laufen und ungesehen wegzufahren.

Kocholsky fuhr ins Hotel, packte seine Sachen und legte genug Geld für die Miete auf das Bett. Bezahlen war sinnvoll, damit das Hotel ihm keine Polizei auf den Hals schickte. Er musste schließlich noch aus dem Land.

Minuten später fuhr er mit seinem Auto nach Santiago, zum Flughafen. Das Auto hatte er noch für eine ganze Woche unter dem Namen Rüdiger Baum gemietet, er würde es auf dem Flughafen-Parkplatz lassen und nicht sofort zurückgeben. Warum sollte er auch. Sollten doch alle nach Rüdiger Baum und dem Auto suchen. So hatte die Polizei in Chile was zu tun und er hatte seine Ruhe.

*

Für den nächstbesten Flug ins Ausland war er wieder Andreas Kocholsky. Er war sich sicher, daß das niemand herausbekommen würde. Nicht umsonst hatte er in Chile eine Perücke und künstliche Linsen getragen, die nicht seiner wirklichen Augenfarbe entsprachen.

*

Sechzig Stunden später war Kocholsky wieder in Kapstadt. Er setzte sich an den Schreibtisch in der Koje auf seiner Jacht *Haai Jagter*, die sacht auf- und abschlingend im Hafen von Kapstadt auf ihn gewartet hatte.

Er holte die goldene Uhr aus dem Koffer und betrachtete sie nachdenklich. Es war seine vierte goldene Uhr. Er kam dem Schatz näher.

Vorsichtig aber kundig öffnete er Deckel auf der Rückseite der Uhr, setzte sich eine Lupe auf und baute das Innenleben aus. Er wusste, wo er suchen musste. Und er hatte Recht. Wie bei den anderen Uhren war ein Code auf einen bestimmten Stift eingraviert. Der vierte Code. Auch diesen schrieb er auf seinen Zettel mit den anderen drei Codes:

**o103x1bn534x6pn534xx0fn534ci8jn534cxi4ho103cxi6kn534m6jo103m2f
n534x6ho103x1fn534xx4jn534xx0pn534ci3po103cxi4fn534m6hn534m1p
o103x1to103xx4to103ci7bo103ci7fn534cxi2jn534cxi6fo103m5to103m5k
o103x0kn534x7fo103xx3bo103xx2kn534ci6ho103ci5ko103cxi4to103m1b**

Er schaute diese Zahlen- und Buchstabenreihen an. Es wurde nichts deutlicher oder verständlicher. Er erkannte schon, daß einige Buchstaben und Buchstabenfolgen häufiger vorkamen, viele Buchstaben fehlten, daß es nur wenige Zahlen waren, aber er konnte sich absolut keinen Reim darauf machen, was das sollte.

Nun fehlte noch eine einzige goldene Uhr. Selbst wenn er auch sie, zusammen mit den anderen vier Codes, nicht selber würde entziffern können, so hätte er mit der letzten Uhr doch endlich alles zusammen, um mit einem Entschlüsselungscodex das Geheimnis der Uhren zu lüften.

Ohne den Entschlüsselungscodex aber waren auch alle Uhren zusammen nichts wert.

Er wusste schon, wo er danach suchen würde.

Samstag, 28. September 2002 - Flug über Wulmenau

Beim Versuch, Jan-Philipp zu befragen, war ich völlig gescheitert. Der rechtmäßige Erbe des Reemtsma-Vermögens wollte mit Trenthorst nichts mehr zu tun haben. Ich kam nicht an ihn heran. Es würde ohne ihn gehen müssen.

*

An diesem Samstag fuhr ich mit Ewald Schnug, Institutsleiter für Bodenkunde, und meinem Stellvertreter Hans Marten Paulsen nach Kiel zum Flughafen Holtenau. Wir wollten mit einer kleinen Maschine einen Rundflug über die Trenthorster Liegenschaft machen. Ewald kannte einen Piloten, der für wenig Geld solche Flüge anbot.

Ich merkte, daß ich Flugangst hatte. Seit den schlimmen Vorfällen in den USA, als Terroristen – fast alle aus Hamburg kommend – Flugzeuge in die beiden Türme des World Trade Centers in New York und in das Pentagon dirigiert hatten, was viele tausend Menschen das Leben gekostet hatte, konnte ich nicht mehr entspannt in einen Flieger steigen. Ich betrachtete den Piloten. Er sah wirklich so gar nicht aus wie ein Terrorist.

Einigermaßen beruhigt, bestieg ich mit meinen beiden Kollegen die etwas altersschwach aussehenden Cessna. Immerhin, das Wetter war ruhig, die Luft war klar und versprach gute Sicht, der Flieger würde schon nicht auseinander fallen. Ich atmete tiefer.

Als wir nach knapp einer halben Stunde Flug über Trenthorst ankamen, wurde mir dann aber doch wieder mulmig.

»Öffnen Sie die Tür«, sagte der Pilot. »Ich gehe jetzt gleich in Schräglage, damit Sie ordentlich fotografieren können.«

»Wie bitte??! Die Tür öffnen? Hier?! In tausend Metern Höhe, und dann auch noch in Schräglage?«, fragte ich in heller Aufregung.

Meine schweißig werdenden Hände zitterten, als ich den einfachen Sicherheitsgurt überprüfte, der mir leider überhaupt kein Gefühl von Sicherheit gab.

Hans Marten schien keine Angst zu haben. Er öffnete die Tür, der Wind pfiff nur so herein.

»Uff, sehr angenehm«, sagte er lachend.

Ich musste ihm Recht geben. Die Luft tat gut.

Im nächsten Moment ging der Flieger noch mehr in Schräglage. Ich sah mich schon aus dem Flieger fallen. Tausend Meter tief. Ich würde womöglich genau auf dem Schatz landen, aber ich würde mausetot sein.

Doch ich fiel nicht heraus, und die Schleifen des Schrägfluges wurden angenehm. Wir machten viele Fotos. Offiziell waren sie als Luftbildaufnahmen für spätere Vergleiche vorgesehen.

Von hier oben konnten wir sehr gut die Bodenstrukturen, die Nutzungszeichen und viele, viele Details sehen. Alles war zwar klein, aber klar zu erkennen.

Als wir über den Acker „Hauwottenberg“ flogen, lehnte ich mich weit hinaus, um zu sehen, ob hier etwas auffällig war. Und tatsächlich: mitten auf den Acker schien es so, als wenn dort einmal Grabungen stattgefunden hatten.

Ich wurde immer sicherer, daß hier der Schatz vergraben war. Es gab so viele Hinweise: den Flachs, die Geschichte mit dem Wald, die der Schreiber in seinem Brief erwähnt hatte, und nun sichtbare Zeichen, daß etwas vergraben worden war.

Das musste ich mir genauer ansehen.

Nach einer Stunde hatten wir genügend Fotos gemacht und flogen zurück nach Kiel. Um achtzehn Uhr war ich wieder in Trenthorst, Ewald und Hans Marten hatten sich verabschiedet und ich hätte eigentlich Feierabend machen sollen. Da ich aber im Herrenhaus wohnte und meine Familie noch in Göttingen war, hatte ich abends eh meistens nicht anderes zu tun als zu arbeiten. ... oder den Schatz zu suchen. Eine Feierabendbeschäftigung, die mir trotz aller Rückschläge noch immer gefiel. Besser als jeder Krimi.

*

Ich zog meine Arbeitssachen an, stülpte mir die Gummistiefel über die Füße und ignorierte dabei das große Loch in meinem rechten Socken. Liebevoll lächelnd dachte ich darüber nach, daß Claudia mir die Leviten lesen würde, wenn sie das sähe. Ich vermisste sie. Es wurde Zeit, daß die Familie endlich nachkommen und wir uns hier im Norden gemeinsam eine neue Heimat erobern würden.

Ich griff zu meinem Spaten und machte mich auf den Weg zum Hauwottenberg bei der „Zentrale“. Es waren zwei Kilometer bis zur Mitte der Liegenschaft, ich nahm das Auto.

Auf dem Hauwottenberg konnte ich mich gut orientieren. Die Fläche grenzte an die Straße zwischen Trenthorst und Wolmenau, drum herum nur weitere Äcker und keine Knicks und sonstige Hindernisse. Ungefähr in der Mitte der Fläche war mir vom Flieger aus eine größere Stelle aufgefallen, wo scheinbar etwas vergraben worden war. Ich ließ mein Auto am Rand des Ackers stehen, stieg aus, nahm den Spaten und ging zu der besagten Stelle hin. Vielleicht hatte ich diesmal Glück.

Ich begann zu graben.

Schon beim ersten Spatenstich merkte ich, daß ich ein hartes Stück Arbeit vor mir hatte. Aber mit lockerer Erde war hier nun einmal nicht zu rechnen. Ich brauchte über eine Stunde, um ein Loch von einem

Kubikmeter zu graben, fast einen Meter tief. Bislang war ich auf nichts als Erde, vor allem Ton, gestoßen. Scheinbar lag hier doch nichts Großes.

Der Schweiß lief mir in Strömen über das Gesicht. Mein Hemd klebte auf der Haut. Sollte ich aufgeben?

Kam nicht in Frage! Nach einer kurzen Pause machte ich weiter. Ich wollte noch mindestens einen Meter tiefer graben. Wenn ich bis dahin nichts Interessantes gefunden hätte, konnte ich immer noch aufgeben.

Eine weitere halbe Stunde war vergangen. Erneut stieß ich den Spaten in den Boden.

Klong! Mein Spaten war auf etwas gestoßen.

Da war sie wieder. Die Hoffnung, endlich auf den Schatz gestoßen zu sein.

Ich grub nun schneller. Wollte wissen, was dort vergraben lag. Ich löste den Boden mit dem Spaten und grub dann die gelockerte Erde mit der Hand aus und warf alles auf den immer höher werdenden Haufen am Rand des Lochs.

Es kam etwas Metallisches zum Vorschein.

Ich grub noch hektischer.

Ich grub einen großen verrosteten Kanister aus. Scheiße! Was sollte ich mit einem Kanister. Ich wollte Gold, verdammt!

Trotz meiner Enttäuschung buddelte ich das Ding aus. Ich hob den Kanister hoch und schüttelte ihn. Er war schwer und schien fast voll zu sein. Etwas Flüssiges schwappte darin herum.

Ich versuchte, den Schraubverschluss zu öffnen. Das war gar nicht so einfach, so verrostet wie er war.

Es knirschte etwas. Dann löste der Verschluss sich mit einem Ruck. Etwas Flüssigkeit schwappte heraus, mir über Hände und Hose.

»So eine Schweinerei!« Ich wischte mir die Hände an der Hose ab.

»Und wie das stinkt!«

»Mist!« Da war etwas vergraben worden, was gar nicht gesund aussah. Und auch nicht so roch

Ohne noch einmal mit der Flüssigkeit in Berührung zu kommen, stellte ich den Kanister neben den Trecker und machte mich auf den Weg nach Hause.

Ich war auf eine illegale Müllkippe gestoßen. Irgendjemand vom Hof hatte hier etwas vergraben, was sonst nicht einfach entsorgt werden konnte.

Es roch stark nach Chemie - ich vermutete Spritzmittel.

Ich würde mir so schnell wie möglich die Hände waschen müssen. Ich wollte reich werden, nicht krank.

Sonntag, 17. November 2002 - Besuch im Herrenhaus

Allmählich zweifelte ich an meinen Forschungskünsten. Nun, nicht allgemein natürlich, aber alle Maßnahmen zum Auffinden des Schatzes hatten bislang nicht gefruchtet. Hatte ich nicht eigentlich tolle Ideen gehabt? Alle Kuhlen auszubaggern, auf der gesamten Liegenschaft fast sechstausend Bodenproben zu nehmen, die Vegetation flächendeckend zu bestimmen, sie als Indikator für einen Schatz zu verwenden oder die Flächen von oben aus der Luft auszukundschaften – das klang doch so übel nicht. Dennoch hatten diese Maßnahmen nichts als Zeit und Geld gekostet. Das hielt mich nach einiger Überlegung aber nicht davon ab, eine neue Aktion in Angriff zu nehmen. Die Sache mit dem Kanister zeigte den Weg quasi von allein.

*

Irgendwie war ich ja doch genial, manchmal. Ich hatte dafür gesorgt, daß meine Leute, Vertreter des Umweltamtes des Kreises und eine Spezialfirma für Entsorgung von Sondermüll fast hundert Kubikmeter landwirtschaftliche Spritzmittel, Altöle, Farben, Asbest, Metall und Plastik aus dem Acker gegraben hatten. Es war ein höllischer Aufwand gewesen. Vom Acker war anschließend nicht mehr viel zu sehen.

Woher der Sondermüll stammte, konnte nicht ermittelt werden. Er stammte sicherlich aus der Landwirtschaft, soviel stand fest, war aber wohl schon vor vielen Jahrzehnten dort verbuddelt worden. Die Fachleute tippten auf die Fünfziger oder Sechziger Jahre. Damals war das Vergraben von Müll noch ganz normal und in der Regel auch nicht ungesetzlich. Eine Müllentsorgung, wie wir sie heute kennen, mit Sondermülldeponie und Mülltrennung, war damals nicht üblich. Umweltschutz war unbekannt.

Einige Fässer und Kanister waren schon so morsch, daß sie Gefahr liefen, daß ihr Inhalt auslief.

Meine erste Ernte, dachte ich zynisch: Sondermüll.

Nicht auszudenken, wenn das Auslaufen der giftigen Flüssigkeiten im Acker passiert wäre und das Grundwasser verseucht hätte.

„Das neu gegründete Bundesforschungsinstitut für Ökolandbau verseucht Trinkwasser mit Spritzmitteln.“ Deutlich sah ich vor meinem geistigen Auge die Schlagzeile in der Presse.

Die Pressefuzzis und wohl auch die Bauernverbände hätten sich vermutlich gefreut wie die Schneekönige und mich in der Luft zerrissen. Auch wenn ich ja gar nichts dafür konnte. Ich versuchte also, den Ball flach zu halten und das Problem sachgerecht zu lösen. Bislang hatte es geklappt.

Ein Triumph, auf den ich hätte verzichten können. Ich wollte einen Schatz finden, keine Feldsteine oder Sondermülllager.

*

Sonntagnachmittag. Ich saß in meinem Büro im ersten Stock des Herrenhauses und blies Trübsal. Was sollte ich noch anstellen, um weiterzukommen?

Aber es gab einen Hoffungsstreif am Horizont. Vor einer Woche hatte sich ein Besucher angekündigt, der mit mir über die Liegenschaft reden wollte. Er habe interessante Informationen, die er mir am Telefon nicht mitteilen wolle. Wir hatten nur diesen Sonntag für ein Treffen finden können. Mir machte das nichts aus. Seitdem ich hier die Leitung übernommen hatte, wurde ich ständig um einen Termin gebeten, um über dieses und jenes zu reden, auch an den Wochenenden. Voll okay so. Umso schneller gingen die tödlich langweiligen Wochenenden im Herrenhaus herum.

Nun wartete ich darauf, daß der Typ an die Tür klopfen würde.

Um fünfzehn Uhr klingelte das Telefon. Ich nahm ab.

»Hallo? Hier ist das Institut für Ökolandbau, sie sprechen mit Gerald Krahmann.«

»Hallo. Hier spricht Rüdiger Baum. Wir hatten für heute Nachmittag einen Termin ausgemacht.«

»Das stimmt. Ich warte schon auf Sie.«

»Sehr schön. Ich bin schon in Trenthorst. Wo kann ich Sie finden?«

»Fahren Sie zum Herrenhaus. Die Eingangstür ist offen. Ich bin im ersten Stock in meinem Büro. Ich werde Sie schon hören, wenn sie ins Haus kommen. Es ist sonst niemand da, da können wir uns nicht verfehlen.«

»Wunderbar. Bis bald, ich werde in dreißig Minuten dort sein.«

»Bis gleich.«

Ich legte den Hörer auf und wunderte mich, wieso es dreißig Minuten dauern sollte, bis er hier ankam. Er war doch schon in Trenthorst. Zugleich wunderte ich mich über mich selbst. Wieso hatte ich nicht nachgefragt. Irgendetwas schien mich so nervös zu machen, daß ich neben mir stand.

Ich zwang mich, den Artikel zu Ende zu lesen, den ich gerade vor mir hatte. Dann machte ich einen Kaffee und wartete darauf, daß unten im Eingang die Tür klappern würde.

Um halb vier war es soweit. Ich stand auf und ging zur Bürotür, um den Gast zu begrüßen.

Ein drahtig wirkender Mann trat mir entgegen, zwischen vierzig und fünfzig Jahre alt, sportlich-elegant gekleidet. Die Klamotten wirkten teuer. Auf seinem kurz geschnittenen Schopf schimmerten einzelne graue Haare. Er zeigte ein freundliches und zurückhaltendes Lächeln. Nicht unsympathisch, der Mann.

Ich streckte ihm meine Hand entgegen.

»Gerald Krahmnn«, begrüßte ich den Gast. »Und sie sind Herr Baum?«

»So ist es, Herr Krahmnn.« Der Griff seiner Hand war angenehm kräftig. Seine feinen Lederhandschuhe hatte er nicht ausgezogen.

Ob das bei reichen Leuten so üblich war?

»Kommen sie in mein Büro!«, forderte ich ihn auf und ging voraus. »Ich habe Kaffee gemacht.«

Ich setzte mich an den Besprechungstisch, bot ihm einen Sitzplatz gegenüber an und nahm die Kaffeekanne.

»Mögen Sie?«

»Sehr gerne. Ich bin gerade erst aus Zürich eingeflogen. Der Kaffee im Flieger war grauenhaft.«

»Aus der Schweiz?«, erwiderte ich und schenkte Kaffee ein. »Sprachen Sie nicht von Südafrika?«

»Das haben Sie falsch verstanden. Ich komme gerade aus der Schweiz, aber ich bin im Auftrag eines Klienten aus Südafrika hier. Er hat mich beauftragt, mit Ihnen zu verhandeln.«

"Verhandeln? Worüber. Und wer ist Ihr Klient?"

»Wer er ist, kann ich Ihnen nicht sagen, nur so viel: Er ist sehr wohlhabend. Diese Menschen bleiben lieber anonym, Sie wissen schon.«

Ich nickte vage. In Wirklichkeit wusste ich nichts von solchem Gebaren reicher Leute. Bislang hatte ich noch nicht viele davon getroffen. Aber das band ich meinem Gast nicht auf die Nase. Gespannt sah ich ihn an.

»Erfolgreiche Geschäftsleute sind mächtig und nicht selten scheu«, erklärte er.

»Und was sollen Sie für Ihren reichen und anonymen Klienten bei mir erreichen?«

Ich nahm Milch, rührte meinen Kaffee um und lehnte mich in meinem Stuhl zurück.

Auch mein Gast lehnte sich zurück, die Kaffeetasse in der Hand.

»Ich möchte nicht lange um den heißen Brei herumreden.«

»Und?«

Er rückte mit der Nachricht heraus, sein Klient wolle Trenthorst kaufen.

»Was?!« Damit hatte ich nicht gerechnet. »Er will Trenthorst kaufen?«

»So ist es.« Mein Gast beugte sich über den Tisch ein wenig mehr zu mir herüber. »Ich habe mich erkundigt. Trenthorst und Wulmenau in einem Stück wären rund dreißig Millionen Euro wert.«

Ach herrje, auch nur daran zu denken, einfach mal so dreißig Millionen auf den Tisch zu legen, dachte ich. So viel würde ich mein Lebtag nicht verdienen. Immerhin interessant zu erfahren, was die Liegenschaft offenbar wert war. Als ehemaliger Sohn eines Kleinbauern hatte ich da ja ein richtiges stolzes Anwesen in Nutzung.

»Mein Klient hat mir mitgeteilt, daß er verhandlungsbereit ist. Geld spielt für ihn keine Rolle. Er ist ein Sturkopf. Gewohnt, das zu bekommen, was er haben will. Er weiß, daß die meisten Gebäude zwar nicht mehr zu gebrauchen sind, aber das macht meinem Klienten nichts. Ich würde sie in seinem Auftrag alle mit dem Marktwert bezahlen.«

»Aber warum um alles in der Welt will er Trenthorst kaufen? Es gibt doch schöne Güter in Südafrika.«

»Dort wird es zu heikel. Die Schwarzen, sie wissen schon.«

»Nein«, antwortete ich. »Was meinen Sie?«

»Mein Klient besitzt bereits ein schönes Gut in Südafrika, hat dort viel Geld gemacht. Nun ist er aber auf der Liste der Schwarzen, die ihm dieses Geld wieder abnehmen wollen, inklusive des Gutes und allem, was er in Südafrika besitzt. Er sucht ein neues Zuhause. Er hat einen deutschen Pass.«

»Sicher, ein Gut in Deutschland ist vielleicht attraktiver als ein Gut in Südafrika«, stimmte ich zu. »Besonders, wenn man Kultur und Sicherheit haben möchte. Aber warum ausgerechnet Trenthorst?«

»Trenthorst ist nun einmal etwas ganz Besonderes in den Augen meines Klienten. Die Lage, die Schönheit der Landschaft und nicht zuletzt die tiefe Geschichte. Er ist besonders an deutscher Geschichte interessiert, wissen Sie. Die Nazi-Zeit, sie wissen schon ...«

»Sie wissen also, daß Reemtsma der letzte Eigentümer war und er viele Nazis als Freunde hatte? Er kam mehrfach zu Besuch, soweit ich weiß. Besonders Göring soll sehr oft hier gewesen sein.«

»Sehen Sie!«

Ich lächelte.

»Leider muss ich Ihnen aber sagen, daß das Gut gar nicht zu verkaufen ist.«

Mein Gegenüber wollte gerade die Kaffeetasse absetzen, hielt nun aber in der Bewegung inne.

»Wie meinen Sie das? Sind dreißig Millionen nicht genug?«

»Um das Geld geht es mir gar nicht, aber dieses Gut gehört der Bundesrepublik Deutschland und ist nicht zu verkaufen. Vielleicht meinen Sie ja die Villa und die Flächen, die der ehemalige Eigentümer von Trenthorst, Philipp Reemtsma, nach dem Zweiten Weltkrieg behalten durfte. Seiner Witwe gehört die Villa am Mühlenteich gegenüber.«

Ich stand auf und ging ans Fenster, um ihm die Villa zu zeigen.

»Sehen Sie das Haus dort? Das ist die Villa von Reemtsma, und es müssten etwa zweihundert Hektar Land dazu gehören.«

Mein Gast stand nun direkt neben mir. Er schien unbeeindruckt.

»Die Villa und die Flächen will er auch kaufen. Mit Familie Reemtsma ist er bereits in Verhandlungen. Aber er will auch dieses Gut.«

»Es tut mir leid, aber wie ich schon sagte, es ist nicht zu verkaufen. Ich habe gar kein Recht dazu, ihnen was anderes zu sagen.«

Davon abgesehen hatte ich gerade erst meinen Lebensmittelpunkt hierher verlegt. Das gedachte ich nicht zu ändern, weil sich die Bedingungen grundsätzlich ändern würden.

»Das überrascht mich. Ich habe eine Verkaufsanzeige des Eigentümers, der Max-Planck-Gesellschaft, gesehen.«

»Ach so, das meinen Sie. Es handelt sich nur um sechzig Hektar Land und einige Wohngebäude. Die brauchen wir nicht mehr für die Forschung. Die kann er kaufen. Dafür muss er sich aber an die Max-Planck-Gesellschaft wenden.«

»Und die anderen Flächen? Die sind nicht verkäuflich?«

Mein Gott, war der Mensch hartnäckig.

»Tut mir leid.«

Allmählich wurde mir die Sache zu blöd. Ich hätte mir doch etwas anderes für den Sonntag vornehmen sollen.

Mein Gast mache zwei Schritte zur Seite. Er stand nun genau hinter mir am Fenster und ich merkte, wie mir eine Gänsehaut über den Rücken fuhr. Irgendwas stimmte hier nicht.

»Hören Sie!«, sagte er. Seine vorhin noch so freundlich wirkende Stimme hatte einen bedrohlichen Tonfall angenommen. »Ich habe keine Lust auf Spielchen!«

Erschreckt drehte ich mich um.

»Was meinen Sie? Bitte nicht unfreundlich werden.«

»Ich werde noch viel unfreundlicher, wenn wir beide uns hier und heute nicht einig werden.«

Völlig überraschend landete ein gewaltiger Schwinger in meinem Bauch.

Mir blieb die Luft weg und ich knickte vornüber auf die Knie.

»Schluss mit lustig!«, sagte er, nun ganz deutlich aggressiv und fordernd. »Ich will den Brief, den Sie gefunden haben. Sie wissen schon, was ich meine.«

Ich verstand die Welt nicht mehr. Was war hier los? Er wollte gar nicht das Gut kaufen?

Meine Gedanken kreisten. Stöhnend kam ich wieder auf die Beine. Sie zitterten, vor Angst. Was würde er mir noch alles antun? Ich befürchtete das Schlimmste.

»Ich weiß nicht, was Sie meinen. Was wollen Sie?«, antwortete ich mit schmerzverzehrten Gesicht. Ich hielt eine flache Hand auf meinen Bauch und hoffte, daß der Schmerz endlich nachlassen würde.

Im nächsten Moment trat Baum mir in die Eier. Ich sah Sterne. Wieder sackte ich auf den Boden, winselnd vor Schmerz.

»Lüg mich nicht an! Ich weiß ganz genau, daß du schon das ganze Jahr über den Schatz suchst. Wo ist der Brief!«

Noch ein Tritt in den Magen. Mir wurde schwindelig.

»Ich weiß nichts von einem Brief.«

Zack, der nächste Tritt.

»Aufhören!«

Oh Gott, was sollte ich nur tun. Niemand würde mich hören. Das Haus war leer. Er bringt mich um, dachte ich verzweifelt.

Ich geriet in Panik. Besser er bekam den Brief als mein Leben.

Mein Gast zog mich mit Gewalt auf die Beine. Zack, wieder ein Schlag in die Weichteile. Ich sah bunte Blitze vor den Augen. Das Letzte, an das ich mich später erinnern würde, war, daß mir die Sinne schwanden. Was für eine Erleichterung ...!

*

Als ich erwachte, waren die höllischen Schmerzen in meinem Kopf und meinem Unterleib sofort wieder da. Ich saß auf einem Stuhl. Nackt, angebunden mit Kabelbindern und Klebeband. Ich konnte mich nicht rühren. Mein Gast saß mir gegenüber, hatte seine Kaffeetasse in der Hand und starrte mich an.

»Wieder wach?«, fragte er mich.

Ich stöhnte.

Ich sah, wie mein Gast sich zu mir herüberbeugte und meinen kleinen Zeh mit einer Kneifzange nahm. Ein furchtbarer Schmerz durchzuckte meinen rechten Fuß.

Er hat mir ein Stück vom Zeh abgekniffen! Ich rechnete damit, jeden Moment erneut in Ohnmacht zu fallen.

»Nun raus mit der Sprache! Wo ist der Brief?«

Ich stöhnte auf. Wann würde dieser Albtraum endlich ein Ende haben?! Mein Kopf, meine Eier, mein Magen, mein kleiner Zeh. Alles tat so furchtbar weh. In meinem ganzen Leben hatte ich noch nicht solche Angst gehabt. Folter. Das war das Schlimmste, was ich mir nur denken konnte.

Mein Gast nahm sich den nächsten Zeh vor. Ich zuckte und schlug um mich, so gut ich konnte. Ich kippelte so stark mit dem Stuhl, daß dieser mit mir umkippte. Beim Fallen schlug ich mit dem Kopf hart auf. Erneut hüllte schmerzfreie Dunkelheit mich ein.

*

Beim nächsten Mal, als ich aus der Ohnmacht erwachte, konnte ich kaum etwas erkennen. Es war dämmerig, fast dunkel geworden. Das Licht war nicht an. Mein Peiniger aber war immer noch da, saß mir gegenüber, so ruhig, als habe er aller Zeit der Welt. Er beugte sich zu mir, fast vertraulich, ganz so, als wenn wir einen netten Plausch gehalten hätten.

Ich spürte, wie meine Hose warm und feucht wurde. War es immer noch nicht zu Ende. Würde er mir alle Zehen abschneiden? Ich hatte doch nichts getan ...!

»Ich frage dich das letzte Mal! Wo ist der Brief? „Zehen schneiden“ ist eines meiner Lieblingsspiele, weißt du. Ich kann das auch noch länger spielen, bis zum bitteren Ende. Ich glaube nicht, daß dir das gefallen würde. Und wenn mir langweilig wird, habe ich auch noch Variationsmöglichkeiten.«

Er griff mir in den Schritt, hatte meine Eier in der Hand. Langsam drückte er zu.

Ich schrie auf. »Hören Sie auf. Ich gebe Ihnen den Brief.«

Der Druck auf meine Eier ließ nach, meine Panik nicht.

»Nicht noch einmal«, flehte ich ihn an.

»Wo ist der Brief?«

»In der Ablage, dort auf dem Schreibtisch. In einem Umschlag.«

»Was? Auf dem Schreibtisch, in der Ablage? So banal? Ich glaub es nicht.«

Er ließ meine Eier los, stand auf, ging zum Schreibtisch und fand den Umschlag in dem hohen Stapel an Papieren in der Ablage.

»Dieser hier?«

Ich nickte.

»Tatsächlich! Wie blöd bist du eigentlich?«

Das fragte ich mich auch gerade. Aber daß der Brief dort lag, hatte seinen Grund. Ich war sicher, daß niemand durch meine Ablage mit den ewig vielen langweiligen Papieren wühlen würde. Ganz besonders nicht, um ein wichtiges Papier zu finden. Offensichtliches war immer noch das beste Versteck, davon war ich überzeugt. Außerdem war ich so immer in der Lage, noch einmal einen Blick drauf zu werfen, wenn ich am Schreibtisch saß.

Er öffnete den Umschlag und zog den Brief raus. Das morsche Papier zerriss dabei fast, wie ich sehen konnte. Er las einige Zeilen, dann wandte er sich wieder mir zu. Lesen alter deutscher Schrift schien ihm nicht leicht zu fallen.

»Und nun erzählst du mir alles ganz genau. Was in dem Brief steht? Was du beim Suchen gefunden hast? Ich will alles wissen. Verstehst du?«

Ich nickte wieder.

»Dann mal los!«

Ich erzählte ihm, wie ich den Brief gefunden hatte, wie überrascht ich gewesen war über das, was drinstand. Daß in den Uhren geheime Codes standen, wusste er ja schon, und daß er eine Entschlüsselung brauchte, um alle Codes aus den fünf Uhren zu verstehen. Nur so konnte der Schatz gefunden werden: alles oder nichts. Sehr raffiniert.

Ich erzählte ihm, daß die Entschlüsselung leider nicht in dem Brief von Göring stand, nur Hinweise, wo er zu finden war. Und daß eine Seite fehlte. Die ich überall gesucht hatte. Daß ich sie nicht gefunden hatte.

»Ist ja interessant. Du hast wirklich nichts gefunden?«

»Nein, ich schwöre.«

»Okay, ich glaube dir. Du hast viel zu viel Schiss um deine Eier und deine Zehen um zu lügen, das kann ich in deinem Gesicht sehen. Reine Panik, oder?«

Ich brauchte nicht zu bestätigen, es war wohl offensichtlich.

Er stand auf.

»Ich werde den Brief nun meinem Klienten geben. Und dir rate ich, nichts und niemandem von unserem heutigen Sonntagnachmittag zu erzählen. Mein Name ist sowieso erfunden. Und wie du sicher weißt, komme ich wieder, falls du nur ein Sterbenswörtchen verrätst. Damit du es weißt, mein Klient hat bereits vier goldene Uhren in seinem Besitz, die letzte Uhr wird er auch noch finden. Dann kommen wir wieder, um hier nach dem Schatz zu suchen.«

Ich nickte. Mir war alles egal.

Bevor er ging schubste er mich mit dem Stuhl nach hinten um. Wieder schlug ich mit dem Kopf auf. Dieses Mal behielt ich aber das Bewusstsein.

»Verrotte hier, du Versager!« Ohne Eile verließ er mein Büro. Er schien sich seiner Sache sehr sicher zu sein.

Mit Tränen der Erleichterung in den Augen hörte ich, wie er gemächlich die Treppe hinunter ging. Die Eingangstür schlug zu. Wenig später knirschten Reifen auf dem Kies. Was für ein wunderbares Geräusch. Er war weg. Und ich konnte kaum fassen, daß er mich nicht getötet hatte.

Was er nicht mitbekommen hatte, war, daß die linke Lehne, an die mein Arm mit Klebeband festgeklebt war, beim Sturz angebrochen war. Es war eben ein alter Stuhl, wie so vieles hier im Haus. Ich konnte die Lehne mit etwas Zeit, Mühe und vielem Hin- und Herruckeln ganz abbrechen. Mein Arm war nun frei, zwar mit einem Stück Holz daran, aber in der Lage, mein rechte Arm zu befreien. Als beide Arme frei waren, war es nicht mehr schwer, mich ganz zu befreien.

*

Ich war so froh, daß ich noch am Leben war. Ich dachte an Claudia und an meine Kinder. Wie sehr würde ich genießen, sie wieder in die Arme zu schließen. Wie sehr bedauerte ich, daß ich manches getan hatte, was ich vielleicht nicht hätte tun sollen, und anderes gelassen hatte, was mir wichtig war. Das Leben konnte von jetzt auf gleich vorüber sein. Immer. In jedem Moment. Ich nahm mir vor, künftig viel achtsamer damit umzugehen.

Es pulsierte in meinen Füßen. Der Schmerz, den ich für einen Moment vergessen hatte, kehrte mit Gewalt zurück. Ich musste meine Zehen zählen. Hatte der Kerl mich nur gekniffen oder hatte er tatsächlich ...?! Ich hatte solche Angst.

Sollte ich aufgeben? Sollte ich auf den Schatz verzichten? Der Schmerz und die Angst, die ich an diesem Abend hatte erleiden müssen, waren fürchterlich. War der Schatz es wert?

Ich merkte, wie meine Angst nachließ, und mein Hass auf den Quäler stieg. So wollte ich mich nicht behandeln lassen. Ich war ein Schiss-hase, hatte aus lauter Angst alles verraten. Hatte Glück gehabt, daß er mir nicht noch mehr angetan hatte. Ich wollte Rache für diese Erniedrigung, das wurde mir immer mehr klar. Und der Schatz: Er war verlockend, sehr verlockend und reichte aus, um nicht aufzugeben. Ich wollte ihn haben, gönnte ihn dem Arschloch nun erst recht nicht mehr. Er würde schon noch feststellen, daß er sich mit dem Falschen angelegt hatte.

Im der Ferne hörte ich Sirenen, wohl die Feuerwehr oder ein Krankenwagen. Leider nicht für mich, das wusste ich. Nötig hätte ich Hilfe allemal gehabt, aber ich traute mich nicht, den Notruf zu wählen. Niemand sollte über den Anlass für den Besuch und die Folter recherchieren. Das Risiko, daß dabei die Sache mit dem Schatz bekannt wurde, war mir zu groß.

*

Andreas Kocholsky, alias Rüdiger Baum, war inzwischen in seinem geliehenen VW Golf gestiegen, hatte das Radio angemacht und suchte in aller Ruhe so lange, bis er seinen geliebten Klassiksender gefunden hatte. Der Sprecher kündigte die erste Symphonie von Rachmaninow an, Opus13. Die ersten Klänge donnerten aus den Lautsprechern. Genau die richtige Musik jetzt, dachte er.

Man konnte ihm nachsagen, daß er ein eiskalter Killer sei. Das empfand er sogar als Auszeichnung. Ein Kunstbanause hingegen war er nicht. Sein Großvater hatte ihn mit klassischer Musik vertraut gemacht. Allerdings hatte er ihn in sie hineingeprügelt mit dem Rohrstock, wenn er als Fünfjähriger nicht lange genug an seiner Seite hatte stillsitzen und mit ihm zusammen dem knatternden Transistor-Radio hatte lauschen wollen. Irgendwann hatte er den Schmerz nicht mehr

gespürt. Er hatte sich daran gewöhnt wie an die Musik. Und inzwischen beruhigte es ihn ungemein, wenn er sie hörte.

Es war ein wenig nebelig. Gelassen fuhr er unter kahlen Bäumen her. Er hatte es nicht eilig, der Institutsleiter hatte sicher anderes zu tun, als ihm hinterherzukommen. Auf der Straße war um diese Zeit niemand zu sehen. Sonntagabend. Tatort-Zeit.

Vom Herrenhaus aus hatte er den Stückendamm in Richtung Westerau genommen, um über die Bundesstraße 208 und die A 1 so schnell wie möglich nach Hamburg zurückzukommen.

Unterwegs warf er die Zange aus dem fahrenden Wagen mit Schwung in einen Graben. Er liebte es, für jeden Einsatz frische Instrumente zu benutzen.

Der Besuch war ein Erfolg gewesen. Er hatte den Brief und war durchaus zufrieden mit sich.

Trotzdem ärgerte sich Kocholsky. Er hätte diesen schwächlichen Institutsleiter doch umbringen sollen. Auch wenn er farbige Kontaktlinsen getragen und sich den Vollbart nur für diesen Termin hatte wachsen lassen, so könnte der Mann ihn vielleicht dennoch wiedererkennen. Er war vielleicht schwächlich, aber blöd hatte er nicht gewirkt. Auch wusste er von seinen Uhren. Warum hatte er das überhaupt erzählt?

Und wo war seine Mordlust geblieben? Schwächelte er? Wurde er am Ende gar leichtsinnig?

Eigentlich nicht. Er hatte die Uhren gut versteckt. Drei Uhren waren in Botswana, und eine Uhr, die von Dietrich Bäcker, hatte er immer bei sich. Er nutzte sie als Taschenuhr. Sie funktionierte tadellos, obwohl er sie auseinander gebaut und wieder zusammengebaut hatte. Er trug diese Uhr wie ein Maskottchen. Ein Zettel mit dem Code der Uhren hatte er in einem Banksafe in Kapstadt versteckt, zusammen mit vielen anderen Wertsachen und einem guten Teil des Reemtsma-Lösegeldes.

Den Plan, den Institutsleiter nicht umzubringen, hatte er sich vorher gut überlegt.

Wenig Aufmerksamkeit auf das Institut und den Institutsleiter zu lenken, war auf alle Fälle sinnvoll. Kocholsky konnte ja nicht so einfach auf dem Institutsgelände herumbuddeln, selbst wenn er endlich den Platz des Schatzes ausfindig gemacht hätte. Krahmann konnte das aber sehr wohl, wie er bereits gezeigt hatte. Er würde den Kerl also noch brauchen.

Der Idiot und Schlappschwanz sollte ruhig weiter nach dem Schatz suchen. Vielleicht würde er ihm sogar damit weiterhin helfen, so wie er es mit dem Brief schon getan hatte. Er wusste nun, daß die Codes auf den Uhren nur mit Hilfe eines Entschlüsselungscodes verstanden werden konnten. Und daß er alle Uhren brauchte. Nicht nur vier.

Das war alles etwas komplizierter, als er sich gedacht hatte. Aber als er den Brief überflogen hatte, hatte er eine vage Vorstellung von der Größe des Schatzes bekommen. Und die war wirklich groß. Der Aufwand lohnte sich, auch wenn es ihm noch nicht klar war, was die nächsten Schritte sein würden. Vielleicht hätte er den blöden Institutsleiter ja nicht ganz so sehr quälen müssen. Aber wenn er eine Folter anfangen wollte war es schwierig für ihn, vernünftig zu bleiben. Es war dann wie ein Rausch.

Er wollte die kommenden Tage über den Institutsleiter beobachten. Vielleicht blieb er dran an der Sache. Dann konnte er ihn noch einmal besuchen, und hoffentlich mehr herausbekommen. Trotzdem.

Kocholsky war nicht zufrieden damit, daß er einen Mitwisser und auch Konkurrenten für den Schatz hatte. Er musste ihn im Auge behalten.

Wenn er den Schatz gefunden hatte beziehungsweise wusste, wo er lag, dann konnte er ihn ja ins Gras beißen lassen. Ein Mitwisser weniger war immer gut.

Wie er ihn umbringen würde, wusste er noch nicht, aber Ideen hatte er genug, wie es ein Genuss werden konnte, ihn so langsam verenden zu sehen wie schon so viele andere.

Aber erst, wenn der Schatz sein eigen war. So viel Disziplin brauchte er.

Was seine Laune hob, war die Tatsache, daß er zwei wichtige Puzzlestücke dazubekommen hatte: den Brief und die Liste, die die Existenz des riesigen Schatzes näher spezifizierte. Und er hatte die Namen des Agenten, der die letzte Uhr besaß, die ihm noch fehlte, die er unbedingt noch brauchte, wie er jetzt wusste. Er würde auch diesem einen Besuch abstatten müssen. Nicht, daß es ihm unangenehm gewesen wäre ...

*

Kocholsky war so in Gedanken versunken, daß er den ihm entgegenkommenden großen Trecker erst sehr spät wahrnahm. Er war gerade in eine kaum einsehbare Kurve hineingefahren, als ihn überraschend dessen Scheinwerfer blendeten.

Kocholsky sah durch die schmierige und nasse Scheibe seines Golfs das riesige Gefährt auf sich zukommen. Das Ungetüm schien die ganze Straße einzunehmen. Er musste ausweichen. Aber er und auch der Trecker waren verdammt schnell.

Kocholsky riss das Steuer herum, wollte an dem Trecker vorbeikommen, aber die Straße war nicht breit genug für beide. Er schlitterte auf den matschigen Seitenstreifen, auf dem die Reifen seines Golfs sofort den Halt verloren. Der Trecker schleuderte bei seiner Vollbremsung.

Der Golf prallte ungehemmt gegen einen der riesigen Treckerreifen. Es war ein harter Schlag für den vergleichsweise leichten Wagen. Wie ein Ball wurde er in den flachen Graben neben der Straße geschubst und prallte dort mit lautem Krach gegen einen mehr als einen halben

Meter dicken Ast, der im letzten Herbststurm von einer der alten und majestätischen Eichen am Straßenrand abgebrochenen war.

Kocholsky war nicht angeschnallt. Das tat er nie. Den Gurt hatte er hinter sich eingerastet, damit er nicht immer das Piepsen der Gurtwarnung hören musste. Er schleuderte nach vorne, schlug mit dem Kopf hart auf das Steuerrad auf und verlor das Bewusstsein.

*

Auch der Trecker war inzwischen zum Stehen gekommen. Die Warnanlage blinkte. Franz, der Fahrer und ein Mitarbeiter des Instituts, stieg eilig aus und rannte zu dem Golf hinüber. Er sah, daß der Fahrer ohnmächtig oder gar tot im Auto saß, das Gesicht voller Blut, der Kopf Richtung Schulter gesackt. Er regte sich nicht, aber Franz hörte Klaviermusik, das Radio war noch an, unwirklich, gruselig.

Franz rüttelte an der Fahrertür. Sie ging nicht auf. Er rannte um das Auto herum. Auch hier war alles verzogen. Entsetzt sah er, wie unter der halb offenstehenden Motorhaube Stichflammen erschienen. In Sekunden brannte das Auto lichterloh. Jeden Moment könnte es explodieren.

Franz lief ein gehöriges Stück weit weg. Sicherheitsabstand. Hektisch zog er dort sein Handy aus der Hosentasche und rief die Feuerwehr an. Es dauerte nur eine Minute, dann gingen die Sirenen. Der Motor des Wagens stand schon in hellen Flammen und leckte durch die nicht mehr vorhandene Windschutzscheibe in den Innenraum des Autos. Dort saß immer noch das bewusstlose Opfer. Das Feuer drohte, den Mann zu verbrennen. Von der Feuerwehr war noch nichts zu sehen. Franz kämpfte mit sich. Gefahr hin oder her, er konnte den Mann doch nicht einfach sterben lassen.

Er rannte zurück zu seinem Trecker und holte den kleinen Feuerlöscher. So einen hatte er noch nie benutzt und er hoffte, daß er ging. Er

hielt die Düse direkt in den Motorraum. Der Feuerlöscher funktionierte, aber er kam nicht nahe genug an die Brandstelle heran. Er drückte verzweifelt allen Schaum heraus. Ohne Wirkung.

Endlich. Das Martinshorn. Blaulicht. Die Feuerwehr aus Trenthorst kam an. Es schien ihm eine Ewigkeit gedauert zu haben. Mit dem Feuerwehrwagen kamen auch andere Autos. Das Feuer des brennenden Wagens war nicht zu übersehen. Bald war Franz von blinkenden Autos und hektisch rennenden Menschen umgeben.

Er dachte noch, wie gut es war, daß das Radio aus war, keine Klaviermusik mehr. Dann merkte er, wie er ohnmächtig wurde. Glücklicherweise fiel er sanft in die Arme eines Kollegen, der bei der Feuerwehr war.

*

Der Brand war schnell gelöscht. Der Notarztwagen tauchte zehn Minuten nach der Feuerwehr auf. Mit einer Spreizschere wurde das Auto übers Dach und die Fahrertür wie eine Blechdose aufgeschnitten. Der Notarzt fühlte den Puls des Fahrers. Er nickte, wohl als Zeichen, daß er noch lebte. Vorsichtig wurde Kocholsky aus dem qualmenden Wagen gezogen. Er hatte schwere Verbrennungen und Schnittwunden auf dem Kopf - alle Haare waren verbrannt, die Kopfhaut war schwarz. Daß er die Arme schützend vor sein Gesicht gehalten hatte, hatte es von Verbrennungen und Glassplittern verschont.

»Der Mann war nicht angeschnallt«, sagte ein Polizist zu einem der Feuerwehrleute. »Immer wieder daßelbe. Kann froh sein, daß er noch lebt. Trotzdem, tauschen möchte ich nicht.«

Das Opfer wurde mit Blaulicht nach Lübeck in die Universitätsklinik gefahren. Die Verbrennungen mussten versorgt werden, es würden sicher üble Narben im Gesicht bleiben. Der Kopf würde geröntgt werden, um einen Schädelbasisbruch ausschließen zu können.

*

Von allem dem wusste ich nichts. Nachdem ich mich von den Fesseln befreit hatte, war ich aus meinem Büro in mein Zimmer gegenüber gekrochen. Gehen konnte ich nicht, mein Kopf und vor allem die Zehen taten mir höllisch weh. Ich schämte mich wegen der Erniedrigungen und meiner Nacktheit. unter Auferbietung der letzten Kräfte fand ich den Weg in mein Bett. Ich lag auf dem Rücken und hob das verletzte Bein leicht an, um einen Blick auf meine Zehen zu erhaschen.

Das Schwein hatte mir tatsächlich drei Zehenspitzen abgekniffen. Die Wunden brannten wie die Hölle.

*

Vor Erschöpfung musste ich eingeschlafen sein. Oder war ich ohnmächtig geworden? Ich wusste es nicht. Frierend kam ich wieder zu mir. Ich wusste nicht, wie lange ich hier so gelegen hatte. Ich war noch immer nackt.

Schwerfällig zog ich ein Hemd und eine Jogginghose an. Meine Zehen bluteten nicht mehr, aber sie taten höllisch weh. Anfassen, ja, sogar das Ansehen meiner Zehen taten weh. Schwerfällig humpelte ich ins Badezimmer, nahm das Erste-Hilfe-Set aus dem Regal vor dem Waschbecken, setzte mich auf den Boden vor der Badewanne und verband meine drei Zehen. Es fehlte gar nicht viel von ihnen, nur ein Stück war jeweils abgekniffen worden, nur die Spitzen. Sogar die Nägel waren noch dran. Der Schmerz war enorm, die wirklichen Verletzungen aber waren nicht gravierend. Ich war wirklich ein Weichling.

Als die Zehen desinfiziert und verbunden waren, humpelte ich zurück in mein Zimmer, verriegelte die leider schlüssellose Tür mit einem

Stuhl unter der Klinke und legte mich völlig erschöpft in mein Bett zurück. Wie in einem Kinofilm sah ich die Ereignisse des Nachmittags wieder vor mir, in quälender Genauigkeit. Ich war gedemütigt worden und ich war schwer verletzt. Der Brief war weg. Aber mein Wissen, was drinstand, war nicht verloren. In meinem Kopf war alles präsent.

Hoffentlich hatte der Brief diesen Unmenschen zufrieden gestellt, dachte ich, bevor ich erneut in einen tiefen und unruhigen Schlaf fiel. Es war noch dunkel, als ich wieder erwachte. Meine Zehen und die Füße waren nun doch unförmig stark angeschwollen. Ich stieg aus dem Bett, aber auftreten konnte ich nicht. Stöhnend ging ich in die Knie und kroch in mein Büro. Es war nicht länger auszuhalten. Ich rief einen Krankenwagen.

*

Eine halbe Stunde später leuchtete auf der Einfahrt das Blaulicht. Das Herrenhaus war noch leer und weil niemand den Notarzt und die Sanitäter empfangen konnte, war ich bereits, heulend vor Schmerz, die Treppe hinunter und bis zur Eingangstür gekrochen. Dort saß ich stöhnend neben der Eingangstür.

»Haben Sie angerufen?«, fragte einer der Sanitäter, der erschrocken hereingekommen war und sich neben mich gekniet hatte.

»Gut, daß Sie da sind. Ich habe mir gestern Abend drei Zehen eingeklemmt, unter einem schweren Schrank. Ich dachte, es wäre nicht so schlimm, habe sie verbunden, aber sie haben sich heute Nacht wohl entzündet. Es tut höllisch weh und ich kann nicht mehr laufen.«

»Wir bringen Sie nach Lübeck in die Uniklinik. Wollen sie noch jemanden informieren oder anrufen?«

»Danke. Ich rufe meine Frau von unterwegs aus an.«

Kaum lag ich im Krankenwagen, verließen mich meine Kräfte. Telefonieren konnte ich nicht mehr.

Als ich wieder aufwachte, hing ich am Tropf und hatte dicke Verbände an den Füßen. Sie pulsierten nicht mehr so stark. Ich lag alleine im Zimmer.

Mein Kopf fühlte sich völlig benebelt an. Ich drücke den Rufknopf. Ein Krankenpfleger kam herein.

»Sie sind wach?«, fragte er rhetorisch.

»Wie spät ist es? Haben Sie meine Frau und bei meiner Arbeit angerufen?«, fragte ich.

»Langsam, langsam! Wir haben niemanden angerufen. Bisher wissen wir ja nicht einmal Ihre Personalien. Sie haben keinen Ausweis dabei. – Ich rufe den Arzt.«

Ich nutzte die Wartezeit, um nachzudenken. War es am Ende verrückt, weiter nach dem Schatz zu suchen. Wollte ich tatsächlich mein Leben riskieren? Andererseits, aufgeben konnte ich auch nicht. Nach allem, was ich durchgemacht hatte.

Ich blickte auf meine Verbände. Ich spürte keine Schmerzen. Wahrscheinlich war ein Mittel im Tropf. Das gab mir Auftrieb. Nun erst recht, dachte ich. Vier goldene Uhren hatte der grauenhafte und geheimnisvolle Klient meines Folterers also schon gefunden. Wie er das wohl gemacht hatte? Sicherlich ein Alt-Nazi, der damals bei der Aktion dabei gewesen war. Vielleicht einer der Agenten? Jedenfalls ein hemmungsloser Krimineller, der zu allem fähig war.

Auf alle Fälle kannten bislang nur dieser angebliche Baum und ich den Inhalt des Briefes. Die Namen der Agenten waren dort aufgeführt. Keiner von uns wusste, wie der Satz vollständig lautete, der die Agenten nach Trenthorst rufen würde. Die Entschlüsselung war ebenfalls völlig unklar.

Ich musste schneller sein als mein Gegner. Aber es stand vier zu null für ihn. Ich musste versuchen, ihm die vier Uhren wieder abzunehmen

oder wenigstens an den in ihnen eingravierten Code zu kommen. Eine Uhr war noch nicht in seinem Besitz. Die musste ich finden, sonst hatte ich verloren.

Ich legte gleich zwei Schwüre auf einmal ab: Ich würde mich nicht noch einmal quälen lassen. Und den Schatz würde ich mir nicht nehmen lassen. Ich nicht.

Wenn ich doch nur endlich wüsste, wie dieser vermaledeite Satz zu Ende ging. "Eugen Hoffmann aus Dresden ist mit dem Mädchen mit blauem ...". - Vielleicht wusste Reemtsma etwas.

*

»Herr Krahmann?« Ich schrak zusammen und starrte den Weißkittel an.

»Der bin ich«, sagte ich. »Aber ich denke, ich habe keinen Ausweis dabei.«

»Das stimmt, aber ich lese Zeitung. Ihr Konterfei ist mir bekannt. – Ich bin Doktor Bremser, der diensthabende Arzt.«

Er legte sanft eine Hand auf den Verband an meinem rechten Fuß. »Was haben Sie denn da nur gemacht? Drei ihrer Zehenspitzen waren ja richtig abgeschnitten. Kein Wunder, daß alles entzündet ist, ohne medizinische Versorgung.«

Fieberhaft schürfte ich in meinem müden Hirn nach einer Ausrede.

»Äh, also ich habe, äh, ich wollte gestern Abend eine schwere Eisenplatte aus dem Keller holen und vor den Kamin legen. Sie ist mir auf der Treppe aus der Hand geglitten und mit voller Wucht auf meine Zehen gefallen. Ich Idiot war barfuß. Voll auf die Zehenspitzen, tat höllisch weh. Ich dachte, wäre nicht so schlimm, habe sie verbunden. Aber heute Morgen waren sie geschwollen und taten so verdammt

weh. Dann habe ich Angst bekommen. Deswegen habe ich den Krankenwagen gerufen.«

Der Arzt schüttelte ungläubig den Kopf. »Das war auch richtig. Auch wenn es nicht so große Wunden sind, sie haben sich entzündet. Ohne Antibiotika wäre eine Blutvergiftung möglich gewesen.« Ohne weiter nachzuhaken machte er sich Notizen auf seinem Klemmbrett. »Wird schon wieder. Ein paar Tage, dann können sie wieder laufen.«

Dankbar seufzte ich auf.

»Kann ich meine Frau anrufen?«

»Ich lasse Ihnen ein Telefon bringen. Auf Wiedersehn.«

Kurze Zeit später kam ein Krankenpfleger in den Raum und stöpselte einen uralten Telefonapparat in eine Buchse.

»Fünfzig Cent pro Minute. Sie wählen die Neun und die vierstellige PIN-Nummer auf diesem Zettel.«

Ich nickte.

Zuerst rief ich Claudia in Göttingen an, damit sie sich keine Sorgen machte, weil ich mich noch nicht gemeldet hatte. Bisher hatten wir täglich vor dem Beginn der Arbeit kurz miteinander telefoniert, nun schon drei Tage nicht mehr.

»Ich liege im Krankenhaus, Schatz, habe mir heftig die Füße geklemmt.« Von den fehlenden Zehenspitzen sollte sie nichts wissen. Das kam noch früh genug auf sie zu.

Dann rief ich im Institut an. Die wussten ja auch noch nichts. Meine Sekretärin ging ans Telefon. Sie hatte sich schon Sorgen gemacht. Im Büro war es unordentlich gewesen, mit umgekippten Stühlen, und in meiner Dienstwohnung hatte sich mich nicht gefunden. Ich erzählte ihr ebenfalls nicht, was wirklich passiert war, sondern bat sie, mir meine Unterlagen, Zahnbürste und etwas zum Anziehen zu bringen.

Schließlich schlief ich erschöpft wieder ein.

*

»Herr Krahmann?« Meine Sekretärin weckte mich sanft. Sie hatte eine Tasche mit den gewünschten Sachen dabei.

»Hier ist alles drin.« Sie stellte die Tasche ab und setzte sich auf den Besucherstuhl. »Was haben Sie denn gemacht?«

Ich erzählte ihr die gleiche Version, die zwar nicht den Tatsachen entsprach, die aber der Arzt schon geschluckt hatte.

Auch sie war nicht skeptisch und erfragte keine weiteren Details. Gut so.

Dafür erzählte sie Neuigkeiten aus dem Institut.

»Gestern Abend hat es noch einen Unfall in Trenthorst gegeben", erzählte sie. Ein Auto ist auf dem Stückendamm in den Graben gefahren und mit einem unserer Trecker kollidiert.«

»Und? Ist jemand was passiert?«

»Franz, also der Treckerfahrer, ist heile, der Trecker auch, mehr oder weniger. Aber der Golf ist ein Totalschaden und völlig ausgebrannt. Der Fahrer hat Verbrennungen und was am Kopf abbekommen. Er soll auch hier im Krankenhaus liegen.«

»Und der Autofahrer?« Ich hatte eine schreckliche Ahnung.

»Keine Ahnung. Es war ein Hamburger Kennzeichen.«

Jetzt erinnerte ich mich an die Sirenen. War das Baum, mein Peiniger? War noch Gerechtigkeit eingetreten? War Baum im selben Gebäude wie ich? Wie gut, daß es ihm dann offenbar noch schlechter ging als mir. So schnell würde er mich nicht wieder besuchen und quälen.

Ich gähnte, um anzudeuten, daß die Besuchszeit um war. Ich musste nachdenken und mich vergewissern, ob es wirklich mein Folterer war,

der in den Unfall verwickelt war. Ich hoffte es. Dieses Mal würde ich ihn überraschen und den Brief und die Liste wieder an mich bringen.

*

Das Tablett mit dem Mittagessen war bereits wieder abgeholt worden, als ich mich auf die Suche nach Baum machen wollte. Zu meiner Überraschung hatte ich Appetit gehabt und alles aufgegessen. Ich sah mich um und entdeckte Krücken neben meinem Bett.

Auf Krücken – damit zu laufen musste ich erst einmal lernen – humpelte ich mühsam auf den Flur und von dort aus weiter zum Stationszimmer. Die hübsche blonde Krankenschwester, die darin am Schreibtisch saß und etwas notierte, hob den Kopf und schaute mich skeptisch an.

»Was machen Sie denn schon auf den Beinen? – Hat der Doktor das erlaubt?! Ich wette, Sie sollen sich noch schonen.«

»Mache ich auch«. Ich versuchte, sie möglichst entwaffnend anzulächeln. »Ich habe nur gehört, daß gestern in der Nähe von meinem Institut ein Autounfall war, bei dem einer meiner Mitarbeiter beteiligt war, ein Treckerfahrer. Der Autofahrer ist verletzt worden und soll auch hier in der Klinik liegen. Vielleicht können Sie mir sagen, wer er ist und wo er liegt?«

»Gestern Abend?« fragte die Stationsschwester engagiert und schaute auf einen Monitor, wo scheinbar die Stationsdaten der Klinik angezeigt wurden. »Können Sie mir sagen, wo das gewesen sein soll?«

»In Trenthorst.« antwortete ich. »Besser gesagt: auf dem Weg nach Westerau.«

»Stimmt. Gestern Abend wurde ein Autofahrer eingeliefert, der einen Unfall bei Westerau hatte. Er hatte Verbrennungen und ein Schädelhirntrauma.«

»Können Sie mir seinen Namen und die Zimmernummer sagen? Ich möchte ihn besuchen, wenn es geht.«

»Kocholsky heißt er. Zimmer 315. Er liegt noch im Koma. Sie können ihn ja vielleicht morgen besuchen. Wenn Sie ganz viel Glück haben.«

»Danke, das versuche ich. Er liegt auf dieser Station?«

Die Schwester nickte. Dann schlug sie sich vor den Mund. »Dürfte ich ihnen ja alles gar nicht sagen. Verraten Sie mich bloß nicht. Bin erst seit gestern auf dieser Station. Ich bin noch Schülerin, wissen Sie.«

Kocholsky hieß der Golf-Fahrer also und lag auf Zimmer 315. Ich lag auf Zimmer 329. Er war also gar nicht so weit weg und vielleicht mein abendlicher Besucher. Ich hoffte, eben die Person, die ich gestern Abend hassen gelernt hatte, im Koma wiederzusehen.

Wenn der Patient wirklich mein Peiniger war, dieser Kocholsky, konnte ich versuchen, seine Taschen zu durchsuchen, wenn niemand sonst da war. Vielleicht würde ich ihm einen Zeh abzwacken, dachte ich grimmig. Ich hatte noch eine Rechnung offen, war mir aber klar darüber, daß ich das nicht machen wollte. War nur so ein Gedanke, wenn auch ein befriedigender.

Stunden später, draußen war es längst dunkel und die meisten Krankenhausmitarbeiter und Besucher waren zu Hause, humpelte ich durch den Flur der Unfallklinik, langsam und leise. Die meisten Patienten sahen jetzt von ihren Betten aus wahrscheinlich fern. Oder sie schliefen schon.

Auf halbem Weg zum Zimmer meines Peinigers kam ein Pfleger den Flur entlang, ohne auf mich zu reagieren. Wie erwartet. Ich humpelte langsam weiter bis zur Tür von Zimmer 315 und horchte. Alles ruhig. Leise öffnete ich die Tür, humpelte ins Zimmer und schloss die Tür wieder hinter mir. Wenn jemand mich erwischen sollte, würde ich sagen, daß ich mich in der Zimmernummer geirrt hatte.

*

Im schummerigen Licht standen einige Geräte an dem einzigen Bett im Raum. Im Bett lag regungslos ein Mann. Auf dem Flur war es ruhig, der Pfleger war irgendwo anders hingegangen. Ich konnte mich also ungestört umschauen.

Ich humpelte an das Bett heran und schaute mir den Mann genauer an. Er war überall verbunden. Ich konnte ihn zunächst nicht eindeutig identifizieren, aber dann sah ich die Narbe an seinem Arm, die mir im Herrenhaus bereits aufgefallen war, als er mit der Kneifzange meinen Zeh traktierte. Es war mein Peiniger, ohne Zweifel. Am liebsten hätte ich ihm eine reingehauen, ihm Schmerzen bereitet, so wie er mir, aber das wäre unklug gewesen. Zu groß das Risiko, entdeckt zu werden. So humpelte ich um sein Bett herum und las auf einem Klemmbrett am Ende seines Bettes seinen Namen: Kocholsky, Andreas, stand darauf, darunter einige Daten, die mich aber nicht weiter interessierten.

Das Schwein ...! Ich blickte ihn von oben bis unten an und entdeckte nackte Zehen, die unter der Bettdecke hervorlugten. »Du kannst froh sein, daß ich ein friedfertiger Mensch bin«, grummelte ich. »Du kannst wirklich froh sein ...«

Ich sah mich noch im Zimmer um, ob ich eventuell noch mehr Informationen oder vielleicht sogar sein Portemonnaie würde finden können. Leider Fehlanzeige. Nichts im Nachttischschrank, im Kleiderschrank oder auf dem Stuhl.

Ich warf einen letzten Blick auf Kocholsky, der stumm dort lag, eingewickelt in Verbände wie eine Schmetterlingsraupe in ihren Kokon.

So leise wie möglich verließ ich das Zimmer wieder. Ich würde noch Zeit haben, mich an Kocholsky zu rächen und mehr über ihn herauszufinden.

Nur Geduld.

*

Im Krankenhaus konnte ich nichts weiter herausbekommen und wurde nach einem weiteren Tag entlassen. War mir recht.

Informationen über Kocholsky bekam ich auf dem Dienstweg, als ich eine Woche später, zwar noch krankgeschrieben, aber wieder im Dienst, das Unfallprotokoll der Polizei auf meinem Schreibtisch fand. Da mein Treckerfahrer und der institutseigene Trecker in den Unfall verwickelt waren, musste ich als Institutsleiter das gegenüber der Polizei abzeichnen. Genaue Protokolle waren wichtig, weil der Bund und damit das Institut ja nicht versichert waren, auch nicht für Verkehrsunfälle. Bei Versicherungsfällen zahlt der Bund selber, will dafür aber genaue Unterlagen über den Versicherungsfall. Die hatte ich nun vor mir liegen.

Ich las, daß Kocholsky zwar in Kapstadt in Südafrika eine offizielle Postadresse beim dortigen Hauptpostamt besaß, in Wirklichkeit aber in Kasane in Botswana wohnte.

*

Was ich nicht wusste, war, daß Andreas Kocholsky schon seit einigen Jahren nicht mehr in Kapstadt wohnte. Das Pflaster war ihm zu heiß geworden. Zu viele Feinde hatte er sich gemacht, und die Politik dort wurde immer unangenehmer, für Reiche, für Weiße, für Kriminelle. Er hatte sich deswegen ein schönes Safari-Hotel in Kasane im Norden von Botswana gekauft. Hier wohnte er auch.

Kasane war perfekt. Die nicht sonderlich große Stadt am Chobe-Fluss war das Eingangstor zum riesigen Chobe-Nationalpark. Hier gab es mehr Elefanten, Löwen, Flusspferde, Krokodile, Zebras, Giraffen und sonstige wilde Tiere Afrikas als sonstwo. Alle lebten in ihrer natürli-

chen Umwelt, ohne Zäune und Wilderer. Afrika pur. Der Krüger-Nationalpark sei gar nichts dagegen, schwärmten die Liebhaber von Chobe. Viele reiche Safari-Touristen kamen hierher, die noch das „Abenteuer Wildnis“ suchten, aber auf Luxus nicht verzichten wollten. Entsprechend hervorragend waren die Hotels, die Infrastruktur, die Flugverbindungen und die Versorgung mit Essen, Trinken und allem, was das Herz begehrt. Alles vom Feinsten natürlich, legal und illegal.

Für Kocholsky war Kasane auch deswegen bislang ein guter Ort gewesen, weil nur wenige Kilometer entfernt die Grenzen von Sambia, Zimbabwe und Namibia lagen, mit Grenzstationen oder einfachen „grünen Grenzen ohne Kontrolle“. Bei einer spontan notwendig werdenden Flucht konnte er so stets schnell ein anderes Land erreichen.

Die Umstände brachten es mit sich, daß Kocholsky weder Kasane noch sein Hotel so schnell wiedersehen würde. Die Polizei hatte bei Routineüberprüfungen wegen des Unfalls seine Fingerabdrücke überprüft und sie in ihrer Datenbank gefunden. Sie waren bei der Entführung von Johann Heinrich Reemtsma und bei einem Einbruch im Herrenhaus in Trenthorst vor Jahren gefunden worden. Nun wusste die Polizei, wem sie gehörten. So schnell würde sie Kocholsky nicht mehr aus den Fingern und außer Landes lassen.

*

Jens Lehmann, den ich bei einem Fest einmal in flagranti mit einer Sekretärin erwischt hatte, war Polizist. Ein glücklich verheirateter Polizist, der nur ab und zu gern ein bisschen Spaß hatte. Er sehr zuvorkommend, als ich ihn darum bat, mir mehr über den Fall Kocholsky mitzuteilen. Und das war wesentlich interessanter, als ich erwartet hatte. Er war nicht nur der Entführer von Reemtsma und der Einbrecher im Herrenhaus, sondern hatte auch ansonsten einiges auf dem

Kerbholz. Er wurde international gesucht, und reiste deswegen meistens unter falschem Namen.

Leider erfuhr ich aber nichts über Kocholskys Wissen über den Schatz. Den Brief und die Liste, die er mir gestohlen hatte, waren nicht bei ihm gefunden worden, zumindest erwähnte Jens nichts davon. Danach fragen konnte ich aus offensichtlichen Gründen nicht. Vielleicht waren die Papiere ja bei dem Unfall verbrannt. Schade, aber unwichtig. Ich wusste ja, was ihr Inhalt war.

Auch in Kocholskys Safari-Hotel in Kasane, in dem er seit nun schon fast vier Jahren wohnte, war nichts gefunden worden, was mit den Fällen in Deutschland in Verbindung gebracht werden konnte. Die botswanische Polizei hatte vor allem nach dem Lösegeld aus der Reemtsma-Entführung gesucht.

Erfolglos.

Nirgends war von goldenen Uhren oder dem Schatz in Trenthorst die Rede.

*

Kocholsky wurde nach einem halbjährigen Indizienprozess der Mittäterschaft an der Entführung von Reemtsma, einem Einbruch im Herrenhaus in Trenthorst und dem Überfall auf mich für schuldig erklärt.

Ich hatte kurz nach meinem Krankenhausaufenthalt beschlossen, doch Anzeige bei der Polizei gegen Kocholsky zu erstatten, jetzt, da er ins Visier der Staatsanwaltschaft gekommen war. Ich gab zu Protokoll, daß er meine Zehen verstümmelt hatte, verschwieg aber den wahren Grund für den Überfall, sondern erzählte was von Raubüberfall. Daß Kocholsky Geld von mir wollte. Das glaubte die Polizei. Was auch sonst. Auf den Schatz waren sie ja noch nicht gebracht worden. Vor mir würden sie nicht darauf hingewiesen werden und Kocholsky

schwieg offenbar eisern über die Gründe für seinen Einbruch vor vielen Jahren und den Überfall auf mich.

Er wurde zu fünfzehn Jahren Haft in Deutschland, in Hamburg, verurteilt. Die Sorge vor seinem erneuten Besuch war ich also bis zum Jahr 2016 erst einmal los. Das sollte reichen, um den Schatz zu finden und um zur Not, gemeinsam mit Claudia, selbst damit unterzutauchen.

Auch die Ermittlungsbehörden in Botswana hatten für die Aufklärung der kriminellen Machenschaften von Kocholsky nur ihre Pflicht getan, was nicht viel hieß. Ergebnis: nichts Besonderes.

Die Polizei in Botswana war chronisch unterbezahlt und polizeiliches Geschnüffel – besonders von ausländischen Staatsanwälten angeordnet – war bei ihr nicht beliebt und führte eher zu Nicht-Aktivität. In solchen Ländern verstanden es (einfluss-)reiche Leute wie Kocholsky selbst aus dem Gefängnis heraus, ihre Geheimnisse zu schützen. Geld war eben ein gutes Mittel, um die Polizei in Botswana auf seiner Seite zu haben. Und alle dort wussten, daß er nach seinem Gefängnisaufenthalt wieder König von Kasane sein würde, sobald er wieder auf freiem Fuß käme. Keiner würde riskieren wollen, dann auf seiner Liste zu stehen. Man wusste, daß so etwas sehr schmerzlich enden konnte.

Alles verständlich – es kam eben auf die Sichtweise an.

Kapitel 7: 2009

Freitag, 13. Februar 2009 - Dresden: Eugen Hoffmann gefunden

Nun hatte ich bereits Tage damit zugebracht, den Satz „Eugen Hoffmann aus Dresden ist mit dem Mädchen mit blauem ...“ zu vervollständigen. Eugen Hoffmann hatte ich im Netz gefunden. Der Dresdner Künstler war Kommunist und seine Kunst galt den Nazis als „entartet“.

Die Skulptur „Das Mädchen mit blauem ...“ gehörte zu seinen Werken, und dieses hieß vollständig „Das Mädchen mit blauem Haar“. Doch das brachte mich nicht wirklich weiter. Was, verdammt, sollte der Satz „Eugen Hoffmann aus Dresden ist mit dem Mädchen mit blauem Haar“ denn nun bedeuten? Was wollte Göring damit sagen? Was hatte das Mädels mit dem Schatz zu tun? Ich wusste es nicht. Vielleicht musste ich mir die Skulptur genauer anschauen, um darauf zu kommen.

Ich beschloss, nach Dresden ins Stadtmuseum zu fahren, wo diese Skulptur einmal gestanden hatte, bevor sie im Zweiten Weltkrieg Teil von Görings Sammlung „Entartete Kunst“ geworden war. Weitere Informationen hatte ich nicht recherchieren können. Ich musste zum letzten bekannten Ort, um es dort zu versuchen.

Um elf Uhr vormittags kam ich am Dresdener Hauptbahnhof an, der, nach Jahrzehnten des Verfalls, wieder ein stattliches Gebäude geworden war.

Die eineinhalb Kilometer zum Stadtmuseum ging ich zu Fuß. Die Sonne schien und ich hatte Lust, mir die Stadt anzuschauen. Es war das vierte oder fünfte Mal, daß ich seit der Wiedervereinigung hier war. Die Stadt hatte sich erheblich gemauert. Vieles war wundervoll renoviert und restauriert worden. Die Straßen waren voller Menschen.

Viele so jung, daß sie die DDR und die Wiedervereinigung wohl nur aus dem Geschichtsunterricht kannten.

Kurz vor zwölf stand ich vor dem Eingang des Museums. Es war nicht viel los. Ich kaufte mir eine Eintrittskarte und stöberte durch die Ausstellung. Besonders interessant fand ich sie nicht. Nicht mein Geschmack.

Als ich hier nicht fündig wurde, fragte ich eine der Aufseherinnen, ob es im Museum jemanden gebe, der mir etwas über Eugen Hoffmann erzählen könne.

Die stämmige Frau mit nicht blauen, aber roten Haaren antwortete mir freundlich: »Da habe ich einen guten Tipp für Sie: Es hat hier einmal einen Kurator namens Ernst Weiler gegeben. Der hat sich zu DDR-Zeiten besonders um Eugen Hoffmann gekümmert. Den müssten Sie mal fragen.«

Seit der Wiedervereinigung, bei der er seinen Posten als Kurator verloren hatte, sei er allerdings nicht mehr im Museum gewesen, setzte sie hinzu Er sei zu verbittert.

»Denken Sie denn, er würde meinem Besuch zustimmen, damit ich ihm einige Fragen stellen kann?«, fragte ich.

Sie nickte. »Er ist alt, aber nicht so alt, als daß er sich nicht über Besuch freuen würde. Vor allem, wenn dieser Besuch sich für Eugen Hoffmann interessiert.«

»Wissen Sie, wo er wohnt?«

»Na klar, ich besuche ihn häufiger. Sonst hat er ja niemanden mehr. – Er wohnt aber ziemlich weit draußen.«

Sie nannte mir die Adresse.

Ich nahm mir ein Taxi und fuhr hin. Es dauerte eine Stunde, bis wir ankamen. Unterwegs hatte ich sehen können, daß die Stadt mindestens zwei Gesichter hatte. Hier war ich nun in dem Teil, der bislang noch nicht renoviert worden war und ungepflegt, ärmlich und verfallend

aussah. Der Plattenbau, in dem Ernst Weiler wohnte, sah geradezu bemitleidenswert aus. Grau, mit vielen Feuchtigkeitsflecken, kaputten Fenster, Müll vor der Tür und im Treppenhaus. Ich schaute auf die Namen am Briefkasten und tatsächlich. Da war er: Ernst Weiler.

Eine Klingel suchte ich vergeblich. So ging ich einfach in den vermüllten Hausflur hinein. Der Putz an den vollgesprühten Wänden bröckelte, die Treppe war nicht mehr sicher, die Fenster waren verschmiert und wohl seit Jahren nicht mehr geputzt worden. Das hier war eine Absteige – im wahrsten Sinne des Wortes. Absteige der Menschen, die nach der Wiedervereinigung irgendwie den Zug verpasst hatten und hier auf irgendwas oder irgendwen warteten, was oder wer nie kommen würde. Tiefer konnte man nicht absteigen. Sie würden hier sterben. Sie waren die Verlierer.

Hier also wohnte Ernst Weiler.

Im vierten Stock fand ich endlich ein Schild mit seinem Namen an einer Tür.

Ich klopfte an.

Nichts.

Ich klopfte noch einmal.

»Wer ist da?« Eine weiche, ängstliche Stimme.

»Gerald Krahmann, ich möchte Sie etwas über Eugen Hoffmann fragen. Sie wissen schon, den Künstler.«

»Warten Sie!« Von innen wurde offenbar eine Vorhängekette von der Tür genommen. Ich hörte ein Klicken, als Weiler die Tür aufschloss und vorsichtig öffnete. Er spähte durch den Türspalt.

»Kann ich Ihr Gesicht sehen? ... und Ihren Ausweis?«

Ich holte meinen Ausweis aus meinem Portemonnaie und reichte ihn durch den Türschlitz.

»Woher kennen Sie meine Adresse und woher wissen Sie, daß ich etwas von Eugen Hoffmann weiß?«

»Eine Mitarbeiterin aus dem Stadtmuseum war so freundlich, mir Ihre Adresse und Kompetenz mitzuteilen. Sie sagt, daß Sie sie regelmäßig besucht.«

»Ach, Regine ... Die alte Plaudertasche ...«

Er öffnete die Tür und trat zur Seite, um mich eintreten zu lassen.

»Entschuldigen Sie, aber es ist so viel Gesindel im Haus. Da bin ich lieber vorsichtig. Man weiß ja nie.«

»Kann ich gut verstehen.« Ich lächelte freundlich.

Erich Weiler war wirklich alt, ich schätzte ihn auf über achtzig Jahre, aber das konnte auch täuschen. Sein schlecht rasiertes Gesicht war runzelig, er lief gebeugt, wirkte klapprig, einfach verbraucht.

»Hereinspaziert! – Kommen Sie in meine Küche. Da sitze ich am liebsten.« Er wies mit der Hand nach hinten.

Ich hatte tatsächlich etwas Angst. Der Flur sah so dunkel und „alt“ aus. Wie es wohl in seiner Küche aussah. Ob er verwahrloste? Ob womöglich sogar Ratten sich über vergammelte Vorräte hermachten. Ich schauderte.

Zu meiner Überraschung war die Wohnung sehr hell, sauber und freundlich eingerichtet, wenn auch nicht teuer. Auf dem Küchentisch stand eine kleine Vase mit ein paar Strohblumen, Kaffee dampfte in einer Tasse und das Radio lief. Leise klassische Musik füllte den Raum unaufdringlich.

Ernst Weiler bot mir einen Stuhl an seinem Küchentisch an. Ich bedankte und setzte mich.

»Mögen Sie auch einen Kaffee?«

»Gern.«

Er nahm eine weitere Tasse aus dem Küchenschrank und schenkte mir ein. Ich musste den Kaffee schwarz trinken, Zucker und Milch standen nicht auf dem Tisch und ich traute mich nicht, danach zu fragen. Vorsichtig, um mir nicht die Zunge zu verbrennen, nahm ich einen Schluck. Bitterer als gewohnt, aber lecker. Ich war überrascht. Ich nahm noch einen Schluck. Der Kaffee belebte meinen Körper.

»Warum interessieren Sie sich für Eugen Hoffmann?« Weiler sah mich mit wachen Augen an.

Ich beschloss, auf Umschweife zu verzichten. »Ich habe einen alten Brief bekommen, in dem steht ein unvollständiger Satz.«

»Ich liebe alte Dinge«, sagte er. »Was steht in dem Satz?«

»Da steht „Eugen Hoffmann aus Dresden ist mit dem Mädchen mit blauem ...“. Weiter geht er nicht, der Rest des Satzes steht auf einer anderen Seite, die ich leider nicht habe. Ich habe aber mittlerweile herausbekommen, daß es sich um eine Skulptur von Eugen Hoffmann mit dem Namen „Das Mädchen mit blauem Haar“ handelt. Aber ich verstehe nicht, was der ganze Satz bedeutet. Und da dachte ich, daß sie mir vielleicht helfen können?«

»Wofür ist das wichtig?«

»Der Satz muss eine Bedeutung haben. Reichsmarschall Göring hat ihn in einem Brief aufgeschrieben, den ich hinter einer Marmorplatte versteckt im Herrenhaus in Trenthorst gefunden habe. Das Gut Trenthorst liegt in Schleswig-Holstein, nicht weit von Hamburg entfernt und ist nun ein Bundesforschungsinstitut, und ich bin der Institutsleiter. Der Brief hat etwas mit Trenthorst zu tun, und ich würde gerne wissen, was. Aber, wie gesagt, der Brief und damit der Satz war nicht komplett.«

»Verstehe.«

»Wissen Sie, wie der vollständige Satz lauten könnte?« fragte ich hoffnungsvoll.

»Ich glaube, da muss ich Sie enttäuschen. Aber ich weiß eine Menge über die Skulptur, die dort erwähnt wird. Interessiert Sie das?«

»Auf alle Fälle.«

»Na, dann nehmen Sie noch einen Kaffee. Es könnte dauern.«

Ernst konnte gut erzählen. Sein geschichtliches Wissen und seine Kenntnisse über Eugen Hoffmann und dessen spannendes, schicksalhaftes Leben waren enorm.

Nach über einer Stunde wusste ich über alle Kunstwerke, die Eugen Hoffmann geschaffen hatte, Bescheid, bis ins kleinste Detail.

Natürlich kannte Erich auch die Skulptur von Eugen Hoffmann, „Das Mädchen mit blauem Haar“. Sie war zum Ende des Zweiten Weltkriegs von SS-Soldaten aus dem Museum gestohlen worden, zusammen mit vielen anderen Kunstwerken.

Er hatte es selbst erlebt, weil er schon damals, gerade einmal zwölf Jahre alt, Mitarbeiter im Museum gewesen war. Alle älteren Mitarbeiter waren entweder an der Front oder tot.

»So bin ich eben schon in sehr jungen Jahren von der Kunst, ja, wie soll ich sagen, infiziert worden. Und während der DDR-Zeit gehörte dann die eingehende Beschäftigung mit Eugen Hoffmann zu meinen Aufgaben als Kurator im Dresdener Stadtmuseum.«

»Und, haben Sie die Skulptur gesehen?«

»Das Mädchen mit blauem Haar?« Ernst guckte blicklos nach oben, als wollte er sich erinnern. »Ich habe ein Foto gesehen. Schön war das Mädchen nicht gerade.« Er nahm einen Schluck Kaffee. »Nein«, sagte er dann. »Die Skulptur wurde von den Nazis gestohlen und ist nicht wiederaufgetaucht. Sie gilt ja seit dem Zweiten Weltkrieg als verschollen. Wissen Sie, wie sie aussieht? – Ich zeige Ihnen das Bild.«



Er kramte in einer Schublade. »Hier, bitte.«

»Wirklich nicht hübsch, diese Statue«, bestätigte ich seine Bewertung und konnte insgeheim verstehen, daß man sie als entartet eingestuft hatte.

»Das ist ein Torso, keine Statue«, sagte Ernst. »Eine Statue zeigt eine komplette Figur.« Er lächelte. »Der Torso ist aus Ton und innen hohl. – So, nun habe ich Ihnen aber wirklich alles gesagt, was ich weiß.«

Ich fühlte mich wie betrunken von seiner Geschichte und stellte fest, daß Kaffee kalt geworden war. Aber das war unwichtig.

»Vielen Dank, Herr Weiler, Sie haben mir sehr geholfen. Auch wenn Sie nicht wissen, wie der Satz zu Ende geht, so habe ich nun doch eine bessere Vorstellung davon, was es für eine Statue ist.«

»Torso«, verbesserte der Experte lächelnd.

»Torso«, wiederholte ich und reichte Ernst die Hand. Hatte er tatsächlich Tränen in den Augen? Er schien sehr berührt darüber zu sein, daß endlich wieder jemand sein Wissen gewürdigt hatte.

Ich versprach, ihn zu informieren, sollte ich mehr über das Blauhaar-Mädchen herausbekommen. Auch er wollte sich umhören, aber Hoffnung konnte er mir nicht machen. Er kam nicht mehr viel rum.

Donnerstag, 23. April 2009 - Hamburg: Johann Heinrich Reemtsma erzählt

Johann Heinrich Reemtsma wusste etwas, da war ich mir sicher. Doch er war ein Mann, der sich rarmachte. Ich hatte mehrfach versucht, ihn zu einem Besuch in Trenthorst zu motivieren. Bisher vergeblich. Nun gut, dachte ich, wenn der Prophet nicht zum Berg kommt, muss es eben umgekehrt kehren.

Ich fuhr nach Hamburg zum von Reemtsma begründeten Institut für Sozialforschung und fragte mich bis zu Reemtsmas Sekretär durch.

Der hatte zum Glück ein offenes Ohr für mein Anliegen. Ich erzählte ihm, daß der Förderverein meines Instituts die Geschichte der Liegenschaft seit 1900 aufarbeiten wolle. Leider seien aus dieser Zeit nicht genügend Dokumente erhalten, um ein wirklich fundiertes Bild zu erhalten. Der Förderverein sei für ein Interview mit Reemtsma besonders an der Nazi-Zeit, dem Zweiten Weltkrieg und der Nachkriegszeit interessiert. Das war nicht einmal gelogen, wir hatten tatsächlich solch ein Projekt im Visier.

*

Mir war natürlich klar, daß Johann Heinrich erst nach dem Zweiten Weltkrieg geboren worden und damit selbst kein Zeitzeuge war. Aber ich hielt es für wahrscheinlich, daß er brauchbare Informationen von seinem Vater, anderen Familienangehörigen, Bekannten oder aus Dokumenten besaß.

Der Sekretär nickte. »Das klingt interessant. Ich werden Herrn Reemtsma darauf anzusprechen und mich wieder melden.«

Kurz danach erhielt ich eine Mail mit der Anfrage, welche Fragen ich denn stellen wolle. In Absprache mit dem Förderverein stellte ich eine Liste eher allgemeiner Fragen zusammen, geeignet, mit Hilfe der Antworten eine historische Studie anzufertigen.

Zu meinem zweiten – eher privaten – Interesse, etwas mehr über den Schatz von Trenthorst herauszubekommen, schwieg ich.

Zehn Tage lang musste ich auf Antwort warten. Dann kam die erlösende Nachricht: In drei Tagen, Punkt fünfzehn Uhr würde ich Reemtsma besuchen und interviewen dürfen.

*

Gut vorbereitet, saß ich zur rechten Zeit im Zug. Ich würde die richtigen Fragen stellen, zunächst einmal historisch, und die Antworten interessierten mich tatsächlich.

Was den Schatz betraf, so musste ich es drauf ankommen lassen. Ich hatte keine Ahnung, wie Reemtsma bei diesem Thema reagieren würde. Ich war aufgeregt und trommelte nervös mit den Fingerkuppen auf meinem rechten Knie herum, bis mich die Dame von gegenüber still anklagend ansah und ich mich zusammenriss.

Um dreizehn Uhr kam ich am wie immer überfüllten Hamburger Hauptbahnhof an. Es heißt, er sei der meistfrequentierte Bahnhof

Deutschlands und ich fragte mich oft, warum Terroristen ihn noch nicht ins Visier genommen hatten.

Bis zum Termin war noch Zeit. So ging ich zu Fuß die zweieinhalb Kilometer zum Institut für Sozialforschung im Stadtteil Rotherbaum. Mein neues iPhone 3G hatte eine Karten-App, die mir den Weg zeigte. Ich war begeistert von diesem modernen Schnickschnack.

Das Wetter war schön genug zum gemächlichen Schlendern. Hamburg, diese reiche Stadt, die im Zweiten Weltkrieg so viel Leid erfahren hatte, gefiel mir immer wieder neu. Ich genoss den Weg an der Außenalster entlang und konnte immer mal wieder meine Anspannung für ein paar Augenblicke vergessen.

Um vierzehn Uhr dreißig kam ich beim Institut an. Es war ein schlichtes Gebäude. Hier sollten über sechzig Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen sich mit Fragen der Gesellschaft und Gewalt auseinandersetzen. Hier gab es mehr Personal als in meinem Bundesforschungsinstitut. Reemtsma war eben wohlhabend und hatte mit seinem Erbe bereits 1984 dieses Institut gegründet, um sozialwissenschaftlich und zeitgeschichtlich unter anderem die Gewalt der Nazi-Zeit und besonders auch der Wehrmacht besser verstehen und die wissenschaftlich Diskussion darüber fördern zu können. Er wollte Gutes tun, das gefiel mir.

»Sorry, ich bin etwa früh dran«, sagte ich anstelle einer Begrüßung und streckte Reemtsmas Sekretär die Hand hin.

»Das macht nichts. Vielen Dank, daß Sie gekommen sind. Reemtsma freut sich auf das Gespräch.«

»Danke.«

»Setzen Sie sich noch einen Moment. Ich frage, ob es jetzt schon geht.«

Ich setze mich auf einen der antiken Stühle, die an der Wand aufgereiht waren, und wartete.

Nach wenigen Minuten kam er zurück, mit Reemtsma. Ich war überrascht, wie einfach und natürlich der eher kleine Mann war, der freundlich auf mich zukam. Gar nicht elitär oder eitel, einfach nur freundlich. Erleichtert erhob ich mich von meinem Stuhl.

»Herr Krahmann, schön, Sie hier begrüßen zu dürfen.« Er gab mir die Hand und zeigte mir den Weg in sein Büro.

»Kommen Sie, mögen Sie einen Kaffee?«

»Gerne, danke.«

Reemtsmas Büro war vielleicht dreißig Quadratmeter groß, ausgestattet mit ausladenden Fenstern, einer Sitzecke, mehreren Orientteppichen, einem großen Schreibtisch und vielen Regalen. Trotz der sicherlich wertvollen Teppiche eher schlicht und funktional. Das Büro eines Sozialwissenschaftlers eben. Auf dem Boden, dem Schreibtisch, in den Regalen und Schränken standen und lagen Bücher, Papiere und sonstige Schreibutensilien. Selbst die Stühle waren Ablageplatz für Papier. Hier wurde richtig gearbeitet und nicht nur geherrscht. Ich war angetan und fühlte mich wohl.

Reemtsma bot mir einen Platz in der Sitzecke an.

»Tut mir Leid für die Unordnung. Zurzeit haben wir ein wichtiges Projekt am Laufen, wofür viel gelesen und gesichtet werden muss.«

»Kein Problem.«

Reemtsma nahm mir gegenüber auf einer Couch Platz genommen. Sicher sein Stammplatz, so viele offene Bücher und lose Zettel wie dort lagen.

Der Sekretär stellte ein Tablett mit einer Kaffee-Thermoskanne, einem Teller mit Keksen, einer Zuckerdose, einem Milchkännchen sowie zwei großen Kaffeetassen mit Löffeln auf den Tisch.

»Darf ich Ihnen einschenken?«

»Sehr nett, danke.«

»Zucker und Milch nehmen Sie bitte selbst.« Sehr gerade und ruhig verließ er den Raum.

Ich nahm mir zwei Stück Würfelzucker, schenkte Milch in den Kaffee, rührte um und lehnte mich mit der Tasse in der Hand zurück. Reemtsma tat das gleiche.

»Ich habe Ihre Fragen gelesen. Wollen wir anfangen?«

»Nun«, ich hatte einen Frosch im Hals und musste mich räuspern. »Wie sie sicher wissen, bin ich der Institutsleiter auf der Liegenschaft in Trenthorst. Unser Förderverein möchte gerne eine Studie über die Geschichte der Liegenschaft im letzten Jahrhundert erstellen. Es gibt nicht viel Material, aber vielleicht können Sie uns etwas helfen.«

»Ich werde mich bemühen. Fangen Sie an!«

»Darf ich unser Gespräch aufnehmen?«

»Gerne. Ich möchte Sie vorher nur darum bitten, mir die Studie noch einmal zu zeigen, bevor Sie sie veröffentlichen. Ich möchte die Stellen freigeben, in denen ich zitiert oder erwähnt werde. Ich möchte nicht falsch interpretiert oder verstanden werden.«

»Selbstverständlich.«

Reemtsma legte mir einen Zettel und Stift auf den Tisch.

»Hier habe ich eine Verpflichtungserklärung, in der wir dieses vereinbaren. Mögen Sie sie unterschreiben? Keine Sorge, es ist kein Pferdefuß drin. Ich muss mich aber absichern, Sie verstehen.«

Ich war überrascht, verstand aber sein Anliegen. Er war eine wichtige Person, hatte einen guten Ruf zu verlieren und wir besprachen ein heikles Kapitel seiner Familiengeschichte.

Ich las die kurze Erklärung durch. Das klang nicht nach juristischen Fallstricken. Ich unterschrieb und reichte ihm den Zettel zurück.

»Danke. Nun können wir anfangen.«

Ich nahm mein iPhone aus der Tasche und legte es mit eingeschalteter Diktierfunktion auf den Tisch. Dann stellte ich die vorab vereinbarten Fragen über seine Familie, besonders über seinen Vater Philipp Fürchtegott, und über das, was seines Wissens in Trenthorst passiert war, als die Nazis an der Macht waren, im Krieg und in der Zeit danach.

*

Etwa eine Stunde später waren wir am Ende meiner Frageliste angekommen. Reemtsma war ein guter Erzähler. Er hatte präzise und wissend, zugleich nüchtern und unpersönlich geantwortet und ich hatte einen spannenden Einblick in alte Zeiten gewonnen, Zeiten, zu denen sich wohl niemand hätte vorstellen können, daß in Trenthorst einmal ein Bundesforschungsinstitut entstehen würde. Dafür war ich dankbar. Zu seiner Person und der Rolle seiner Familie hatte er sehr objektiv gewirkt, was aus Sicht der beabsichtigten Studie und für einen Sozialwissenschaftler korrekt war. Ich aber war auch am Menschen „Reemtsma“ interessiert, vom Schatz ganz zu schweigen. Aber wie sollte ich das jetzt hier unterbringen?

»Herr Reemtsma, vielen Dank für Ihre Antworten. Sie waren wirklich sehr informativ.«

»Bitte sehr, gern geschehen.«

Ich stellte die Diktier-App meines iPhones aus und steckte das Gerät wieder in die Tasche.

»Entschuldigen Sie bitte noch eine letzte Frage?«

»Nur zu.«

»Wann waren Sie das letzte Mal in Trenthorst?«

»Oh, das ist lange her. Als Junge war ich häufig dort, in den Sechziger Jahren. Danach nicht mehr. Ich verstand mich mit meiner Tante nicht

so gut. Die, die in der Villa am See wohnt. Und ich wurde zu alt für Sommerferien auf dem Lande.«

Ich lachte. »Und danach waren Sie nicht mehr dort?«

»Nein. Wie ich schon sagte. Es gab keinen Grund mehr hinzufahren.«

»Ich hatte Sie mehrmals zu einem Besuch nach Trenthorst eingeladen. Sie haben abgelehnt. Darf ich fragen wieso?«

»Ich habe keine guten Erinnerungen an Trenthorst. Privat, ich möchte nicht darüber reden. Ich habe mir gesagt, daß ich diesen Ort und die ganze Liegenschaft nicht wiedersehen will. Es hat nichts mit Ihrem Institut zu tun.«

»Ich verstehe.«

Reemtsma blickte auf die Uhr.

Ich musste es wagen. Das war jetzt meine vermutlich letzte Chance.

»Vielleicht doch noch eine letzte Nachfrage. Sagt ihnen der Name Eugen Hoffmann etwas oder „Das Mädchen mit blauem Haar“?«

Zu meiner Überraschung war Reemtsma nicht ungehalten, wirkte eher interessiert. Er lehnte sich zurück.

«Warum fragen Sie?«

»Ich habe einen alten Brief gefunden, in dem stand am Ende der Satz „Eugen Hoffmann aus Dresden ist mit dem Mädchen mit blauem ...“. Dann hörte der Satz auf, die nächste Seite fehlt aber. Ich dachte, vielleicht wüssten Sie, was er bedeutet und wie der Satz vollständig geht.«

»Sie wissen, daß es sich um einen Künstler aus Dresden handelt und daß das „Mädchen mit blauem Haar“ eine seiner Skulpturen ist?«, fragte Reemtsma.

»Ja, das habe ich herausbekommen. Mehr aber auch nicht.«

»Die Skulptur war in Trenthorst, in der Villa meiner Tante. Ich habe sie mitgenommen, als Erinnerung, als traurige und schreckliche Erinnerung.«

»Sie haben sie?« fragte ich ungläubig.

»Ich hatte sie«, korrigierte mich Reemtsma. »Ich habe sie schon bald einem Studienfreund aus Südkorea geschenkt. Es war eine hässliche Statue, aber mein Freund ...«

»Torso«, sagte ich.

»Wie bitte?«

»Egal, entschuldigen Sie. Im Museum in Dresden haben sie mir beigebracht, daß es ein Torso ist, also eine unvollständige Figur.«

»Verstehe.« Reemtsma lächelte.

»Also, mein koreanischer Freund mochte sie irgendwie und er freute sich, als ich sie ihm geschenkt habe. Verstanden habe ich es nicht, aber Koreaner sind nun mal anders.«

»Wissen Sie noch den Namen Ihres Studienfreundes?«

»Klar, Sang Mok Sohn, lebt in Südkorea, nicht weit von Seoul entfernt. Ist dort Professor an der Dankook-Universität, leicht zu finden. Ich habe aber keinen wirklichen Kontakt mehr zu ihm. Nur zu Weihnachten schreiben wir uns gegenseitig Postkarten.«

Ich schrieb mir den Namen des Professors und den seiner Universität auf und bedankte mich herzlichst für das nette und informative Gespräch.

»Nichts zu danken. Ich bringe Sie noch nach draußen.« Reemtsma erhob sich von seiner Couch.

Am liebsten wäre ich vor Freude durch das Foyer des Gebäudes gehüpft. Ich war ganz aufgewühlt. Ich hatte einen ernst zu nehmenden Hinweis auf den Verbleib der Skulptur. Und wenn ich sie erst einmal

gefunden hätte, würde ich auch hinter ihr Geheimnis kommen. Ich musste einfach.

Mittwoch, 10. Juni 2009 - Kasane: Uhrensuche

Die Zeit wurde allmählich knapp.

Seit fast sieben Jahre saß Kocholsky nun schon im Gefängnis, aber ich hatte die vier goldenen Uhren noch immer nicht gefunden. Sollte er vorzeitig aus der Haft entlassen werden – und mit so etwas war ja angesichts überfüllter Gefängnisse immer zu rechnen – würde die Suche nicht mehr so entspannt ablaufen können. Stattdessen würde ich wieder Angst um mein Leben haben müssen. Ich musste mich beeilen. Wie konnte ich nur einen Weg finden, um endlich an die verdammten Uhren zu kommen?!

Ich musste nach Botswana. Ich brauchte eine gute Ausrede, besonders für Claudia. Seit einigen Jahren wohnten wir mit unseren Kindern nun in Bad Oldesloe, nicht weit von Trenthorst entfernt. Alltag war für unsere Familie eingekehrt: Schule für die Kinder, Claudia zu Hause und in der Politik, ich Institutsleiter. Viel Zeit hatten wir miteinander nicht. Spontan lud ich sie ein, mit mir nach Botswana zu fahren, um Urlaub zu machen. Ich schwärmte ihr von der wilden afrikanischen Landschaft, den vielen Elefanten und anderen Tieren und den tollen Lodges vor.

Daß ich auch noch ganz andere Gedanken im Kopf hatte, war für Claudia nicht neu, aber nun doch überraschend. Sie war aber Feuer und Flamme, wieder einmal mit mir ins südliche Afrika zu fahren, wo wir vor mehreren Jahren schon einmal gewesen waren, um in Namibia ein Forschungsprojekt zu Klimawandel und Weidewirtschaft zu starten und zeitweise mit den Kindern dort Urlaub zu machen. Wir hatten dort unser Herz für dieses Land und seine Landschaften verloren: die Ruhe,

die Farben, die wenigen Menschen, die Wildnis und die Tiere. Fantastisch.

Claudia war seit Jahren nicht mehr rausgekommen, um alleine mit mir in Urlaub zu fahren. Nun noch einmal in diese Gegend, ohne Kinder, das war auch für Claudia verlockend. Die Kinder waren nun alt genug, um alleine zu Hause zu bleiben.

*

Ich buchte Flüge für uns beide, nach Windhoek, weil das der kürzeste Weg zum Zielort Kasane in Botswana war. Und trotzdem eine mehrtägige Fahrt. Afrika ist groß, Flughäfen sind selten.

Ich traute mich nicht, Claudia über meine wahren Gründe für die lange Fahrt nach Kasane aufzuklären. Ich befürchtete, daß sie Angst bekommen und versuchen würde, mich von meinem Vorhaben abzubringen. Ich wollte den Schatz, alleine schon, um ihn Kocholsky nicht zu gönnen. Claudia würde lieber darauf verzichten, bevor sie Angst um sich, unsere Kinder und mich haben müsste. Das wusste ich genau.

Verzwickelt. Hoffentlich ging das gut.

*

Seit drei Tagen war ich mit Claudia unterwegs, von Windhoek in Namibia nach Kasane in Botswana. Eintausend und vierhundert Kilometer waren zu bewältigen. Claudia fuhr gerne Auto, ein Glück. Ich konnte sie für die lange Fahrt nach Kasane begeistern. Es sollten ihre ersten Erfahrungen mit einem Geländewagen durch tiefen Busch Afrikas werden.

Ich hatte einen schweren Geländewagen gemietet, einen Toyota Land Cruiser, Dieselmotor, Doppeltank. Nach dem Einkauf für unsere vierwöchige Tour ruhten wir uns – in Vorbereitung auf die Fahrt nach Osten – noch eine Nacht lang in einem annehmbaren Hotel in Windhoek aus.

Am nächsten Morgen ging es dann los Richtung Botswana. Die ersten beiden Etappen waren Asphaltstraße, gut zu fahren, fast zu gut für unseren Geländewagen. Langweilig, und nicht gerade das, was ich Claudia schmackhaft gemacht hatte. Aber es sollte ja noch besser werden, tröstete ich sie.

Nach der ersten Etappe – schlappe sechshundert Kilometer – kamen wir am Nachmittag über die Grenze nach Botswana. Weitere hundert Kilometer und zwei Stunden Fahrt später erreichten wir Ghanzi, einen kleinen Ort im Norden der Kalahari in Botswana. Hier war Buschmann-Land: trocken, staubig, buschig, einsam. Wir suchten eine Möglichkeit für die Übernachtung, konnten aber keinen Hinweis auf ein Hotel finden. Aber wir fanden ein Hinweisschild für ein Busch-Camp, nicht weit entfernt, nur vierzig Kilometer Piste. Auf dem Hinweisschild stand, daß im Takadu Camp normalerweise Forscher wohnten, die Geparden und Leoparden in freier Wildbahn der Kalahari beobachteten. Klang doch interessant, fand ich. Claudia war nicht ganz so begeistert. Ein Hotelzimmer mit Dusche wäre ihr lieber gewesen. Kurz vor Sonnenuntergang kamen wir im Takadu Camp an. Es konnte nicht verfehlt werden, da nur eine Piste hinführte, wenn sie auch elendig lang war.

Gerade standen einige Zelte leer, es waren nur wenige Forscher da, und es gab Platz für uns. Asphalt ade, Afrika olé. Nun hatten wir das, was wir wollten. Afrika pur.

Zum Glück stellte Claudia fest, daß die Zelte hier durchaus gemütlich und attraktiv waren. Das unsere hatte eine Terrasse, einen festen Fußboden, ein Bett mit Heizdecken und einen Waschraum. Es war groß, geräumig und sauber. Wie ein Hotelzimmer, aber in freier Natur. Es war ein schöner erster Abend in der Wildnis Afrikas. Claudia war noch

nie hier gewesen; sie liebte es vom ersten Moment an. Das freute mich sehr.

Es war eine gute Gelegenheit, sie in meine wahren Absichten einzuweißen. Nach einem Abendessen aus der Dose, zubereitet über einem knisternden Lagerfeuer, bei mildem Wetter, unter einem traumhaften Sternenzelt, den vielen Geräuschen der Zikaden, Hyänen und sonstigen Tieren, einem – wenn auch warmen – Wein erzählte ich ihr vom Schatz, von meiner Suche und meinen Plänen hier in Botswana.

Hätte ich man lieber gelassen. Claudia war empört.

»Warum hast du mir das nicht vorhergesagt?« schimpfte sie mich aus, nachdem ich ihr eine halbe Stunde lang so kurz und knapp wie möglich alles erzählt hatte.

»Ich wollte dir keine Angst machen.« Verzweifelt versuchte ich, ihre Stimmung wieder zu kippen.

Zwecklos.

Claudia war sauer, der Wein wanderte ins Lagerfeuer, Claudia ins Zelt, ohne ein weiteres Wort. Das war schlimmer als ein Streit mit lauten Worten.

Eine halbe Stunde später folgte ich ihr, wie ein begossener Pudel. Claudia schlief schon. Ich erst Stunden später, den Kopf voll mit Gedanken.

Am nächsten Morgen, die Sonne war gerade aufgegangen, stand ich auf. Claudia schlief immer noch. Leise stand ich auf, aus Angst, sie zu wecken. Vor dem Zelt machte ich uns das Frühstück: einfach, auf dem Gaskocher gemachten heißen Tee, dazu Brot, Käse und Marmelade. Staub und Hitze des Tages kündigte sich schon an, aber noch war es frisch, und das herrliche Licht der aufgehenden Sonne fiel auf unseren kleinen Picknick-Platz unter dem Akazienbaum.

Ich hörte, wie Claudia im improvisierten aber schön hergerichteten Bad im Zelt duschte. Ich traute mich gar nicht, ihr zu begegnen.

Nach einer halben Stunde war alles fertig, genießbar auf einem einfachen Tisch, zwei Klappstühle davor, und einige Hornbill-Vögel, die auf ihren Anteil warteten, den sie stibitzen wollten. Ich war fertig und bewachte auf dem Klappstuhl sitzend das Frühstück und musste nur noch auf Claudia warten, die sich scheinbar Zeit ließ, mir wieder unter die Augen zu treten. Wie würde sie drauf sein. Wäre sie nun richtig stinkig? Würden wir wieder zurückfahren. Krise, Streit ...?

Claudia kam aus dem Zelt, ich geriet fast in Panik. Ein Hornbill auf dem Tisch. Ich wollte das Brot retten, und kippte mit dem Klappstuhl um. Zack, lag ich im Staub.

Claudia lachte.

Mein Herz ging auf.

Zusammen frühstückten wir. Kein Wort über den Abend vorher. Aber ich wusste, sie war nicht mehr sauer.

Nach dem Frühstück und Einpacken fuhren wir weiter, über Maun in Richtung Kasane, nur noch siebenhundert Kilometer, eine Hälfte davon Piste. Ein Klacks, nun, wo wieder alles gut war zwischen uns.

Auf der Fahrt saugte mir Claudia alles aus den Rippen, was ich wusste und was ich hier wirklich wollte. Sie war erstaunt, daß ich das alles vor ihr geheim gehalten hatte, ich konnte sie aber überzeugen, daß ich es nur gemacht hatte, um ihr keine Angst zu machen. Ich gestand ein, daß ich es eher hätte sagen müssen, vor der Reise, aber es war in Ordnung. Schwamm drüber.

Nun wollten wir es zusammen durchziehen. Ich war so erleichtert, daß ich auf der Fahrt über den Schatz, meine vergeblichen Versuche, ihn zu finden, Kocholsky und so weiterredete. Endlich hatte ich jemanden, mit dem ich darüber sprechen konnte. Auf einmal war es ganz leicht. Es kam wie ein Wasserfall heraus. Warum hatte ich nur so lange gewartet?

Kocholsky machte ihr Angst, und mir auch. Gut, daß er im Knast saß.

Wenn ich gewusst hätte, was für ein perverser, kaltherziger und grauenhafter Mörder Kocholsky war, hätte ich sicher alles getan, um mich nicht mit ihm anzulegen. Aber das wusste ich nicht. Meine Erfahrung mit ihm in Trenthorst und auch die Entführung von Reemtsma waren zwar nicht angenehm, aber längst nicht so gewalttätig gewesen wie das, wozu Kocholsky imstande war und was viele seiner anderen Opfer – oder deren Angehörigen – hatten erleiden müssen. Auch die Polizei war ihm so weit nicht auf die Schliche gekommen. Ich ging also damals von einem ganz normalen Kriminellen aus, dem ich schon beikommen konnte. Wie blauäugig ich doch war ...

Nach einer kalten Nacht und einem warmen Frühstück fuhren wir weiter nach Maun, eine Kleinstadt im Norden von Botswana und erreichten das berühmte Eingangstor für Reisen ins Okavango-Delta mit seinen vielen wilden Tieren, darunter den „big five“, dazu traumhafte Wasser- und Sumpflandschaften. Maun war auch die letzte, westlich gelegene Stadt auf dem Weg in den mehrere Millionen Hektar großen Moremi- und Chobe Nationalpark, mit seinen Mopane-Wäldern, Schirmakazien und riesigen Graslandschaften. Hier gab es mehr Elefanten, Flusspferde, Löwen, Leoparden, Giraffen, Zebras, Büffel, Antilopen, Garzellen und andere Wildtiere als irgendwo sonst wo Afrika. Hier lebten sie noch in freier Wildbahn, der Mensch war Gast bei ihnen und nicht umgekehrt.

Über die erst seit einigen Jahren zwischen Ghanzi und Maun existierende – langweilige – Asphaltstraße erreichten wir die Stadt bereits am frühen Nachmittag und suchten uns ein nettes Hotel. Hier war alles auf den Safari-Tourismus ins Okavango und den Moremi Nationalpark ausgerichtet. Hier gab es das, was das Abenteuer-Herz beehrte, und wir genossen das geschäftige Leben in dieser wuseligen, wenn auch kleinen und verstaubten Stadt.

Am dritten Tag unserer Reise erwies sich unser Geländewagen endlich als unverzichtbar. Wir fuhren morgens bei Sonnenaufgang los, kamen

um sechs Uhr am Gate zum Chobe-Nationalpark an und fuhren dreihundertfünfzig Kilometer quer durch den riesigen Park nach Kasane auf der anderen Seite. Wir nutzten GPS, fuhren über tiefsandige Pisten, durch trockene und weniger trockene Flüsse, an vielen Springböcken, Elefanten, Giraffen, Zebras und Büffeln vorbei. Wir wechselten uns beim Fahren ab, es machte uns beiden Spaß. Wir kamen am späten Nachmittag, kurz vor Sonnenuntergang um etwas siebzehn Uhr, am nordöstlichen Gate des Nationalparks in der Nähe von Kasane an. Wir waren gut durchgeschüttelt worden, verschwitzt und staubverschmutzt. Es war eine abenteuerliche, wunderschöne aber auch anstrengende Fahrt gewesen. Nun freuten wir uns auf eine Dusche, ein gutes Abendessen und ein bequemes Bett.

Ich hatte uns ein Zimmer im herrlichen Chobe Safari Lodge gemietet. Die Unterkunft war eine der ursprünglichen Lodges der Kleinstadt, noch aus den Anfängen des Safari-Tourismus in Kasane. Ich war bereits zum zweiten Mal hier. Ich hatte Claudia davon vorgeschwärmt und sie hatte die Lodge unbedingt selbst einmal sehen wollen. So war es mir leichtgefallen, sie zu überreden, hierherfahren, auch ohne meine wahren Absichten zu kennen. Der Inhaber der Lodge war Andreas Kocholsky. Der aber war im Knast. Gott sei Dank!

*

»Es ist herrlich hier«, sagte Claudia und gab mir einen Kuss.

Ich grinste. Es war doch immer schön, seine Frau zufriedenstellen zu können.

»Jetzt erzähl mir das noch mal mit den Uhren«, bat sie. »Du denkst, sie sind hier?«

Sie gab mir noch einen Kuss. Offenbar war sie in zärtlicher Stimmung. Ich bekam rote Ohren, weil ich mich plötzlich so schämte, daß ich meine eigene Frau belogen hatte. So erzählte ich ihr, daß Kocholsky

die Uhren bei seinem Einbruch 1996 ins Herrenhaus gestohlen hatte und ich vermutete, daß sie irgendwo hier versteckt waren. Hoffentlich, sonst wüsste ich nicht, wo ich suchen sollte.

Ich hatte uns ein Rondavel gemietet, eine dieser herrlich eingerichteten Rundhütten der Lodge, alleine gelegen und im ländlichen Stil Afrikas eingerichtet. Das Bett war auf Basis eines künstlerisch verzierten Metallgestells gebaut, mit einem Moskitonetz darüber, das Bad war mit Natursteinen gepflastert, es gab Wasserleitungen aus verschnörkeltem Kupferrohr, ein kleines Emaille-Waschbecken, alles sauber und mit Blumen und Kunstwerken geschmückt. Der Fußboden aus Holzdielen, darauf ein Teppich aus stark gemusterten rot-braunschwarz-weißen Rinderfellen – so sahen die lokale Guini-Rassen aus. An den Rundwänden hingen kleine Bilder mit Tieren und Savanne, die zwei Fenster waren mit Gardinen mit Tiermotiven verhängt und das Runddach bestand aus Baumstämmen, die mit Stroh gedeckt waren, von innen sichtbar. Die Rondavel-Hütten standen direkt am Fluss, abgeschieden von den anderen Gebäuden der Lodge. Das Wasser konnten wir plätschern hören, genauso wie die leise grunzenden Flusspferde im Hintergrund. In keiner Weise bedrohlich, eher heimelig.

Wir bereiteten uns auf das Abendessen vor. Ich hatte schon geduscht, Claudia brauchte aber noch etwas und ich ging schon mal vor. Ich war auf Entdeckungstrieb und konnte mich schon mal etwas auf dem Gelände umschauen.

Nach einem kleinen Spaziergang über das Gelände wartete ich mit einem Gin Tonic mit Limone und Eis an einem etwas abseits gelegenen Tisch auf der Terrasse, schaute auf den Chobe-Fluss hinaus. Ein mildes Lüftchen umwehte meinen Kopf.

In den Schatten spendenden Bäumen um mich herum tummelten sich Meerkatzen, die hier weit verbreitete, diebische Affenart, die stets darauf aus war, etwas von den Tischen zu stehlen. Die Affenwächter der Lodge hatten ihre liebe Mühe damit, sie in Schach zu halten. Eine kurze Unaufmerksamkeit und schon war eine Meerkatze vom Baum gesprungen, auf den Tisch geklettert, hatte die Beute gegriffen, eine

Zuckertüte – oder mehrere, einen Keks – oder mehrere, ein paar Erdnüsse, und, „Husch, Husch“, war sie wieder im Baum verschwunden. In sicherer Entfernung beobachtete sie dann, an ihrer Beute knabbernd, den Affenwächter, der nun schimpfend und mit einem Stock wedelnd herbeieilte.

Die Gäste liebten den Schatten, das Töten der Affen war per Gesetz verboten und außerdem war es ein Riesenspaß für die Zuschauer. Ich lachte und nahm noch einen Schluck Gin Tonic.

Den Blick auf den Fluss gerichtet, sah ich, wie die Sonne rotglühend unterging. Große und kleine Boote fuhren auf dem Fluss hin und her und viele Wasservögel flogen zu ihren Nachtquartieren. In der Nähe hörte ich Flusspferde grunzen, die sich zu Hunderten im Fluss tummelten, und Elefanten trompeten, die in einiger Entfernung im riesigen Sedudu-Sumpf des Chobe-Flusses spielten und fraßen.

Einen Moment lang bedauerte ich es, daß es diese Uhren gab. Das Leben konnte so schön sein. Wieso gab ich mich nicht einfach zufrieden. Ich hatte eine liebe und schöne Frau, einen wichtigen Job und genug Geld, um eine Reise wie diese zu machen. Wozu brauchte ich noch mehr?

Es musste wohl an meiner wissenschaftlichen Neigung liegen, den Dingen auf den Grund zu gehen. So saß ich also hier an einem der für mich schönsten Plätze der Welt und grübelte über meine nächsten Schritte nach.

*

Seit über vierzig Jahren trage und liebe ich taschenreiche Westen Marke „kanadischer Holzfäller“. Für mich gibt es keine praktischeren Kleidungsstücke. An diesem Abend würde mir meine Lieblingsweste, ein abgetragenes, olivgrünes Modell, noch gute Dienste leisten. In ih-

ren Taschen hatte ich verstaut, was ich brauchte, um mir die nun praktischerweise leerstehende Wohnung von Kocholsky genauer anschauen.

Er hatte ein altes Flussschiff, das nun auf dem Trockenen lag, als Wohnung herrichten lassen. Es lag abseits, zwischen Schilf und Sträuchern, recht eingewachsen, aber nicht weit von unserem Rondavel entfernt.

Auf meinem Weg zur Terrasse hatte ich noch einmal einen Blick darauf geworfen. Das alte Schiff wirkte verwahrlost. Der Steg war zugewachsen und einige Planken hatten sich gelöst, die Eingangstür zur Wohnung stand leicht offen. Sicher hatten die Affen schon darin gehaust. Es war kein Mensch zu sehen, auch kein Licht oder sonstiges Zeichen der Benutzung.

Seit Kocholskys „Abwesenheit“ wurde sein Domizil scheinbar nicht mehr benutzt und auch nicht gepflegt, geschweige bewacht. Er würde toben, wenn er es irgendwann erfahren würde. Ich sah auf die Uhr. Mein Magen knurrte. Hoffentlich würde Claudia bald kommen. Nachts, wenn alle schliefen, würde ich noch einmal ins Wohnboot hineinschauen. Das musste Claudia erst mal nicht wissen, sie sollte keine Angst bekommen. Ich würde mich rausschleichen, und sollte man mich erwischen, würde ich mich mit Abenteuerlust und Neugier herausreden.

Ich sah, wie Claudia angeschlendert kam, frisch geduscht und hoffentlich hungrig: auf Abendessen und Abenteuer.

*

Wir genossen unser Abendessen auf der Terrasse beim Licht des vollen Mondes und in lauer Luft aus vollen Zügen. Die Moskitos hielten sich zurück und Claudia lachte lauthals über die Affen. Doch wir waren erschöpft von der langen Fahrt, gingen früh zu Bett und waren im Nu eingeschlafen.

Meine Nacht war kurz. Ich hatte mir den Wecker an meiner Armbanduhr auf halb fünf Uhr gestellt. Nun vibrierte sie leicht an meinem Arm. Ich warf einen Blick auf meine Frau. Sie hatte die Augen geschlossen, ihr Atem ging tief und gleichmäßig. Sie hatte oft Schwierigkeiten einzuschlafen, aber um diese Zeit schlief sie gewöhnlich tief wie nur was. Die Sonne war noch nicht zu sehen, nur ein leichter Rotschimmer zeigte sich durchs Fenster. Der Vollmond verschwand langsam am Horizont. In einer Stunde sollte die Sonne aufgehen. Zeit genug, um das Boot einmal zu besuchen.

Ich schlüpfte in meine Kleidung, ging leise aus dem Rondavel, schlich zum Boot und dankte insgeheim dem Mond für die freundliche Ausleuchtung der Szenerie. Ich schaute mich um. Niemand zu sehen. Also kletterte ich das Hausboot hoch und durch die Tür in das ehemalige Führerhaus, das Kocholsky vor seiner Haft als Wohnung genutzt haben musste. Hier wohnten nach Aussage des Kellners, als ich ihn beim Abendessen danach fragte, die Herren der Lodge, einfach aber stilvoll. Kein anderer würde sich trauen dort zu wohnen oder es anders zu nutzen.

Die Wohnung auf dem Hausboot war wirklich klein. Ich wunderte mich schon, warum die scheinbar reichen Eigentümer der Lodge sich mit diesem Hausboot zufriedengaben, auch wenn es sicher seinen Charme hatte, was ich nicht leugnen konnte. Trotzdem, nach meinem Geschmack es war zu spartanisch und zu klein.

Ich schätzte, daß die Einraumwohnung vielleicht fünfunddreißig Quadratmeter groß war. An einer Seite stand ein schmales Bett, davor ein Tisch mit einem Stuhl, ein Schrank. Das war es, sonst nichts. Kocholsky legte scheinbar keinen Wert auf Wohnluxus.

Die Fenster kaputt, Müll und Staub auf dem Boden, dem Tisch und den Regalen. Scheinbar hatten Affen hier gehaust. Sichtbar war, daß hier seit Jahren niemand mehr wohnte oder aufgeräumt hatte.

Ich ging zum Bett, auf dem eine alte und nun dreckige Matratze lag.

Affenscheiße, dachte ich angeekelt. Ich konnte sie mehr riechen als sehen. Vorsichtig hob ich die Matratze hoch, eine Schlange könnte sich leicht darunter verbergen. Oder ein Affe. Unter der Matratze war jedoch nur ein Metallrost, sonst nichts. Schnell ließ ich die Matratze wieder sinken.

Die Schranktüren standen offen. Der Schrank war leer.

An seine Seitenwand hatte jemand ein Foto geheftet. Ich ging näher hin, um mehr erkennen zu können. Das vergilbte Bild zeigte, klar zu erkennen, Andreas Kocholsky in jünger.

Er stand in Safarikleidung vor einem riesigen Baobab-Baum, im Hintergrund die Flusslandschaft des Chobe.

Offenbar eine Ausflugserinnerung. Ich nahm das Foto vom Schrank ab, wenn ich auch nicht recht wusste wozu, und steckte es in eine meiner großen Westentaschen.

Dann verließ ich das Boot wieder und ging – erleichtert, daß niemand mich gesehen hatte – zu meiner immer noch schlafenden Frau zurück ins Bett. Claudia regte sich nur kurz, als ich reinschlüpfte. Auch ich schlief schnell wieder ein.

*

Als ich wieder aufwachte, stand die Sonne am Himmel. Meine Uhr zeigte auf acht. Ich hörte Claudia im Bad rummachen. Zeit zum Aufstehen, auch wenn ich noch müde war. Aber hier war frühes Aufstehen üblich und das Frühstück schnell gegessen – hoffentlich nicht allein von den Affen, die ich bei einem Blick durchs Fenster schon über Stock und Stein in Richtung Restaurant laufen sah. Laut waren sie, und scheinbar ebenfalls hungrig. Es würde wohl ein unterhaltsames Frühstück werden, vermutete ich angesichts dessen leicht schmunzelnd. Afrika eben.

Nach dem Frühstück zeigte ich Claudia das Foto, daß ich in der Nacht vom Hausboot hatte mitgehen lassen. Sie nahm es in die Hand und betrachtete es.

»Das ist Kocholsky, oder?«

»Ja. Es muss hier irgendwo am Chobe-Fluss aufgenommen worden sein. Wahrscheinlich als Erinnerung an einen Ausflug.«

Claudia schaute sich das Foto genauer an.

»Schau mal!«, sie hielt es mir hin. »Er hat drei Taschenuhren in seine Hand, die hängen da an ihren Ketten runter.«

»Was? Zeig her!« Ich nahm ihr das Foto wieder aus der Hand.

Tatsächlich.

Obwohl die Aufnahme vergilbt und nicht besonders scharf war, waren bei genauem Hinsehen die drei Taschenuhren zu erkennen. Klein aber eindeutig. Kocholsky hielt sie so vor sich, daß sie offenbar gesehen werden sollten. Wie Trophäen.

»Das müssen die Uhren sein, die wir suchen«, vermutete ich. »Warum hat er die Uhren dabei und hat sie so eindeutig in der Hand?«

»Vielleicht ist das ja gar kein Bild von einem Ausflug?«, stieg Claudia in das Rätsel ein. »Vielleicht ist es ja nur eine Erinnerung, wo er die Uhren versteckt hat.«

»Kann sein«, antworte ich, nicht sehr überzeugt. »Er hat doch vier Uhren, warum aber hier dann nur drei?« ergänzte ich verwirrt.

»Stimmt.«

»Vielleicht hat Kocholsky gelogen und er hat nur drei, oder eine fehlt auf dem Bild.«

»Ob er sie hier beim Baobab versteckt hat?«

»Könnte sein, warum sollte er sonst so ein Bild machen?«

»Drei oder vier«, sagte Claudia in ihrer pragmatischen aber skeptischen Art. »Ist doch egal. Wir werden weder die drei noch die vier finden. Wir wissen ja nicht, wo dieser Baobab steht.«

»Wir suchen ihn«, schlug ich vor. »Er muss ja am Ufer eines Flusses stehen. Ich bin ziemlich sicher, daß es der Chobe ist. Und schau mal, die dicken Äste sehen lustig aus, so wie sie aus dem Stamm herausgewachsen sind: wie Elefantenrüssel. So was habe ich sonst noch nie gesehen. Den Baobab sollten wir also vergleichsweise leicht erkennen können.«

»Hm«, sagte Claudia. Und das konnte alles oder nichts bedeuten. Weil nicht mehr kam, war die Entscheidung gefällt: Wir würden den Baobab suchen. Vielleicht waren die Uhren ja dort tatsächlich.

*

Am Nachmittag desselben Tages fahren wir los. Es gab viele Baobabs, auch viele wirklich große. So große, wie sie auf dem Foto zu sehen waren. Wann immer wir einen großen entdeckten, verglichen wir ihn mit dem auf dem Foto. – Ohne Erfolg.

Am nächsten Tag fahren wir wieder los. Wir hatten am Tag zuvor erst einen kleinen Teil abgefahren.

Das gleiche Ergebnis: viele Baobabs, keine Uhren. Enttäuscht und müde fahren wir abends das zweite Mal wieder aus dem Park heraus. Uns wurde klar: Der Park war einfach zu groß, um ohne konkrete Hinweise herumzufahren und zu hoffen, zufällig den Baobab zu finden, der auf dem Bild zu erkennen war. So konnten wir noch wochenlang suchen, und dann wohl auch ohne Erfolg.

Abends saßen wir an der Bar der Chobe-Safari-Lodge, als die letzten Gäste, frustriert und in Gedanken versunken. Beide hatten wir einen Gin Tonic vor uns stehen, nicht den ersten.

Der Barkeeper betrachtete uns nachdenklich.

»Was ist los, Bwanas. Sie machen keinen zufriedenen Eindruck. Ist etwas passiert? Schmeckt der Gin Tonic nicht?«

»Der Gin Tonic ist okay, aber Sie haben Recht, wir sind gar nicht zufrieden«, antwortete ich, halb betrunken und auch müde. »Liegt aber nicht an Ihnen. Wir suchen im Park einen besonderen Baum und können ihn einfach nicht finden.«

»Einen besonderen Baum? Was für einen Baum meinen Sie?«

»Einen wunderschönen Baobab«, antwortete ich und war nicht sicher, ob ich sprach oder lallte. »Haben ihn auf einem Foto gesehen, das wir gefunden haben.«

Claudia stieß mich in die Seite. »Verrate nicht zu viel!«, zischte sie. »Auf dem Foto ist doch Kocholsky, und der hat hier keinen guten Ruf.«

Sie stieg in das Gespräch ein, nicht ganz so betrunken wie ich.

„Ich bin Claudia“, sagte sie zum Barmann. „Wie heißen Sie?“

„Luan“, sagte er und lächelte zurück.

»Arbeiten Sie schon lange hier?«

»Nein, Madame, erst seit einem Jahr.« antwortete er. Selten wurde er Persönliches gefragt. »Vorher war ich aber Ranger hier im Chobe, aber ich hatte einen Unfall und seitdem bin ich hier in der Bar. Ist auch gute Arbeit.«

Claudia nahm mir das Foto aus der Hand und zeigte es Luan.

»Sehr interessant. Kennen Sie diesen Mann?«, fragte sie.

»Tut mir leid«, antwortete Juan.

Claudia schaute mich vielsagend an. Er kannte Kocholsky also nicht, aber den Chobe Nationalpark. Das war ja ein glücklicher Zufall und vielleicht eine Chance, doch noch den Baobab zu finden.

»Wissen Sie, wo dieser Baobab steht?«

»Ich kenne viele Baobabs im Chobe«, antwortete er mit einem stolzen und allwissenden Gesicht.

Luan blickte lange auf das Foto.

»Klar kenne ich den Baobab«, antworte er schließlich.

»Sind Sie sicher?« fragte ich. »Die sehen doch eigentlich alle gleich aus.«

»Aber klar, kein Zweifel. Ich kenne den Baum. Es ist einer der größten, die am Chobe stehen, nicht leicht zu finden, weit ab von den Pisten.«

»Können Sie uns zeigen, wo er steht?«, fragte Claudia.

»Schon«, der Barkeeper machte die internationale Pinke-Pinke-Bewegung mit den aneinander reibenden Fingern. »Kostet aber etwas. Sie wissen schon: Nichts ist umsonst in Afrika, am allerwenigsten Informationen.«

Das war also wieder ein Versuch, an ein gutes Trinkgeld zu kommen, dachte ich widerwillig. Hoffentlich waren es nicht bloß leere Versprechungen, daß er angeblich wusste, wo dieser Baobab stand. Ich sah schon Geld aus dem Fenster fliegen, wie so häufig in Afrika.

»Reichen hundert Dollar für diese Information?« fragte ich und kam mir großzügig vor.

»Zweihundert! Hundert jetzt, hundert, wenn Sie den Baum gefunden und ein Foto gemacht haben.« Luan wusste, wie man Geschäfte mit Weißen machte. Einfach hundert Prozent auf ein Angebot drauf. Weiße zahlten alles, wollten aber Sicherheiten.

»Abgemacht!«, antwortete Claudia und gab ihm aus ihrem Portemonnaie einen Hundert-Dollar-Schein.

Ich zog aus meiner dafür zuständigen Westentasche die Karte vom Chobe Riverfront Nationalpark und legte sie auf die Tresen. »Wo finden wir den Baum?«

Er schaute sich die Karte lange schweigend an. Dann nickte er.

»Habe ich doch gesagt. Ich kenne den Baobab auf dem Foto. Sehen Sie, er hat drei dicke Äste, die alle wie Elefantenrüssel aussehen. Er heißt deswegen auch der „Elefantenrüssel-Baobab“.«

Er grinste und überraschte uns.

»Alle großen und besonderen Baobabs sind mit GPS leicht zu finden. Die GPS-Daten haben wir als Ranger bekommen. Damit finden sie jeden Baobab ohne Probleme.«

Er zog unter dem Tresen ein kleines Büchlein hervor, voll mit GPS-Koordinaten des Chobe Nationalparks, wie ich schnell erkennen konnte. Darin blätterte er etwas herum, fand den Baobab scheinbar, und schrieb uns die Koordinaten auf. Er grinste wieder, wie ein Schlaufuchs.

So einfach, dachte ich bei mir. GPS! Nichts mit „Fährten lesen“ oder „altes und geheimes afrikanisches Wissen“. Moderne Technik! Ganz einfach, wenn man die Koordinaten hat. Diese Erkenntnis hatte mich bereits hundert Dollar gekostet. Und noch einmal hundert, wenn die Koordinaten stimmten, woran ich nun keine Zweifel mehr hatte.

»Ich liebe GPS. Viel einfacher, damit was im Busch zu finden«, erwähnte Luan noch. »Sie haben doch sicher ein Gerät dabei?«

Ich nickte.

»Ich zeige Ihnen auf ihrer Karte, wo er ungefähr stehen muss.«

Nachdem er den „Elefantenrüssel-Baobab“ mit Hilfe der GPS-Koordinaten auf meiner Karte gefunden hatte, schrieb er noch die GPS hinzu.

»Die GPS sind nicht immer ganz genau, aber damit sind die Baobabs trotzdem immer zu finden. Dieser hier steht am Ende vom Riverfront.

Man kommt am besten über das Ngoma Gate hin. Sind dann noch rund zwanzig Kilometer. Dort kommen normalerweise keine Touristen hin. Gibt nicht genug Elefanten zu sehen, dichtes Gebüsch, und die Strecke ist schwer zu fahren – zu sandig und die Piste ist sehr kaputt: viele tiefe Löcher und ausgewaschene Regenwasserrinnen. Ein Teil geht am Ufer entlang, ist lange Zeit im Jahr überflutet. Dann muss man durch den Busch, nicht leicht. Stecken zu bleiben ist gefährlich.«

*

Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang fuhren wir über das Ngoma Gate in den Park hinein.

Um sechs, zur Öffnungszeit, waren wir am Gate, als die einzigen, die aus dieser Richtung in den Park wollten. Es war eindeutig der unattraktivere Teil. Auch das Gate-Personal war eher überrascht, uns zu sehen und einzulassen. Fragen stellte man aber nicht.

Die Piste runter zum Chobe-Fluss war wie angekündigt. Zwanzig Kilometer können gewaltig lang sein. Hier war das der Fall. Es ging nur sehr langsam voran. Die Reifen drehten immer wieder durch und häufiger dachte ich, wir würden steckenbleiben. Zum Glück lag unser Geländewagen hoch genug und die Reifen hatten einen guten Griff: „Sand-grip“. Wir hatten die Gefahr des Festfahrens im Auge – Schaufeln, Reifenpumpen, Bleche und auch genug Diesel und Trinkwasser hatten wir dabei – aber keinerlei Lust darauf, den Wagen auszugraben. Ohne unser klares Ziel und die Beschreibung von Luan wären wir hier nie langgefahren. Die Mopane-Sträucher und der Sand machten den Weg völlig unattraktiv für uns. Die tiefen Löcher und Erosionsrinnen behinderten uns. Ohne ein gutes Auto, mutiges Fahren und Vertrauen, wieder rauszukommen, würde es nicht gehen.

Aber alles ging glatt. Als wir den Chobe-Fluss erreichten, hatten wir auf der Strecke schon einige große Baobabs gesehen. Den „Elefantenrüssel-Baobab“ sahen wir nicht. Der Baum, den wir suchten, musste außerdem am Ufer stehen. Hier gab es leider besonders viele. Etliche davon waren groß und stark beschädigt. Die Elefanten schubberten sich an den Bäumen und schälten die Rinde, wenn das Wasser im Fluss knapp wurde. Aber Baobabs waren dafür gemacht. Die Karte und das GPS-Gerät zeigten uns den Weg zum Baobab auf dem Foto.

Würde wir die Uhren dort wirklich finden?!

*

Kurz nach neun Uhr waren wir dem Punkt auf der Karte beträchtlich nähergekommen. Laut GPS fehlten uns nur noch drei Kilometer. Sandpiste und schwieriges Gelände am Flussufer entlang, aber in einer halben Stunde war das durchaus machbar.

Zu unserer Überraschung tauchte bereits nach einem Kilometer vor uns am Ufer ein riesiger, alleinstehender Baobab auf. Er war wirklich mächtig, durch Elefanten zwar stark beschädigt, dennoch ragte er stolz und erhaben in den Himmel. Das könnte der Baobab auf dem Foto sein, auch wenn er uns jetzt noch viel größer und beeindruckender erschien. Und er hatte drei Äste am unteren Stamm, die wie Elefantenrüssel aussahen. Er musste es sein. Ja, wir hatten ihn gefunden.

Wir hielten an und sahen uns um. Hier war lange kein Auto vorbeikommen, keine Autospuren oder Müll, die davon zeugten, daß dieser Platz überhaupt besucht wurde.

Claudia und ich stiegen aus. Den Motor des Geländewagens ließen wir lieber laufen. Nicht auszudenken, wenn er nicht wieder startete. Das konnte hier den Tod bedeuten.

Wir liefen um den Baobab herum. Er mochte wohl zwanzig Meter Umfang haben. Wie üblich zu dieser Jahreszeit hatten die meterdicken elefantenrüsselartigen Äste nur wenige Blätter.

Der Baum wirkte so, wie die Sagen aus Botswana den Baobab beschreiben. Wie ein von einem Riesen oder von Gott ausgerissener Baum, der umgekehrt und mit den Wurzeln nach oben wieder in den Boden gerammt worden war.

»Ob wir hier wirklich die Uhren finden?« fragte Claudia. Ihr Blick war mehr als skeptisch.

»Aufgeben können wir immer noch«, sagte ich, »jetzt lass uns suchen ...!«

Claudia ging links, ich rechts um den Baum herum. Er hatte viele Höhlen, Spalten und Ritzen, in denen die vier goldenen Uhren ohne Probleme versteckt werden konnten. Blöderweise hatten wir nicht daran gedacht, eine Leiter ins Auto zu packen.

Immerhin hatten wir eine Axt dabei, Draht und Nägel, eben alles, was fürs Campen und Überleben in der Savanne gebraucht wurde. Für unser Vorhaben war dieses Material zwar nicht gedacht. Irgendwie aber doch. Es passierte immer irgendwas, womit man nicht rechnete, und dafür brauchte man das richtige Material. Eben Axt, Draht, Nägel und vieles mehr.

Ich schlug vor, daß wir uns eine Leiter an den Stamm nagelten. So wie ich es früher auf unserem Bauernhof gemacht hatte.

»Aber so was ist doch streng verboten.« Claudia machte große Augen.

»Hast du einen besseren Vorschlag?«

»Wir könnten mit dem Auto ganz dicht ranfahren und dann vom Dach aus versuchen in den Baum zu klettern.«

»Einen Versuch wäre es wert,« stimmte ich zu.

Ich ging zum Wagen zurück und fuhr ihn so dicht es ging unter einen der dicken Äste des Baobabs. Dann stieg ich wieder aus, kletterte auf

die Motorhaube und dann aufs Dach des Geländewagens. Claudia setzte sich ans Steuer, um gegebenenfalls den Standort zu korrigieren.

Es schien zu klappen. Es fehlte nicht viel, um an einen der Äste zu gelangen: vielleicht eineinhalb Meter, aber ohne ein wenig Umweltfrevler würde es nicht abgehen. Ich nagelte deswegen fünf Trittstufen an den Stamm, vom Dach aus gerade machbar. Das genügte aber, um den ersten dicken Ast zu erreichen, dort ein Seil herumzuwerfen und damit in den Baum zu klettern.

Hier saß ich nun fast fünf Meter über dem Erdboden. Von unten hatte es gar nicht so wild ausgesehen, von hier oben sah es ganz schön hoch aus. Bloß nicht runterfallen.

*

Mein Hemd klebte mir am Körper. Die heißen Temperaturen – hier sicher über fünfunddreißig Grad – und die immense Anstrengung beim Klettern hatten mich fix und fertig gemacht. Gut, daß die trockene Luft das Hemd schnell wieder trocken werden ließ, dachte ich. Das war dann nicht mehr so unangenehm.

Ich schaute mich um, ob ich hier so etwas wie eine Höhle erkennen und erreichen konnte.

Tatsächlich gab es eine etwa kaninchenlochgroße Vertiefung in der Astgabel. Ich informierte Claudia und bewegte mich vorwärts. Das Seil hatte ich um den Ast über mir geschlungen, um mich so gut es ging absichern zu können.

»Sei vorsichtig«, rief Claudia. »Vielleicht sind da Schlangen oder Skorpione drin.«

»Ich pass auf«, versprach ich. Sie hatte Recht, aber das war das letzte, woran ich gedacht hätte. Leider hatte ich keine Handschuhe dabei. Daran hatte ich beim Zusammenstellen unserer Ausrüstung nun wirklich

nicht gedacht. Also vorsichtig sein, wenn ich mit der Hand in das Loch griff, nahm ich mir vor.

Ich fummelte aus meiner Weste eine LED-Stirnlampe, die eigentlich für den Weg zum Lagerfeuer an dunklen Abenden gedacht war. Damit leuchtete ich in das Loch hinein. Es war vielleicht einen halben Meter tief. Unten konnte ich Wasser erkennen. Sonst sah ich nichts, zum Glück auch keine Schlangen oder giftige Insekten. Ich nahm allen Mut zusammen und griff mit ausgestrecktem Arm hinein. Nichts biss oder stach mich, der Puls wurde etwas ruhiger.

Tatsächlich fühlte ich aber Wasser, dazu etwas Moder und etwas Festes, Rundes. Ich griff zu und holte es aus dem Loch.

Sekunden später reckte ich meine Hand in die Höhe. »Claudia, eine Uhr!«

»Das gibt's nicht.«, schrie sie zurück. »Ich glaub, ich träume ...! – Und was ist mit den anderen?«

Erneut versenkte ich Arm und Hand im Loch und ... ergriff die zweite Uhr.

Im selben Moment hörte ich Claudia laut schreien. Erschreckt schaute ich zu ihr herunter. Sie zeigte mit ihrem Arm auf etwas hinter dem Baum.

Elefanten!

*

Ich hatte die beiden Uhren schnell in eine Westentasche versenkt, die sich mit einem Reißverschluss sicher verschließen ließ. Nun beobachtete ich, wie ein riesiger Trupp Elefanten direkt auf den Baum und damit auf mich zukam. Gemächlich zwar, aber die Vorhut, zwei große Tiere, nicht mehr weit entfernt. Zu spät, um wieder herunterzuklettern und abzuhaufen.

Wie hatten sie sich nur so leise nähern können. Hätten sie nicht trompeten können ...?! Weiter hinten sah ich die lange Nachhut. Viele Elefanten. Es mochten dreißig bis vierzig Tiere sein: alte, junge, riesige, kleine. Hier hatte Luan nicht recht. Es gab genug Elefanten.

Bis sie uns und das Auto auf der Rückseite des Baobabs entdecken würden, war nur noch eine Frage der Zeit, eher Sekunden als Minuten.

Claudia stand mit dem Auto noch im Sichtschutz auf der anderen Seite des Baobabs. Nur wenige Schritte um den Baum herum, und die beiden Riesen der Vorhut würden am Baobab sein und das Auto sehen, in dem Claudia saß.

»Claudia«, rief ich so leise wie möglich. Sie schaute zu mir hoch. Ich zeigte hinter den Baum. Ich flüsterte. »Zwei sind schon ganz dicht dran. Die wollen an die Borke. Hau ab. Sonst machen sie aus dem Auto Kleinholz.«

Und aus dir auch, dachte ich.

Ich hörte, wie sie den Gang einlegte und sich langsam rollend vom Stamm wegbewegte. Gut, daß der Motor noch lief.

Die Elefanten horchten kurz auf, schienen sich aber nicht weiter für den sich entfernenden Wagen zu interessieren. Sie waren Geländewagen gewohnt: keine Gefahr. So lange diese ihnen nicht in den Weg kamen, gab es für sie keinen Anlass zu Aggressivität. Nur einer der älteren Elefanten stellte die Ohren auf und trat etwas massiver hinter dem Baum hervor. So, als wolle er sagen: Ja, hau ruhig ab, hier hast du nichts zu suchen.

Bald waren Claudia und das Auto nur noch spielzeuggroß. Ich fühlte mich einsam und ausgeliefert und wusste nicht, was ich denken sollte. Ob Beten half ...?!

Etwa zehn Minuten später stand fast die gesamte Herde um den Baobab herum. Einige traktierten die Borke mit ihren Stoßzähnen, anderen standen in einigem Abstand einfach so herum. Dann begannen zwei oder drei, sich am Stamm zu schubbern. Ich hielt mich krampfhaft an meinem Ast fest und versuchte, keine Geräusche zu machen. Ich wagte kaum zu atmen.

Haut ab, dachte ich, haut endlich ab. Aber es sah eher so aus, als wollten die Tiere den Baum als Platz für ihre Mittagsruhe verwenden. Immerhin boten sie alles in allem ein friedliches Bild.

Ich versuchte, mich zu beruhigen. Hier konnten sie mich erst einmal nicht erreichen. Ab und zu tauchte zwar ein Rüssel auf, der auf der Höhe meines Astes irgendwas suchte. Aber sie konnten mich nicht erreichen. Bestimmt konnten sie meinen Angstschweiß riechen. Ich wusste, daß Elefanten als Supernasen gelten. Aber sie schienen mich weder als Bedrohung noch als mögliches Futter wahrzunehmen.

In der Ferne sah ich den Geländewagen, wartend, mit laufendem Motor. Was sollte Claudia auch machen. Die Elefanten verscheuchen konnte sie nicht. Mich abholen konnte sie nicht. Sie konnte nur warten. So wie ich.

Ich beschloss, schon mal nach der dritten Uhr zu angeln. Ich griff wieder in das Loch, suchte mit einer Hand alles ab, fand aber keine weitere Uhr. Ich war irritiert.

Hatte ich alles richtig abgetastet?

Noch einmal steckte ich die Hand hinein. Aber da war nichts. Auch kein weiteres Loch, wo die Uhr hätte reinfallen können.

Oh verflüxt, das Glück hatte mich verlassen. Eine Uhr fehlte, und unter dem Baum wartete eine ganze Horde Elefanten auf mich. Ich konnte nicht weitersuchen, ich konnte nicht weggehen. Ich hätte heulen können.

Mittag war schon durch. Die Sonne stand steil am Himmel. Es war entsetzlich heiß und ich fühlte mich wie ein Brathuhn auf dem Grill.

*

Ich wusste einfach nicht mehr, wie ich sitzen und mich halten sollte. Alles tat mir weh. Ich hatte Hunger. Ich hatte Durst. Die Elefanten aber machten überhaupt keine Anstalten, den Baobab wieder zu verlassen. Sie dösten, spielten miteinander, schissen, brachen hier und da Rinde vom Stamm ab.

Hoffentlich zogen sie wenigstens ab, bevor die Sonne unterging.

Mein Durst nahm zu. Ob das Wasser im Loch trinkbar war?

Ich zog mein Hemd aus, tunkte es in das Wasser, wrang das Hemd direkt über meinem geöffneten Mund auf und trank. Es schmeckte scheußlich, doch das musste mir egal sein. Ich brauchte Flüssigkeit, Kühlung und Elektrolyte. Das Wasser hatte etwas Salz, meinen Schweiß, und löschte meinen Durst. Das nasse Hemd war angenehm feucht, als ich mich damit abwischte.

So konnte ich es hier noch einige Zeit aushalten. Wenn ich versuchte, nicht an eine kalte Cola oder Bier zu denken oder einfach an ein kaltes Glas Wasser.

Die Sonne näherte sich allmählich dem Horizont. Ich sah auf die Uhr. Es war zwei Uhr durch. Noch vier Stunden bis Sonnenuntergang. Um achtzehn Uhr würde das Gate schließen, und bis dahin waren es mindestens eine Stunde Fahrt über sandige Pisten.

Die Zeit wurde knapp. Verdammte knapp.

Die Elefanten aber hatten die Ruhe weg. Eigentlich mochte ich die sanften Riesen, aber nun bekam ich Mordgedanken. Verschwindet endlich, flüsterte ich. Sie machten keine Anstalten, das Weite zu suchen.

Ab und zu winkte Claudia herüber. Oder versuchte sie so, die Elefanten zu verscheuchen oder zu erschrecken. Ich wusste es nicht.

Es war frustrierend.

Sechzehn Uhr.

Noch immer hatte sich nichts getan. Wie sollte das enden?! Wie hatte ich nur so unachtsam sein können. Ich kramte in meinem Gedächtnis nach allen Informationen über afrikanische Elefanten und war mir bald darüber klar, daß sie zwar gemütlich und träge aussahen, aber sehr schnell aggressiv werden könnten, wenn ich hinabsteigen und mich mitten unter sie mischen würde

Eine halbe Stunde später, das Wasser im Loch war längst verbraucht, sah ich, wie Claudia mit dem Auto angefahren kam. Langsam, ganz langsam. Sie kam auf die Elefanten zu, fuhr zum Baum.

Ich bekam es mit der Angst zu tun. Welche Angst musste Claudia erst haben. Aber sie fuhr weiter, langsam, ganz langsam. Nun war sie schon auf hundert Meter heran. Die ersten Elefanten nahmen Notiz von ihr. Aufmerksam schauten die Leitkühe in ihre Richtung.

Claudia fuhr weiter, langsam, ganz langsam.

Eine Kuh lief sichtlich aufgeregt auf das Auto zu. Sie hielt zwar in einer respektvollen doch mir doch beängstigend nah erscheinenden Entfernung an, stellte die Ohren auf und trompetete.

Claudia fuhr weiter. Die Kuh schüttelte den Kopf, noch eine Drohbärde. Dann drehte sie um und trottete zur Herde zurück, die nun gesammelt in „Hab-Acht-Stellung“ stand und die Aktion beobachtete.

Claudia kam immer noch näher.

Meter für Meter.

*

Die Elefantenkuh stand nun ganz nah bei einer anderen. Fast war es so, als wolle sie mit einer anderen Leitkuh ein Schwätzchen halten

oder sich beraten. Normalerweise steht eine Leitkuh, die diese Position lebenslang behält, etwa zehn Tieren vor. Ist die Herde größer, hat sie sich mit anderen zusammengeschlossen. Ich hatte keine Ahnung, ob es nun mehrere Chefinnen gab oder nur eine. Die andere Kuh hob den Rüssel. Dann drehte sie sich plötzlich um und ging los. Sie schien beschlossen haben, es nicht auf eine Konfrontation mit dem Auto ankommen zu lassen. So ging sie nicht auf Claudia zu, sondern runter zum Wasser. Ich hätte heulen können vor Erleichterung. Brave Tiere, dachte ich. Endlich habt ihr genug vom Baobab. Ein Bad und etwas zum Trinken wollt ihr. Es ist an der Zeit, nicht wahr? Schließlich geht die Sonne bald unter. Was seid ihr doch für verdammt brave, kluge Tiere ...! Endlich wusste ich wieder, warum ich sie mochte.

*

Minuten später. Von den Elefanten waren nur noch wogende Hinterbeine zu sehen. Claudia stand mit dem Auto endlich wieder unterm Baum. Ich kletterte, so schnell meine steif gewordenen Knochen es erlaubten, nach unten, stieg auf die Motorhaube und schlüpfte durch das offene Fenster der Beifahrertür ins Innere. Claudia sah mich mit tränenüberströmtem Gesicht an.

»Los«, rief ich. »Bloß weg hier.«

Claudia gab vorsichtig Gas – bloß den Wagen nicht abwürgen – und fuhr zuerst langsam und dann schneller und schneller werdend auf die Piste zurück zum Gate.

Punkt achtzehn Uhr standen wir nach einer Höllenfahrt davor. Wir stiegen aus, zeigten unsere Eintrittsausweise und passierten. Als wenn nichts passiert wäre.

Eine Stunde später waren wir wieder im Chobe-Safari-Lodge, überglücklich, beide reif für eine Dusche, aber zuerst für eine ganze Karaffe Wasser und danach für einen oder mehrere Gin Tonics. Wir gingen nicht zu unserem Rondavel. Wir gingen direkt in die Bar.

*

Luan, der Barkeeper, war wie jeden Abend hier beschäftigt und sah verwundert, daß wir kamen.

Wir bestellten jeder einen Gin Tonic bei ihm, bezahlten und legten ohne ein Wort einen Hundert-Dollar-Schein auf den Tresen.

Luan steckte ihn ein, sichtlich überrascht.

Er grinste uns an, wir grinsten ihn an. Fertig. Kein weiterer Text.

Wir suchten uns einen ruhigen Platz in einer Ecke der Bar und genossen den Blick auf den Fluss.

Das musste erst einmal alles sacken.

Wir hatten zwei goldene Uhren gefunden, aber mit was für einem Abenteuer.

Claudia und ich stießen an und nahmen beide je einen tiefen Schluck. Wie das schmeckte und durch die Kehle ran.

»Und du bist sicher, daß da keine dritte Uhr im Loch war?«, fragte Claudia nun schon zum dritten Mal.

»Ganz sicher.«

»Vielleicht ist sie ja woanders am Baum versteckt, oder ein Affe hat sie rausgeholt und sie liegt jetzt unterm Baum.«

»Und dann hat ein Elefant sie da zertrampelt oder der Affe hat sie sonstwohin geschleppt ...«

»Nun werd nicht sarkastisch, Gerald. Wollen wir morgen noch mal suchen?«

»Nicht morgen schon wieder. Ich brauche einen Tag Pause.« Das Erlebnis mit den Elefanten saß mir in den Knochen.

»Okay, dann übermorgen. Wir wissen nun ja, wo der Baobab steht. Ich besorge morgen eine gute Leiter und einige Seile, damit wir es einfacher haben.«

Es würde nicht bei diesem einen weiteren Besuch bleiben. Zwei ganze Wochen lang blieben wir noch in Kasane in der Chobe-Safari-Lodge. Wir fuhren noch viermal zum Baobab, fanden aber keine dritte, geschweige vierte Uhr. Wir suchten den ganzen Baum ab, sahen in jedes Loch, durchwühlten, ja siebten den Sand unterm Baum so lange, bis kein einziger Elefantenfußabdruck mehr darunter zu sehen war.

Nichts.

Dann gaben wir auf. Hier am oder im Baobab war die dritte Uhr nicht, oder nicht mehr. »Sicher hat ein Pavian sie seiner Frau geschenkt«, scherzte ich.

»Oder eine Meerkatze ihrem Mann«, gab Claudia zurück.

Ich seufzte. Sollte diese Geschichte denn niemals enden? Aber solange wir unseren Humor noch hatten und einander, dachte ich, war nichts verloren.

*

Die Zeit bis zu unserer Abreise nutzten wir mit unserer letzten mentalen und psychischen Kraft dazu, das Personal im Chobe Safari Lodge, in anderen Lodges und auch Personal in Geschäften und sonstigen Einrichtungen zu fragen, ob sie Andreas Kocholsky kannten, was sie von ihm hielten und ob sie etwas von ihm wussten. Wir versuchten, alles wie Small Talk klingen zu lassen, aber es fiel mit der Zeit wohl auf, daß wir schnüffelten. Ohnehin waren Gäste normalerweise nicht so lange hier wie wir.

Manche mauerten. Andere waren auskunftsfreudiger. Viele kannten Andreas Kocholsky, aber sie hatten keine gute Meinung von ihm und waren froh, daß er weg war. Offenbar wusste niemand, daß er in Deutschland im Gefängnis saß. »Keine Ahnung, wo er jetzt ist«, hieß es. »Aber von mir aus braucht er nicht wiederzukommen.«

Man konnte wohl ohne Übertreibung sagen: Kocholsky war verhasst.

*

Am Tag der Abreise waren wir froh, Kasane verlassen zu können.

Auf Dauer war es eben doch nur ein Kaff, irgendwo im Busch in Afrika. Und von Elefanten und Gin Tonic konnte man auch genug bekommen.

Erst als wir wieder zu Hause waren, nahm ich die Uhren auseinander, um den Code zu suchen. Und ich fand ihn. Ich schaute mir die Zahlen- und Buchstabenreihe immer wieder an, ohne eine Bedeutung auch nur erahnen zu können:

o103x1bn534x6pn534xx0fn534ci8jn534cxi4ho103cxi6kn534m6jo103m2f

o103x1to103xx4to103ci7bo103ci7fn534cxi2jn534cxi6fo103m5to103m5k

Ob Kocholsky schon mehr herausbekommen hatte? Er hatte ja die Codes von vier Uhren, vermutete ich. Damit war er der Lösung des Rätsels näher als ich.

Die fünfte Uhr und letzte Uhr musste meine werden.

Kapitel 8: 2015

Samstag, 21. Februar 2015 - Koordinaten

Samstagabend, kurz nach zwanzig Uhr.

Ich saß zu Hause in Oldesloe in meinem Arbeitszimmer am Schreibtisch. An der Wand darüber hinten die beiden goldenen Uhren, von einfachen Nägeln gehalten. Das war sicher keine angemessene Art, sie auszustellen, schon alleine wegen ihres materiellen Wertes.

Ich hatte sie schätzen lassen: Jede von ihnen würde mir mehr als fünftausend Euro einbringen, es waren Sammlerstücke, wohl gerade, weil sie aus der Nazi-Zeit stammten.

Aber ich wollte sie nicht verkaufen. Sie hingen dort an der Wand als Erinnerung: an Chobe und an den möglichen Reichtum, der mich vielleicht doch noch erwarten würde. Ein Reichtum, gegen den zehntausend Euro nichts wären.

Claudia war nicht zu Hause. Ich war alleine und beschäftigte mich mal wieder mit dem Schatz. Es war nun fast sechs Jahren her, seit ich die Uhren gefunden, und die Codes in ihrem Inneren entdeckt hatte. Noch immer grübelte ich hin und wieder über ihre Bedeutung nach. Ich drehte die Zahlen und Buchstaben, kombinierte, extrapolierte und verfluchte. Ich experimentierte und fantasierte. Ohne Ergebnis.

Völliges Dunkel.

Ich steckte in einer Sackgasse. Zudem wurde die Zeit knapp.

In zwei Jahren, Anfang 2017, würde Kocholsky aus der Haft entlassen werden, spätestens. Bis dahin musste ich es geschafft haben, den Schatz zu finden. Egal wie.

Niemand sonst war mir in all den Jahren aufgefallen, der so auffällig viel Interesse an der Liegenschaft oder ihrer Geschichte gezeigt hatte, daß das Wissen um den Schatz die treibende Kraft sein könnte. Das schien allein mein Geheimnis zu sein und das von Kocholsky.

Wer würde schneller alles zusammenzubekommen, er oder ich?

Wie machten es bloß die tollen Leute in den Romanen, die ich so gerne las. Bei Dan Brown zum Beispiel, wo ein einziger Professor, Robert Longdon von der Elite-Uni Harvard, in atemberaubender Zeit hinter Geheimnisse kam, die ein normaler Sterblicher nie entdecken konnte. Longdon wurde dabei auch noch verfolgt, von der Polizei, von Mördern und der Presse.

Oder Indiana Jones. Was für ein sympathischer Held: Professor, Abenteurer, Alleskönner, nett und attraktiv.

Ganz zu schweigen von James Bond, alias 007, der seit 1953 – fast zehn Jahre länger schon als ich nun schon lebte – alles schaffte, wusste, konnte und herausfand. Dazu überlebte und gewann er jeden Nahkampf, egal ob sein Gegner Karate oder KungFu konnte, abnormale Kräfte oder Waffen hatte. Gifte und Drogen setzten ihn nur zeitweilig außer Gefecht. Er konnte Hubschrauber und Kampfflugzeuge fliegen, U- und Motorboote fahren, tauchen, Gleitschirm fliegen, Ski fahren, beherrschte alle Nahkampfsportarten, Waffen und gutes Benehmen. Dazu noch alle Computer-Hard- und Software. Alleine all das Training und die Ausbildung mussten Jahrhunderte gedauert haben. James Bond kannte sich in aller Herren Länder aus, als wenn er dort geboren worden wäre. Er sah jeden Gegner, bevor ihn selbst die Kameramänner erfassten. Er hatte nie Angst, aber immer Humor. Und er war loyal.

Was für Helden! - Und wie stand ich dagegen da?

All das konnte und war ich nicht.

Was sie wohl an meiner Stelle getan hätten?

Sie alle hätten mein Rätsel sicher längst gelöst, so ganz nebenbei, noch vor dem Frühstück, das sie nie einnahmen, oder kurz vorm Zubettgehen, wo sie einer schönen Langbeinigen und -haarigen zeigen würden, was in ihnen steckte.

Manchmal stellte ich mir vor, einen dieser Helden wahrhaftig zu treffen und um Rat zu fragen. Er würde einen gelangweilten Blick auf die Zahlen- und Buchstabenreihen werfen und mir im Nu des Rätsels Lösung präsentieren. „War doch ganz einfach, Mann!“ Und ich, ich würde mich fühlen wie ein Idiot.

*

Das Träumen vom unglaublichen Heldentum gehörte der Vergangenheit an, ebenso wie mein Selbstmitleid. Ich hatte beschlossen, wieder aktiv zu werden, irgendwie, und die Codes in eine Excel-Tabelle eingetragen. Nun spielte ich wieder einmal damit herum. Vor mir auf dem Computerbildschirm standen sie, die Zahlen und Buchstaben und lächelten mich unschuldig an:

**o103x1bn534x6pn534xx0fn534ci8jn534cxi4ho103cxi6kn534m6jo103m2f
o103x1to103xx4to103ci7bo103ci7fn534cxi2jn534cxi6fo103m5to103m5k**

Und ich?

Mir – fiel – nichts – ein.

Ob Kocholsky weiter war? Würde er aus dem Gefängnis kommen, losgehen, die fünfte Uhr holen, die Entschlüsselung finden und dann den Schatz holen?

Quatsch, dachte ich, Kocholsky ist auch kein Held. Der ist eher dumm und unbeherrscht, wenn auch bauernschlau. Eher wie eine tragische

Figur in "Mission Impossible" oder in "Wer langsam stirbt". Diese Schurken konnten auch fast alles, was die Helden konnten, aber eben nur fast. Und in den Filmen waren sie letztlich die Verlierer.

Selbst wenn Kocholsky alles herausbekommen sollte, wie sollte er an den Schatz rankommen. Schließlich konnte er ja nicht einfach herkommen und alles ausgraben. Ich war am längeren Hebel, definitiv. Ich würde der Held sein.

Neben dem Laptop lag eine Kopie von Görings Brief und die Liste des Schatzes. Ich kannte fast alles auswendig. Trotzdem war es immer wieder ein Genuss für mich, diese Liste zu lesen. Was für ein Schatz! Ich hatte mich schon mehrfach Tagträumen hingegeben, wenn ich mit den Codes nicht weiterkam. Das muss man sich nur mal vorstellen: Es waren unglaubliche hundert und zwanzig Tonnen Gold, fünfzig Kisten mit Diamanten, Schmuck, Silber, unglaublich viele Kunstwerke, sogar das Bernsteinzimmer aus dem Königsberger Schloss – bekanntlich kein Zimmer, sondern nur dessen Inventar - lag da irgendwo vergraben.

Ich lehnte mich zurück, legte die Beine auf den Schreibtisch und rechnete mir mal wieder selbst was vor: Alleine das Gold hätte aktuell einen Wert von fünfundvierzigtausend Euro pro Kilogramm. Das waren fünf Milliarden Euro insgesamt.

Nun gut, fünf Milliarden wären für mich persönlich eine Masse Geld, insgesamt aber gar nicht sooo viel. Man musste das eben relativieren. Heutzutage waren in der Politik, in der Wirtschaft, beim Privatvermögen von viel höheren Summen die Rede. Der seit fast fünfzehn Jahren dauernde Krieg im Irak hatte die USA bereits mehr als achthundert und der in Afghanistan rund siebenhundert Milliarden Dollar gekostet. Viel, viel Geld war in diesen Ländern in dunkle Kanäle gesickert, viele Menschen waren dabei unglaublich reich geworden. Die Drahtzieher in den Rüstungskonzernen, Kriminelle, Amerikaner, was wusste ich schon.

Aber es ging ja noch weiter: Jährlich wurden illegale Drogen im Wert von fünfhundert Milliarden Dollar verkauft. Wieviel Elend, Kriminalität und Leid wurden damit geschaffen.

Und dann die Schulden...!

Erst jetzt fiel mir auf, wie stickig die Luft in meinem Büro war. Ich stand auf, um das Fenster aufzureißen, und atmete tief die klare Luft ein. Während ich hinaussah, grübelte ich weiter: Wo war ich stehen geblieben? Ach ja, dieser unsägliche Schuldenberg. Der Bund, die Länder und Kommunen in Deutschland waren zusammen mit zweitausend Milliarden Euro verschuldet. Das bedeutete für jeden Menschen, der in Deutschland lebte, einen Schuldenberg von fünfundzwanzigtausend Euro. Für manche Peanuts, für andere unbezahlbar.

Die reichsten Menschen der Erde konnten zehn, zwanzig, fünfzig, ja fast hundert Milliarden Dollar ihr Eigentum nennen.

Was machten die nur mir so viel Geld. Wenn Bill Gates, seit Jahren der reichste Mann der Welt und 2014 rund achtzig Milliarden Dollar schwer, ab jetzt jede Sekunde! hundert! Dollar ausgab, so waren das pro Jahr dreikommazwei Milliarden im Jahr. Ohne Probleme könnte er fast dreißig Jahre so weiter prassen, ohne auch nur die Zinseinnahmen anzurühren. So viel Geld konnte er doch gar nicht ausgeben.

Was waren dagegen schon „meine“ fünf Milliarden Euro. Ich fand, daß ich sie mir irgendwie verdient hatte. In meinem ganzen Arbeitsleben würde ich wohl geschätzte vier Millionen Euro verdienen. Was war das schon? Gerade einmal ein Promille von dem Wert alleine des Goldes, das zum Schatz gehörte. Ich seufzte. Mit dieser Zahl konnte ich etwas anfangen.

Den Wert der Diamanten, des Schmucks und des Silbers in den fünfzig Kisten konnte ich mir nicht vorstellen. Es war ja abhängig davon, um was für Diamanten und Schmuck es sich handelte. Ich schätzte aber, daß auch diese Kisten mehr als Milliarde Euro wert waren.

Ich schloss das Fenster wieder und setzte mich hin. Du solltest jetzt schlafen gehen, Gerald, sagte ich zu mir selbst. Wenn du weiter nur herumspinnst, wird das mit deinen vier Millionen Euro bis zur Rente auch nichts.

Beim Bernsteinzimmer und den anderen Kunstgegenständen gab ich das Schätzen auf. Sie würden nicht zu Geld zu machen sein, besaßen nur hohen ideellen Wert. Auch war ich sicher, daß viele der Kunstgegenstände längst verrottet und wertlos geworden waren. Oder sie waren so einmalig, daß sie noch nicht einmal auf dem Schwarzmarkt abzusetzen waren.

Alles in allem wurde mir schlichtweg schwindelig bei der Vorstellung, wie wertvoll der Schatz war. Nur ein Bruchteil davon würde alle meine Wünsche erfüllen können. Ich musste ihn einfach finden. Dann würde ich mir zuerst einen richtig großen Bauernhof kaufen, irgendwo in der Nähe der bayerischen Berge – vielleicht am Starnberger See –, mit allem was dafür nötig war, einschließlich Personal. Und dann würde ich meine Weltreise abschließen: vierzig Länder fehlten mir noch, vor allem im Pazifik und der Karibik. Diese abhaken, ohne Eile oder Geldnot, am liebsten mit einer Jacht, gemietet, bequem und unkompliziert. Künstler werden, Kunstwerke ausdenken, als „Happenings“? Endlich meine Stadt-Pyramide aus dreihundertfünfundsechzig gestapelten Büro-Containern aufbauen, direkt im Englischen Garten von München, und darin dreihundertfünfundsechzig Menschen leben lassen. Einen für jeden Tag des Jahres.

Ach, ich hatte so viele Ideen, die alle Geld kosteten ...

Meine Güte, war das anstrengend! Ich brauchte dringend eine Pause und klappte den Rechner zu. Es war spät, dreiundzwanzig Uhr. Im nächsten Moment hörte ich die Haustür klacken. Claudia war wieder zu Hause. Es kam bei meinen Nachforschungen und Nachdenken nichts Gescheites mehr heraus. Ich würde mit ihr noch einen Absacker trinken und dann ab ins Bett.

*

Spät, weit nach Mitternacht, der Absacker war drin und Claudia und ich fielen todmüde Bett. Ich schlief schnell ein, aber nach all diesen tiefschürfenden Überlegungen mehr schlecht als recht. Ich wälzte mich hin und her und fiel erst gegen Morgen in einen unruhigen Schlummer. Als ich dann jedoch aufwachte, kam mir ein vollkommen neuer Gedanke: Ich würde den Schatz doch anzeigen, wenn ich ihn gefunden hatte. Allerdings mit einer gewissen Zeitverzögerung. Das Gold, die Diamanten und den Schmuck würde ich vorher zur Seite schaffen und nach und nach verkaufen. Wie ich das unauffällig und sicher würde anstellen können, wusste ich noch nicht, aber Rom war ja auch nicht an einem Tag erbaut worden. Die Kunstgegenstände und das Bernsteinzimmer würde ich dann als alleinigen Schatz erklären. Sie sollten ruhig an ihre vormaligen, von Göring bestohlenen Besitzer zurückgegeben werden.

Ich war mir sicher, diese Kostbarkeiten würden alle Aufmerksamkeit der Presse und der öffentlichen Hand auf sich ziehen. Ihr ideeller Wert war so immens, die Story von den Nazis so gut, daß niemand darauf kommen würde, daß das alles nur ein Teil des Schatzes war.

Ha, ich war genial!

Meine Laune stieg rapide. Aller Frust über das langsame Vorankommen mit der Suche, die Zweifel, ob ich es schaffen würde, die Angst, Kocholsky könnte vor der Zeit wieder auf freien Fuß kommen und mich wieder foltern, verschwanden für diesen wunderbaren Moment. Eine Milliarde Euro mindestens, nur für das Gold, die Diamanten und den Schmuck.

Damit würde ich ausgesorgt haben.

Ich schwang die Beine aus dem Bett und beschloss, mich mit frischer Kraft den Codes zu widmen. Das konnte doch wohl nicht so schwer sein. Vage erinnerte ich mich daran, wie Longdon mir im Traum den

alles entscheidenden Hinweis gegeben hatte. Leider erinnerte ich mich nicht mehr an dessen Inhalt.

Ich ging ins Bad.

Unter dem heißen Wasserstrahl der Dusche kam mir – wie so oft - eine Idee. Einige Buchstaben- und Zahlenkombinationen tauchten immer wieder auf. Bislang hatte ich sie aber nie verstanden. Nun aber fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Das waren Koordinaten! Mit einem Ruck stellte ich das warme Wasser ab, drehte kurz auf kalt, um ganz klar im Kopf zu werden, trocknete mich ab und zog mich an. Minuten später öffnete ich mit fliegenden Fingern Google Earth und suchte n534 und o103.

Tatsächlich. Der Zeiger landete bei Trenthorst. Ich hatte einen Hinweis. Nun brauchte ich ja nur noch nachzusehen, wo diese Koordinaten Nord 53°4" und Ost 10°3" lagen.

Mist ...!

Die gesamte Liegenschaft hatte diese Koordinaten. Die Angaben waren zu ungenau. Es fehlten die Zahlen, die die genaue Lage auf der Liegenschaft angaben. Das musste hinter den Zahlen- und Buchstabenreihen stecken.

Die Kryptographen waren raffiniert, dachte ich. Damals waren geographische Koordinaten nur was für Geographen, aber nichts für die allgemeine Menschheit.

Inzwischen war das ganz anders.

Jedes Auto und jedes Handy nutzte sie, meist über die GPS-Satelliten als Hilfe für Orientierung und Wegbestimmung. Junge Menschen konnten mit Karten aus Papier schon fast nichts mehr anfangen, weil sie alles auf Bildschirmen, von Google und Garmin geliefert, ablasen.

Etwas ernüchtert aber doch voll neuer Hoffnung fing ich an, die Zahlen und Buchstabenreihe neu geordnet aufzuschreiben. Vielleicht würde ich ja noch mehr entdecken:

	Nord 53°4'	Ost 10°3'
1. Uhr	x5j	xx2t
1. Uhr	m1h	ci7f
1. Uhr	xx0f	cxi0b
1. Uhr	cxi9p	
1. Uhr	ci1h	
2. Uhr	x7f	x2t
2. Uhr	xx4j	cxi6t
2. Uhr	xx0p	
2. Uhr	ci3p	
2. Uhr	m3f	
2. Uhr	m1p	

Ich bekam einen ganz trockenen Hals und holte mir ein Glas Wasser. Ich sah, daß ich auf dem richtigen Weg war. Jede Uhr hatte acht Blöcke an Ziffern. Den ersten Teil eines Blocks hatte ich herausbekommen. Fehlte noch die Erkenntnis über den zweiten Teil der Blocks.

Ich saß noch zwei Stunden vor dem Bildschirm, spielte mit den Zahlen und Buchstaben herum. Mir fiel auf, daß einige Buchstaben und Buchstabenfolgen gleich waren. Es gab das x, xx, ci, cxi, die vor einer einzigen Zahl standen, und das b, f, k, m und t, die nach dieser Zahl standen.

Was das bedeuten sollte? Keine Ahnung.

Ich hatte Hunger, ging zum Frühstück. Claudia war schon dabei, ich gesellte mich hinzu. Bald musste ich zur Arbeit. Der Schatz war ja noch nicht geborgen, ich musste noch für Geld arbeiten. Aber ich war auf dem richtigen Weg, ich spürte es.

Ich war Ostfriesen. Kein Witz konnte deren Wert mindern. Ostfriesen waren stark. Sie knickten nicht ein. Sie gaben nicht auf. Ich war ein

Ostfrieße. Und ich war ein „Steher“ mit Durchhaltevermögen. Ich würde den Schatz finden.

Samstag, 21. März 2015 - Dankook University, Südkorea

Zum fünften Mal war ich auf südkoreanischem Boden gelandet. Am Anfang hatte ich das Land, das Essen und die langen Flüge gar nicht gemocht, mittlerweile aber kam ich gerne her.

Südkorea beeindruckte mich. Während ich auf mein Gepäck wartete, erinnerte ich mich daran, das Land als Entwicklungsland gesehen zu haben, das plötzlich zum Schwellenland geworden war. Inzwischen war es ein Industrieland mit wettbewerbsfähigen und beeindruckenden Produkte für den Weltmarkt. Es gab Parallelen zu Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. Korea war nicht nur erfolgreich, sondern noch immer in zwei Staaten geteilt. Ein einziges Mal war ich für eine Woche in Nordkorea gewesen – da wollte ich nicht wieder hin.

Ich stand am Gepäckband und beobachtete die vielen schmaläugigen, um mich herumwuselnden Menschen, die meisten wohl von hier. Koreaner sind ein Ameisen-Volk: Die Gemeinschaft ist alles, eigene Wünsche oder Individualität kommen hinten an. Sie sind freundlich und bewundern uns Deutsche, fleißig wie wir, erfinderisch und meiner Meinung nach dreidimensional denkend, während wir nur zwei Dimensionen nutzen, zudem erfolgreich im globalen Konzert. Ich fand das besonders beeindruckend, wenn ich bedachte, daß Japan und China vor der Haustür lagen und die Welt ja eigentlich schon aufgeteilt war in reiche und arme Länder. Korea aber hatte bewiesen, daß es auch heute noch möglich war, sich zu entwickeln und zu behaupten.

Da kam ja endlich mein kleiner Koffer. Ich war gern mit wenig Gepäck unterwegs, nicht immer genügte das Handgepäck. Dieses Mal war ich in Korea wegen der Vorbereitung der Organic EXPO. Ich war Chef und verantwortlich für dieses vierzehn Millionen Euro teure Event, das kommenden September drei Wochen lang in Goesan in der Chumbuk Province stattfinden sollte. Viele, viele Worte würden auf

mich zukommen, Shakehands, Small Talk, Lächeln, Reden, Zuhören, Essen, Trinken, wieder lächeln, Aufnehmen, Nachdenken, mich amüsieren, mich ärgern, innerlich abtauchen, wieder hochschrecken, weiter reden, weiter zuhören, weiter ...

Endlich kam das Wochenende. Ich machte einen Abstecher von Goesan nach Cheonan. Ich hatte mich mit Professor Sang Mok Sohn von der Dankook University verabredet. Ende letztes Jahr hatte ich Johann Heinrich Reemtsmas ehemaligem Studienfreund eine Mail geschrieben und berichtet, daß ich von Reemtsma erfahren hatte, daß er ihm „Das Mädchen mit blauem Haar“ geschenkt hatte.

Professor Sang Mok Sohn hatte ziemlich schnell geantwortet, „hoch erfreut“ über meine Mail. Nach meinem Eindruck waren Koreaner immer hoch erfreut, was auch immer sie bekamen.

Die Dankook University in Cheonan liegt rund eine Stunde Fahrt mit dem Limonsin-Bus von Goesan entfernt. Dort war ich mit Sang Mok Sohn verabredet.

Leise vor mich hin summend saß ich im Limousin-Bus. Ich hatte eine entspannte Fahrt hinter mir, als der Bus in Cheonan ankam. Professor Sohn hatte versprochen, mich abzuholen. Ich rief ihn an. Er nahm gleich ab, nichts anderes hatte ich erwartet. Koreaner sind nur mit ihren Handys beschäftigt. Hier in Korea hatte ich vor mehreren Jahren das erste Mal die „Generation Kopf-Unten“ bewusst und noch erstaunt wahrgenommen.

Ich hatte vor, das Wochenende sowie Montag und Dienstag in Cheonan zu verbringen, um mehr über Hoffmanns hässliches Kunstwerk und dessen Geheimnis herauszubekommen. Ich freute mich auf ein paar Tage ohne all meine freundlichen, hilfsbereiten und auch anstrengenden Kollegen aus dem Vorbereitungsteam für die EXPO.

Professor Sang Mok Sohn kam nach einer halben Stunde in das Starbucks-Café am Busbahnhof, wo ich einen Caffè Latte mit Karamell-Geschmack und einen Muffin vor mir stehen hatte.

Er erkannte mich schnell. Ich war der einzige Nicht-Asiate im Starbucks. Südkorea außerhalb von Seoul war touristisch für Nicht-Asiaten noch nicht erschlossen. Ohne einen koreanischen Bekannten war es für Nicht-Koreaner daher schwer, sich zurechtzufinden.

Die Sprache, die Schrift, das öffentliche Leben, die Kultur und die Verhaltensweisen waren für mich so fremd, daß ich mich wie ein stummer und tauber Analphabet fühlte, sobald ich etwas erfragen oder erbitten wollte oder musste.

Der schwächling wirkende Professor begrüßte mich freundlich. Amüsiert stellte ich fest, daß er ein getrocknetes Edelweiß an sein Revers geheftet hatte. Er sprach gut Deutsch, was auf sein fünfjähriges Studium in Deutschland zurückzuführen war, das ihn noch immer mit Stolz erfüllte. Seitdem liebte er alles, was mit Deutschland zu tun hatte. Ich hatte eine CD mit vielen verschiedenen Versionen von „Freude schöner Götterfunken“ mitgebracht. Sohn liebte „An die Freude“, das wohl berühmteste Gedicht Schillers, das Beethoven vertont hatte. Wie es sich gehörte, überreichte ich meine Gabe schon im Starbucks. Der Professor verbeugte sich mehrfach, lächelte und erschien rundum „hoherfreut“.

Es war schon dunkel, als wir das Starbucks verließen und zusammen zum Parkplatz gingen, wo sein 190er Mercedes stand. Auch darauf war er stolz. Es gab nicht viele Mercedes in Südkorea. Es war angemessen und hatte mit Nationalstolz zu tun, einen Hyundai oder Kia zu fahren. Aber deutsche Autos galten als Vorbild, so daß es nicht anrüchig war, ein solches zu besitzen. Schon eher war es eine Ehrerbietung dem deutschen Fleiß und seiner Zeit als Doktorand in Deutschland gegenüber.

Zum Abendessen fuhren wir direkt vom Starbucks in ein traditionelles koreanisches Restaurant. Hier zog man sich beim Reinkommen die Schuhe aus und Pantoffeln an. Dann nahm man auf dem Boden an einem niedrigen Tisch Platz. Professor Sohn bestellte einen Tischgrill und viele Fleischsorten, Schälchen mit Suppen, Kimschi, Gemüse, Reis und verschiedenen Dips. Ich zog die Luft ein, als ich hier und da

probierte. Sauscharf. Noch immer fiel mir das Essen mit Stäbchen ein wenig schwer und das Geräusch der geschlürften Suppen ließ die Ermahnungen unzähliger deutscher Mütter „Man schlürft nicht!“ in meinen Ohren klingeln. Ich passte mich jedoch gern an, ja, ich mochte das alles, auch wenn mir das Sitzen auf dem Boden mit angezogenen Beinen sehr aufs Kreuz ging und die Beine bald schon kribbelten.

*

Die Zeit floss dahin. Noch immer grillten wir verschiedenste Fleischsorten, nippten hier und tunkten da.

»Sie müssen noch etwas von dieser Soße nehmen«, sagte Sohn. »Nehmen sie noch etwas mehr Reis dazu, dann schmeckt sie nicht so scharf.«

Ich legte lächelnd die Hand auf den Magen. »Vielen Dank, aber es geht wirklich nicht mehr. Es war absolut köstlich.«

Ich meinte, eine Spur von Enttäuschung in Sohns Zügen zu erkennen. Doch schon lächelte er wieder und erzählte mir weiter, wie schon während der letzten zwei Stunden, in sehr unterhaltsamer Weise von seiner Zeit in Deutschland. Er betonte immer wieder, was er an Deutschland schätzte. Als ich ihn fragte, wie er Johann Heinrich Reemtsma kennengelernt hatte, blieb er mir die Antwort nicht schuldig.

Er hatte ihn auf einer Ausstellung über die deutsche Wehrmacht getroffen und festgestellt, daß Reemtsma der Finanzier und Initiator war. Das hatte ihn beeindruckt. Reemtsma hatte ihm, den Gast aus Korea, beim abschließenden Empfang im Small Talk gerne erzählt, warum er es machte. Auch danach hatten sie sich noch mehrmals getroffen, um über Deutschland, die Nazi-Zeit und Reemtsma zu reden. Sang Mok erzählte vom Krieg in Korea, dem Ziel des Volkes, das Land wieder

stark zu machen, und wie viel von Deutschland lernen konnten. Johann Heinrich Reemtsma und er hatten sich von Anfang an blendend verstanden. Sang Mok klang stolz.

Als er fertig war, erzählte ich ihm, was ich in Korea gesehen und schätzen gelernt hatte, berichtete von der EXPO. Ich erzählte auch von Trenthorst.

Das Essen war beendet. Der Professor bestellte Reisschnaps und Bier und ich sah die Zeit als gekommen, auf den Anlass meines Besuches einzugehen.

»Wir wollten über das „Mädchen mit blauem Haar“ sprechen«, sagte ich vage.

»Ja. Was interessiert Sie an der Skulptur von Erich Hoffmann?«

»Sie soll einmal in Trenthorst gestanden haben, in der Villa von Reemtsmas Tante. Das war nach dem Zweiten Weltkrieg. Er hat sie von ihr als Erinnerung an seine Aufenthalte auf dem Gut geschenkt bekommen. – Mein Förderverein schreibt nun gerade eine Studie über diese Zeit, und dazu gehört auch die Skulptur. Ich würde sie mir gern einmal anschauen.«

»Oh, das tut mir leid, aber ich habe sie weiterverschenkt.«

Ich zuckte zusammen. »Wirklich? Sie haben sie gar nicht mehr?«

War ich umsonst hergekommen?

»Nein, aber sie ist nicht weit gereist.« Er lächelte mich beruhigend an, als habe er in meinen Augen die Enttäuschung gesehen. »Sie steht in der Lohas Academy von Pulmuone. Ich habe ihnen die Skulptur zur Einweihung geschenkt. Dort passt sie gut hin.«

»Was oder wo ist Pulmuone?«, fragte ich irritiert.

»Pulmuone ist eine Öko-Firma. Sie wurde von Won Kyung Sun gegründet. Es ist ein großer Konzern, der Bio-, Health- und Lifestyle-Produkte verkauft. Won Kyung Sun hat auch die Bio-Bewegung in Korea gegründet und gefördert. Er ist ein Öko-Held in Korea. Leider

ist er vor einigen Jahren im hohen Alter gestorben. In seiner Lohas Academy hat er seine letzten Jahre verbracht hat, dort ist seine Wohnung nun ein Museum. Ich habe dafür die Skulptur gestiftet. Morgen fahren wir hin und besichtigen die Academy und die Skulptur. Später bringe ich Sie zurück nach Goesan.«

»Vielen Dank, das ist sehr freundlich von Ihnen.«

»Es ist mir eine Ehre. – Ich darf Sie nun zu Ihrem Hotel bringen.«

Er bat um die Rechnung und zahlte, natürlich auch für mich, weil dem Gast die Ehre gebührt, eingeladen zu werden.

Professor Sohn hatte im Hotel „Tirol“ ein Zimmer für mich gemietet. Wie aufmerksam, dachte ich, wenn auch die Lage zwischen den Hochhäusern inmitten des lauten, stinkenden Verkehrs so wenig mit einem Hotel in Tirol gemeinsam hatte wie ein Snow-Dome in der Wüste von Katar mit einer Schneepiste in den Alpen.

Ich checkte ein. Natürlich sprach und verstand man an der Rezeption kein Wort Nicht-Koreanisch. Nachdem der Professor alles für mich geregelt hatte, ging ich müde auf mein Zimmer, begierig auf eine Dusche und ein Bett.

*

Erfreut stellte ich fest, daß das Zimmer in diesem einfachen Drei-Sterne-Hotel zwar klein, aber fein und sauber war. Ich stellte meine Tasche auf das Bett und begann damit, alle elektrischen Geräte auszustöpseln. Es waren gefühlt mindestens fünfzig verschiedene kleine, blinkende und bunt leuchtende Lämpchen als Standby-Anzeigen an einer Unmenge an Geräten zu sehen. Fernseher, Router, Mikrowelle, Kühlschrank, Stereoanlage, Aircondition, ein Klo mit einer Schalttafel mit gefühlt mindestens zwanzig Knöpfen, Schaltern und Kontrollleuchten, mehrere Lampen an der Decke, auf dem Tisch, am Bett, Heizdecke, Pantoffelwärmer, Wasserkocher, Föhn, Bügeleisen, ein

Ständer fürs Hemdentrocknen, eine Haarwellzange mit blinkendem Lämpchen, eine Kaffeemaschine, ein Tischventilator und noch einiges mehr, dessen Funktionen ich nicht einmal identifizieren konnte. Es war einfach unglaublich.

Nachdem ich den Elektrosmog abgestellt hatte, ging ich unter die Dusche. Für die Dusche gab es Pantoffeln aus Plastik mit aufgesetzten Rüschen-Blumen, die vor vierzig Jahren sicher einmal sehr modern gewesen waren. Pantoffeln waren ein Symbol für Häuslichkeit, Gemütlichkeit und Familie. Nur Unanständige gingen barfuß in die Dusche. So wie ich.

Mein Plan, schnell zu duschen, gelang nicht. Ich brauchte etwa eine Viertelstunde, um die Dauer des Duschens, den Wasserdruck, die Temperatur und ein Lichtprogramm zur Entspannung passend einzuschalten. Ich bewunderte die zahlreichen Düsen für kaltes und heißes Wasser an der Decke der Dusche und an den Seiten. Fasziniert stellte ich fest, daß die Dusche auch als Dampfsauna genutzt werden könnte, auf dem integrierten Stuhl. Darauf allerdings konnte ich in diesem Moment gut verzichten. Nachdem ich meinen Forschergeist befriedigt hatte, indem ich das Prinzip und die Technik der Dusche studiert und endlich verstanden und angestellt hatte, duschte ich – kurz.

Endlich lag ich im Bett. Wieviel Blink-Blink muss es erst in Vier- oder Fünf-Sterne-Hotels geben, dachte ich schläfrig. Aber ohne diesen ganzen Schnickschnack konnten die Koreaner offensichtlich nicht leben, geschweige denn einschlafen - oder sterben.

*

Am nächsten Morgen pünktlich um acht Uhr – wie uns Deutschen war ihm das wichtig – kam Professor Sohn zum Hotel und fuhr mit mir in ein kleines Frühstücksrestaurant. Hier gab es Suppe mit Nudeln, Reis,

Kimschi oder Teigtaschen. Dazu mit UV-Licht sterilisiertes Leitungswasser. Brötchen, Kaffee, Marmelade und Butter waren hier kein Frühstück.

Ich nahm die Suppe mit Nudeln und eingeschlagenem Ei. Sie war koreanisch-scharf gewürzt, mit viel Chili. Lecker! So nahm ich genussvoll schlürfend neben anderen Schlürfern mein Frühstück ein.

Die anschließende Fahrt zur Lohas Academy verlief unspektakulär und ruhig. Wir redeten nicht viel. Dafür blinkte und piepste es selbst im Mercedes. Offensichtlich war er an koreanische Verhältnisse angepasst worden. Zwischendurch klingelte mehrfach Sohns Handy. Der Klingelton kam mir bekannt vor: „Freude schöner Götterfunken“.

Wir fuhren durch eine hügelige und kleinbäuerlich strukturierte Landschaft, vorbei an vielen Kohl-, Ginseng- und Reisfeldern. Hier war noch Handarbeit angesagt.

Als wir, nach einer Stunde Fahrt, kurz vor Mittag in der Lohas Academy ankamen, war ich angetan. Sie lag am Ende eines sanften Tals, die Gebäude waren harmonisch in die Landschaft eingebettet, von einem deutschen Architektenbüro futuristisch gestaltet und mit ökologischen Baustoffen und regenerativer Energie auf dem neusten Stand der Technik gehalten worden. Der Park um die Academy war herrlich angelegt und lud zum Spazieren ein. Kirschbäume, die Schatten gaben, Gemüsegärten mit Ginseng, Mangold und Weißkohl, Reisfelder, Staudenbeete mit vielen Blumen und Blüten. Dazu Springbrunnen, Bänke zum Ausruhen oder Nachdenken. Kleine Nischen in aufgestapelten Steinwällen mit Sinnsprüchen. Vögel und Schmetterlinge tanzten in der Luft und der Blick in das Tal ließ einen denken, man betrachte die Welt aus einer schönen Distanz.

Professor Sohn parkte das Auto abseits von der Academy, was üblich war. Staunend schlenderte ich an seiner Seite zum Hauptgebäude. Hier sah tatsächlich alles irgendwie nach Lohas aus - nach „Lifestyle of Health and Sustainability“. Alles schien zu schweben, die Landschaft, die Gebäude und die Menschen. Wir würden in Deutschland sagen:

voll esoterisch oder alle bekifft. In Korea aber war das einfach Teil der Kultur.

Im Hauptgebäude war die ehemalige Wohnung des Eigentümers und Öko-Pioniers Won Kyung Sun in ein Museum verwandelt worden. Vor dem Eingang lebte er als Denkmal weiter. Er musste wirklich visionär, berühmt und reich gewesen sein. Im Museum konnte ich mir einen Eindruck davon machen.

Anschließend gingen wir zum Mittagessen in die Kantine im Hauptgebäude. Das Essen war auch Lohas: wenig insgesamt, dabei viel Gemüse, eine Sanduhr auf jedem Tablett, das die Gäste mit ihrem Essen zu einem Tisch trugen. Mit der Uhr sollte bewirkt werden, daß das Essen nicht hektisch verschlungen, sondern mit Zeit genossen wurde. Natürlich nicht mit beliebig viel Zeit: exakt fünfzehn Minuten standen zur Verfügung; ein erneutes Umdrehen der Eieruhr war weder vorgesehen noch erlaubt. Gegessen wurde aus Kupferschalen mit Kupferstäbchen.

Wie andere Gäste des Hauses auch holten wir uns unser Mittagessen, etwas zu trinken und die Sanduhr. Das Essen war natürlich Bio, so gesund wie möglich und vegan. Kein Zucker, keine Gewürze - bis auf Chili-Pulver und etwas Salz, kein tierisches Produkt wie Fleisch, Ei und Käse. Damit setzten wir uns an einen Tisch aus edelstes Material aus uraltem Holz, verziert mit buddhistischen Zeichen und Bildern. Es fühlte sich wie eine große Ehre an, an so einem Tisch, in so einer Ambiente, essen zu dürfen.

Satt wurde ich nicht. Es war auch nicht sonderlich lecker. Ob die anderen Gäste auch so dachten? Für mich war das nichts. Zu wenig Menge, zu wenig Gewürz, zu wenig Fett, zu wenig ... alles. Sagen mochte ich aber nichts. Hoffentlich würde so die Zukunft nicht aussehen. War mir zu viel „Verzicht“ und „Esoterik“.

»Wo steht denn nun die Skulptur?«, fragte ich zum Ende des Mittagessens.

»Ich glaube, im Foyer zu den Tagungsräumen. Das ist gleich nebenan, wir können, nachdem wir die Tablett mit dem Essen zurückgebracht haben, rübergehen.«

»Einverstanden.«

Im Foyer vor den Tagungsräumen war es ruhig, hell und funktional. In einem Schaukasten entdeckte ich die Skulptur sofort. Sie war kleiner als ich erwartet hatte und viel hässlicher noch dazu. Kein Wunder, daß Reemtsma das gute Stück verschenkt hatte. Aus seinen Augen und auf Nimmerwiedersehen, so weit wie möglich weg von Hamburg.

Ich trat an die Vitrine heran. Keine Ahnung, was dieses grottenhässliche Teil mit dem Schatz zu tun haben sollte.

Vielleicht steckt ja was in ihrem Inneren, dachte ich. Ich müsste mir die Statue unbedingt einmal genauer ansehen, nicht nur durch das Glas der Vitrine. Ich zermarterte mir das Hirn, welchen Grund ich angeben könnte, um darum zu bitten. Aber selbst wenn mein Gastgeber es erlaubte, ich müsste ja unbeobachtet und allein mit ihr sein.

Ich schlenderte noch etwas um die Vitrine herum und setzte ein hoffentlich tief beeindruckt wirkendes, fasziniertes Gesicht auf.

Professor Sohn kam auf mich zu.

»Beeindruckend, nicht wahr?«

»Ja, sehr beeindruckend«, log ich. Ich löste den Blick von der Skulptur. »Hier würde ich auch gerne einmal eine Tagung machen.«

»Das ist gar kein Problem. Ich frage gleich mal an der Rezeption nach.« Zusammen gingen wir dorthin.

»An was für eine Tagung denken Sie?« fragte die Rezeptionistin.

»Einen Workshop, im Rahmen der Organic EXPO. So für dreißig eingeladene Gäste. Es sollte alles hier stattfinden, damit nicht alle nach der Tagung in ein Hotel fahren müssen. Zimmer für Gäste haben sie doch hier, oder?«

Sang Mok Sohn übersetzte.

Die Rezeptionistin nickte und sagte etwas auf Koreanisch.

»Kein Problem«, sagte der Professor. »Sie sagt, das würde sie alle sehr ehren. – Und sie möchte wissen, wann das sein soll.«

»Im September, die dritte Woche?«

Wieder Übersetzung hin und her.

»Da haben sie genug Kapazitäten, soweit ich weiß. Soll ich den Termin festmachen?«

»Das wäre fantastisch.«

Professor Sohn regelte nun alles.

Und ich überlegte schon einmal, wie ich angesichts dieser neuen Möglichkeiten im September die Skulptur genauer würde untersuchen können.

*

Zufrieden fuhren Sang Mok Sohn und ich wieder ab. Er brachte mich nach Goesan in mein Hotel.

»Vielen Dank.« Ich streckte dem freundlichen Professor die Hand hin.

Sang Mok Sohn war ein guter Dolmetscher und Gastgeber. Es war ein Vergnügen, mit ihm zusammen zu sein.

»Ich danke Ihnen. Für ihren Besuch und für Ihr Interesse, hier ein Symposium mit so wichtigen Gästen durchzuführen. Ich lasse Ihnen die Bestätigung zukommen. Die Details können wir später klären.«

»Das werden wir«, sagte ich, blickte Professor Sohn in die Augen und dachte für einen schrägen Moment lang an die tiefen Augenhöhlen im Gesicht des blauhaarigen Mädchens.

Donnerstag, 21. Mai 2015 - Springbockvley, Namibia

Mein Rücken tat weh. Die Sonne würde bald untergehen – was für ein Glück.

Seit Tagen war ich wieder einmal mit Claudia, Sophia – meiner ehemaligen Studentin, jetzige Doktorandin und zudem Besitzerin der Farm – sowie einigen Studenten dabei, Proben für meine Forschungen zum Klimawandel auf den riesigen Weideflächen von Springbockvley zu sammeln.

Jedes Jahr kamen wir zu diesem Zweck hierher. Sophia war für Claudia und mich längst zur guten Freundin geworden.

Mit dem Schatz hatte es gar nichts zu tun. Das war Arbeit.

Die zehntausend Hektar große Farm war geprägt von den für die Westkalahari typischen roten Sandböden und der spärlichen Vegetation aus hohen Gräsern. Eine dominante Art trug sehr zu Recht den Namen Stechgras. Gräser und große und kleine Akazien bildeten die Futtergrundlage für rund achthundert robuste Nguni-Fleischrinder und dreitausend Damara-Fettsteißchafe.

Wasser war hier das alles bestimmende Lebenselixier. Es regnete nur wenige Monate im Jahr, und auch nicht zuverlässig in jedem Jahr. Trockenjahre waren üblich. Die Westkalahari und damit auch Springbockvley gehörten zu den globalen Halbwüsten. Hier würde der globale Klimawandel am ehesten sichtbar werden. Meine Forschungen auf dieser Farm drehten sich darum, wie die Weidewirtschaft auf eine zunehmende Verwüstung reagieren konnte. Dafür kam ich schon seit Jahren in diese Region und sammelte Proben. Auf Springbockvley war das eine angenehme Angelegenheit. Ich wollte versuchen, einfach mal eine Weile lang nicht an den Schatz zu denken, ohne ahnen zu können, daß es wieder mal ganz anders kommen würde.

Sophia betrieb die Farm nach dem Konzept „Holistic Management“, welches scheinbar gut geeignet war, die Weideverhältnisse der Savanne zu nutzen und besser mit geringen Niederschlägen und stark wechselnden Bedingungen umzugehen. Hierzu gab es noch keine Forschungen, also übernahm ich das.

Der Forschungsalltag gestaltete sich weniger einfach. Überall auf der Farm hatten wir Parzellen ausgemessen, wo wir jährlich nach der Regenzeit Vegetationsproben sammelten, um zu sehen, ob sich etwas änderte durch die Beweidungsveränderungen.

In der trockenen Hitze im Mai fiel die Arbeit schwer. Das Stechgras und die vielen Fliegen, die um unsere Köpfe schwirrten, das ganztägige Kriechen und Bücken waren nicht angenehm. Mein Rücken beklagte sich entschieden und ich merkte nun doch mein Alter und meinen „Bürojob“.

Endlich schickte sich die Sonne an unterzugehen. Genug für heute. Wir packten die mit Proben gefüllten Tüten auf die Ladefläche des Geländewagens, stiegen selber auf und fuhren dem feurigen Sonnenball, einer Dusche und dem allabendlichen Sundowner entgegen.

*

Gewohnt angenehm rann der Gin Tonic unsere Kehlen hinab. Wir genossen ihn meistens in einer *pan* – so bezeichnen die Einheimischen die ausgetrockneten Wassersenken in der Kalahari, die nur selten mit Wasser gefüllt und ausgetrocknet, eine Salzpflanze darstellen – nicht weit vom Farmhaus entfernt, mit einem herrlich ruhigen und für das Auge so erholsamen Blick in die Weite der Savanne. Vögel flogen um diese Zeit in ihre Nachquartiere, irgendwo war immer ein Schakal zu hören. Dem Wechsel vom rotglühenden Sonnenuntergang zu einem Sternenhimmel, wie er nur hier erlebt werden konnte, zu folgen, war

immer wieder ein beeindruckendes Spektakel. Die Farben des Himmels um diese Zeit waren unbeschreiblich. Ein allmählicher Wechsel von Blau zu Orange.

Wolken, die ihre Farben über Rot und Türkis hin zu einem tiefen Blauschwarz veränderten. Je mehr Staub in der Luft ist, umso farbenprächtiger war diese Lichtorgie.

Danach tauchten die Sterne auf. Zuerst erkannte man den Abendstern. Weitere Sterne folgten, bis es plötzlich unendlich viele waren. Ein Band aus Sternen tauchte auf, die Milchstraße. Wie ein Wolkenband kam mir diese unvorstellbar weit entfernte Sternenstraße vor. Häufig versuchte ich, einige Sternbilder zu erkennen, zum Beispiel das Kreuz des Südens. Auch den Großen Wagen und Orion erkannte ich, bei den anderen versagte ich meistens.

Auch an diesem Abend sah ich den Sternen zu. Wie unbedeutend die Erde mit all ihren Problemen und Zuständen doch war. Ja, wie klein und unbedeutend ich selbst war. Das hatte etwas Melancholisches. Es war aber auch erleichternd zu wissen, daß alle Probleme und Sorgen der Menschheit selbstgemacht waren. Die Erde würde auch ohne Menschen weiterexistieren. Das Weltall würde noch nicht einmal mitbekommen, wenn die Erde weg wäre. Was sollte das also mit dem Kampf gegen und die Anpassung an den Klimawandel. Zum Beispiel hier auf der Farm. Auf anderen Planeten wäre unser Klimawandel völlig unbedeutend. Sie hatten entweder gar kein Klima, weil die Atmosphäre fehlte, oder sie waren so lebensfeindlich, daß Menschen oder sonstiges Leben, wie wir es kannten, dort nicht möglich war. Warum sich also Sorgen und Mühen machen ...?!

*

An diesem Abend war es schnell kalt geworden. Außerdem hatte sich Besuch angekündigt. Jemand, der mich sehen wollte, wie Sophia gesagt hatte. Ich war ebenso neugierig wie überrascht.

»Worum geht es?«

»Kann ich dir nicht sagen. Das wollte er am Telefon nicht sagen.«

»Und wer ist er?«

»Ich kenne den Mann nicht, die Stimme klang aber sympathisch. Ich hoffe, er ist nett.«

Das Abendessen stand auf dem Tisch. Wir hatten mit vereinten Kräften Kalahari-Trüffel, eine Pilzart, die schwer zu finden unter Stechgras-Horsten wächst, einen Braten von einem Springbock und Kartoffeln zubereitet. Im Kamin brannte ein Feuer, es war kuschelig und angenehm im Esszimmer des alten Farmgebäudes.

Das Haus, zu Zeiten des deutschen Kaisers aus Kalkstein erbaut, das den Untergrund der Farm ausmachte, hatte fast einen Meter dicke Wände. Es gab einen Turm, um die Umgebung beobachten zu können und bei einem Überfall Schutz zu finden. Vom Elternschlafzimmer aus führte eine schmale Leiter durch eine Luke auf den Turm. Im Turm lag alles bereit, um es für einige Tage dort aushalten zu können. Auch Wertgegenstände wurden hier aufbewahrt. Man durfte nicht vergessen, daß es auch einmal andere Zeiten gegeben hatte. Die deutschen Kolonialisten waren damals mit allen Gefahren für Leib und Leben, ob Krankheiten, Hunger oder Überfall, auf sich alleine gestellt.

Auch gegenwärtig waren die Menschen auf der Farm noch Selbstversorger mit Essen, Wasser und Energie. Sie lag am Rande einer *pan*. Im Untergrund – rund zwanzig Meter tief – gab es genügend gutes Wasser, das mit einer Windmühle in ein Becken gepumpt wurde. Dort schwammen Fisch, die die Aufgabe hatten, Mückenlarven zu vertilgen. Ab und zu schwammen hier auch die Menschen. Aber Baden war eher ein Luxus, denn das Wasser war lebenswichtig und nicht zum

Spaß da. Ein Gemüsegarten, einige Hühner, Zitrusbäume und Dattelpalmen spendeten nicht nur Schatten, sondern auch Essen. Die Bäume bei den Wohnhäusern waren schon immer von weit her sichtbar gewesen in der flachen endlosen Weite. Sie waren auch Wegweiser, um die Farmen finden zu können. Jede Farm war durch ihre Bäume unverwechselbar. Strom wurde durch Solarkollektoren produziert. Auch Feuerholz stammte von der Farm. So war alles da, um ein gutes, wohlhabendes Leben in der Wildnis zu führen.

Ich stand mit Sophia in der Küche und hörte Claudia nebenan mit den Studenten lachen. Wie froh war ich, meine Frau dabei zu haben. Das wäre erst recht so gewesen, wenn ich einer der weißen Kolonialisten gewesen wäre. Ohne Familie wurde es damals schnell einsam. Die Kolonialisten und die schwarzen Farmarbeiter und Haushaltshilfen - hier die Ovambos, da die Herreros - hatten privat nichts miteinander zu tun. Sie trauten einander nicht und das Arbeitsverhältnis war klar in „Herr“ und „Befehlsempfänger“ aufgeteilt. Was offenbar akzeptiert wurde. Mir war das fremd.

»Der Springbock ist uns gut gelungen, findest du nicht?« Sophia leckte sich gerade die Fingerspitzen ab.

Sie genoss unsere Anwesenheit, das wussten wir. Seit ihr Mann Ekehard vor einigen Jahren bei einem Sturz vom Windrad ums Leben gekommen war, führte Sophia die Farm allein. Das war einsam und arbeitsreich. Ich war beeindruckt von ihrer Energie und Fähigkeiten. Sie war eine starke Frau. Dabei war sie freundlich und aufmerksam, kein bisschen eingebildet oder herrisch. Dennoch wusste sie, was sie wollte und was sie nicht wollte.

Sophia blickte auf die Uhr. »Es ist kurz vor sieben. Jetzt müsste der Mann bald kommen.« Sie strich sich die Haare aus dem Gesicht. Jeder Besuch schien ihr willkommen zu sein. Man konnte hier niemals genug Bekannte haben.

Sophia schmeckte die Soße ab. »Ich hoffe, das Essen schmeckt ihm.«

Wie aufs Stichwort fuhr wenige Minuten später ein Geländewagen auf den Hof. Der Kies knirschte unter den Reifen, als er bremste. Wir hörten eine Autotür zuschlagen. Sophia und ich gingen auf die Terrasse, um den Besucher zu begrüßen.

Er kam mit festen und sicheren Schritten aus dem Dunkel auf die Terrasse zu, ein junger, muskulöser und sehr deutsch aussehender Mann, zwischen vierzig und fünfzig Jahre alt, blaue Augen, kurze blonde Haare, lange Nase, sehr helle Haut und selbstbewusst. Er trug Lederstiefel, eine Tarnhose der Armee, einen langen grünen Filzmantel und einen Cowboyhut, dazu eine ernste Miene im Gesicht. Sein Händedruck war fest.

»Guten Abend.« Er streckte zuerst Sophia, dann mir die Hand entgegen. »Mein Name ist Dietrich Bäcker. Ich freue mich, daß ich Sie einmal persönlich treffen kann, Herr Krahmann.« Der Fremde sprach mit fester Stimme und leichtem Akzent.

»Ganz meinerseits«, antwortete ich. »Wenn ich auch nicht weiß, wieso und woher Sie mich kennen.«

»Das würde ich Ihnen gerne erklären.«

»Kommen Sie rein.« Sophia lächelte den Mann freundlich an. »Hier draußen ist es kalt und drinnen wartet das Abendessen. Am Kamin.«

Im Esszimmer sahen Claudia und die Studenten uns erwartungsvoll entgegen. Sie schienen Hunger zu haben.

Wenig später war fast nur noch das Klappern von Tellern, Messern und Gabeln zu hören. Wir aßen in angenehm ruhiger Atmosphäre. Ohne viele Worte, ganz wie es der Landessitte entsprach. Etwas Small Talk, eine Bitte um einen Teller oder eine Schüssel. Das war`s.

Als der Tisch abgeräumt worden war, gingen die Studenten gleich auf ihre Zimmer im Gästehaus. Sie waren die Sonne und den langen Tag nicht gewohnt und deswegen müde, wollten Kraft tanken für den nächsten Tag, der früh beginnen würde.

Sophia, Claudia und ich tranken mit unserem Besuch noch ein Bier. Es dauerte nicht lange, da merkte ich, daß der Besucher gerne ein Gespräch mit mir allein haben wollte. Sophia und Claudia merkten es ebenfalls.

»Ich räume schon mal die Küche auf«, sagte Sophia, als sie ihre Dose Bier ausgetrunken hatte. »Ihr wollt sicher noch was reden.«

»Ich helfe dir«, verabschiedete sich auch Claudia. »Danach gehe ich ins Bett. Morgen müssen wir wieder früh raus.«

Der Fremde und ich blieben allein am Kaminfeuer zurück. Nun konnten wir reden. Ich war gespannt, was er von mir wollte.

»Ich bin der Sohn von Manfred Bäcker. Ich bin in Chile aufgewachsen, wo ich auch geboren wurde.«

»Ja ...?«

»Mein Vater war einer von Görings Agenten. Er und drei andere Agenten sollten eine Schatzkarte verstecken, damit der auf Gut Trenthorst vergrabene Schatz später gefunden werden würde.«

Mein Herz begann zu rasen. Da hatte er mich also wieder eingeholt, der Schatz.

Der Besucher blickte einen Moment lang ins Feuer und ich konnte nicht erkennen, ob er traurig blickte oder nur verträumt. Dann gab er sich einen Ruck.

»Meine Familie ist deshalb in Chile ermordet worden. Ich bin danach nach Namibia gezogen war, weit weg vom Ort meines Schmerzes und meiner Trauer. Habe mir hier eine Farm gekauft. Inzwischen habe ich erfahren, daß Sie Gutsdirektor und häufiger mal hier sind ...«

»Das stimmt. Und – was kann ich für Sie tun?«

Sein Blick verhärtete sich. »Ich kann es kurz machen: Ich will Rache üben am Mörder meiner Familie. Und ich will mit Ihnen zusammen den Schatz suchen, alleine schaffe ich es nicht und Sie sind der Chef auf Trenthorst. Sie können mit mir den Schatz finden.«

Für einen Moment schwiegen wir beide. In mir arbeitete es. Konnte ich diesem Mann vertrauen? Würde ich mit ihm vielleicht gar eine weitaus größere Chance haben, den Schatz zu finden als allein. Ich würde mit ihm teilen müssen. Wollte ich das?

»Vielleicht wissen Sie mehr über den Schatz als ich«, sagte ich endlich. Dann erzählte ich ihm von Kocholskys Überfall auf mich. »Der Kerl hat nicht nur Reemtsma entführt. Der schreckt so leicht vor nichts zurück. – Seit fast fünfzehn Jahren sitzt er seine wohlverdiente Strafe ab. Leider kommt er bald raus.«

»Er hat Sie gefoltert?«, fragte er. »Hatte es mit dem Schatz zu tun?«

»Womit sonst ...«

Ich fühlte mich plötzlich wieder sehr verletztlich und war erleichtert, einen Mitwisser zu haben. Bäcker dachte nach. »Ich bin überzeugt, daß der skrupellose Kerl auch der Mörder meiner Familie ist«, sagte er. »Und nicht nur das. Ich denke, er hat auch Alfred Hornbach, Siegfried Kuhlmann und dessen Sohn Johannes auf dem Gewissen. Um den Schatz zu finden, ist ihm wirklich jedes Mittel recht. Der schreckt vor nichts zurück ...!«

Ich nickte und zog den Kopf zwischen die Schultern. Für den Moment konnte ich die hilflose Angst von damals nicht wieder abschütteln, die Schmerzen und dieses grenzenlose Gefühl von Erniedrigung. »Wissen sie, wo der Schatz ist?« fragte ich.

»Nein, er hat die goldene Uhr gestohlen, die mir mein Vater – zusammen mit der damit verbundenen Geschichte – geschenkt hat. Dann hat er meine Frau und meine Kinder umgebracht.«

»Das tut mir sehr leid.«

»Danke. - Kocholsky ist brutal. Ich habe mir schon oft gewünscht, er hätte mich auch erledigt, weil es so unsagbar schrecklich ist, mit diesen Bildern in meinem Kopf weiterzuleben. Ich habe keine Ahnung, warum er mich am Leben ließ. – Aber jetzt will ich nur noch eines:

Ich will dieses Schwein umbringen. Den Kerl ausradieren für immer. Das ist alles, was ich noch will.«

*

Eine halbe Stunde später hatten wir alles beschlossen. Wir würden zusammen nach Kocholsky suchen, sobald er entlassen worden war, ihn im Auge behalten.

Wir würden Seite an Seite den Schatz suchen. Mochte Bäcker seine Rache nehmen, er hatte es wohl noch nötiger als ich selbst.

Ich informierte Bäcker, daß Kocholsky bereits vier der fünf goldenen Uhren besessen hatte und daß zwei davon nun bei mir waren.

Es war kurz vor Mitternacht, als Dietrich Bäcker das Haus verließ. Er war ein aufrichtiger, aber auch ein verbitterter und wütender Mann, der vor nichts zurückschrecken würde, wenn es um Rache für den Mord an seiner Familie ging. Genauso einen Partner konnte ich für meine Suche gebrauchen. Wenn Kocholsky dabei aus dem Weg geräumt werden wurde, umso besser. Ich hatte immer noch eine Höllenangst vor ihm – das war mir gerade wieder klar geworden. Solange er nicht beseitigt war, so lange war ich nicht sicher. Ich selbst wollte kein Mörder werden, ich könnte nicht einmal ein Tier schlachten. Aber wenn jemand anderes Kocholsky ermordete, so sollte es mir recht sein.

Wir reichten einander die Hände. »Wir treffen uns wieder, sobald Kocholsky entlassen ist.«

Dietrich Bäcker fuhr davon und ich ging mit einem Kopf voller Gedanken ins Bett.

Ich strich Claudia, die schon schlief, kurz durchs Haar, dann rollte ich mich auf die andere Seite. Mein Rücken gab zum Glück Ruhe. Noch ein paar Tage, dann würden wir mit dem Sammeln der Proben für

diese Saison fertig sein und zurückfliegen. Ich freute mich auf Zuhause.

Montag, 21. September 2015 - Lohas Academy, Südkorea

Als ich am Vormittag in der Lohas Academy in Goesan ankam, war ich der erste der dort erwarteten Gäste. Über dreißig Wissenschaftler aus fünfundzwanzig Ländern hatten sich angesagt.

Ich hatte die gesamte Lohas Academy für drei Tage gemietet, um mit meinen Freunden und Kollegen über die Zukunft des Ökolandbaus und die Rolle der Forschung zu diskutieren. Eine prächtige Tarnung, wie ich fand, um nebenbei die Skulptur untersuchen zu können.

Ich wollte endlich wissen, was so wichtig an ihr war, daß sie sogar von Göring in seinem Brief erwähnt wurde. Der Reichskanzler hatte sicher viel wertvollere und bedeutendere Kunstwerke besessen. Warum ausgerechnet "Das Mädchen mit blauem Haar"?

Zu Hause hatte ich die Fotos, die ich beim ersten Besuch in der Academy gemacht hatte, benutzt, um selbst eine Kopie anzufertigen, was mein künstlerisches Geschick nicht sonderlich überforderte. Es war keine David-Statue, es war eine Skulptur, wie Erich in Dresden mich gelehrt hatte. „Das Mädchen mit blauem Haar“ war nur vierzig Zentimeter hoch, ein Hohlkörper aus Ton, allzu schlicht in der Form und in unspektakulären Farben gehalten.

Schwieriger war der Transport gewesen. Ich hatte die Kopie, sorgfältig verpackt, in einen stoßfesten Reisekoffer gesteckt, der mit einem Aufkleber „fragile“ versehen war. Ich hoffte, daß alles heile blieb.

Bei der Einreise nach Südkorea gab es zum Glück keine Probleme bei der Zollkontrolle. Niemand interessierte sich sonderlich für mein umfangreiches Gepäck, denn Koreaner und andere Asiaten reisen gerne mit viel Gepäck.

Schmunzelnd dachte ich an die vielen Elektrogeräte und Pantoffeln, die sie sicher auch unterwegs brauchten.

Als Chef der EXPO war ich mit einer Limousine vom Flughafen abgeholt worden. Platz genug für mein Gepäck und ich genoss den Service.

Die Koreaner wissen eben, wie sie Gäste beeindrucken können, dachte ich. Davon konnten wir uns in Deutschland sicher eine Scheibe abschneiden.

Die Academy war ein Tagungshaus erster Klasse, und, weil ich hier übernachtete, ein toller Ort, um mein Vorhaben umzusetzen. Als wir nach einer Stunde Fahrt in der Academy ankamen, brachte ich mein gesamtes Gepäck sofort auf mein Zimmer, den Service der freundlichen Koreaner lehnte ich freundlich ab. Die Skulptur ließ ich dort im Kleiderschrank verschwinden. Noch in der Nacht würde ich sie austauschen, um im Original nach dem Geheimnis zu suchen.

Dieses Zimmer war elegant und angenehm, nicht überladen mit Elektrogeräten. Nur die obligatorischen Plastik-Pantoffeln standen im Badezimmer. Alles war fast „deutsch“: schlicht, qualitativ hochwertig, gut verarbeitet. Man merkte dem Haus an, daß ein deutscher Architekt es geplant hatte.

Die Aussicht durch die Großen Fenster auf die bewaldeten Hügel und den wundervoll angelegten Park im Sonnenschein war herrlich.

Ich sah auf die Uhr. Ich würde mich noch ein wenig auf dem Bett ausstrecken können. Es würde sicher ein langer Abend werden.

*

Und es wurde ein langer Abend. Als Gastgeber genoss ich es, die Gäste zu begrüßen, die nach und nach eintrudelten. Nach dem veganen Abendessen saß man noch in Kleingruppen auf den Sitzbänken im Foyer der Academy, genoss das koreanische Reisbier und den guten Wein, unterhielt sich und stimmte sich so auf die Tagung ein. Ich begnügte mich mit einer Flasche Mineralwasser. Alkohol wollte ich nicht, weswegen ich es als angenehm empfand, mit den moslemischen und abstinenten Gästen einen Plausch zu halten. Mein Platz war nicht weit von der Vitrine mit der Skulptur entfernt. Sie stand auf ihrem Sockel mitten im Foyer, gut sichtbar für jeden.

Die Vitrine war nicht abgeschlossen und die Skulptur nicht besonders gesichert. Es würde ein leichtes sein, sie gegen meine auszutauschen, wenn alle anderen sich erst einmal zurückgezogen hätten.

Es wurde drei Uhr nachts, als die letzten gähnten und zu Bett gingen. Nur Reza saß noch bei mir. Sehr nett, sehr unterhaltsam. Und leider kein bisschen müde, wie mir schien.

Ich gähnte demonstrativ. »Ich glaube, ich gehe jetzt ins Bett.«

»Schlaf gut«, antwortete er lächelnd. »Ich bleibe noch etwas und schaue mir den Sonnenaufgang an.«

Mist aber auch, dachte ich. Dabei hatte ich die Skulptur schon in meinen Händen gesehen. Enttäuscht ging ich zu Bett. Es waren nur noch wenige Stunden bis zum Tagungsbeginn.

*

Auch dieser Tag war lang gewesen. Sichtlich müde von all den Diskussionen nahmen wir das Abendessen ein. Danach ging ich auf mein Zimmer und lag schon bald darauf im Bett.

Ich stellte meinen Wecker auf zwei Uhr nachts. Dann sollten wohl alle schlafen.

Als der iPhone-Wecker, im Schlummermodus, erstmals seine melodiöse Stimme erhob, musste ich mich erst einmal orientieren. Ich stellte den nervigen Ton ab, ging ins Bad, warf mir kaltes Wasser ins Gesicht und versuchte, einen wachen Kopf zu bekommen. Ich würde so gern noch weiterschlafen. Na gut, dachte ich, fünf Minuten lege ich mich noch hin.

Ich war wohl gerade wieder im Tiefschlaf, als der Wecker erneut klingelte. Es war zwei Uhr fünfzehn. Leise fluchend zog ich mich an, verzichtete aber auf Socken und Schuhe und schlich, die Kopie des Blauhaarmädchens in einer Stofftasche in der Hand, aus dem Zimmer.

Nachtlicht an den Wänden sorgte für ausreichend Orientierung. Im Flur war alles ruhig.

Das Foyer am Ende des Flures lag eine Treppe tiefer.

Als ich mich dem Treppenabgang näherte, hörte ich Stimmen. Ich blieb stehen und schaute in das offene Foyer.

Reza schon wieder. Er saß zusammen mit Erik, dem Holländer, und Raffaele, dem Italiener vor einigen Flaschen Bier. Sie saßen direkt vor der Vitrine. Oh Mann, dachte ich, habt ihr kein Zuhause?! So konnte ich unmöglich an die Vitrine ran.

Mist.

Ich schlich in eine Nische, setzte mich im Schneidersitz auf den Fußboden und wartete, den Rücken an die Wand gelehnt.

Ich musste lange warten. Mehrmals nickte ich kurz ein, aber es war zu unbequem, um wirklich einzuschlafen.

Eine gefühlte Ewigkeit später hörte ich Flaschengeklapper und Stühlerücken.

Sofort war ich hellwach.

Hatte ich endlich freie Bahn.

Ich hörte, wie die drei die Treppe hochkamen und drückte mich in meiner leider nicht blickdichten Nische dicht an die Wand. Zum Glück waren die Kollegen viel zu beschäftigt miteinander und sich selbst, um mich zu bemerken. Nicht lange, dann hörte ich sie die Türen ihrer Zimmer schließen.

Endlich!

Ich versicherte mich ein letztes Mal, daß die Luft nun rein war. Dann eilte ich zur Vitrine. Ein kurzer Blick, die Skulptur „Das Mädchen mit dem blauen Haar“ runter vom Sockel, ab auf den Boden, meine Tasche auf, die Kopie raus, rauf auf den Sockel und schnell die echte Skulptur in die Tasche gesteckt. Trotz des leichten Gewichts der Skulpturen kam ich gehörig ins Schwitzen.

Ich eilte zurück, auf nackten Füßen.

In meinem Zimmer musste ich erst einmal tief Luft holen. Alles war glattgegangen – Gott sei Dank!

Im Schein der Schreibtischlampe nahm ich die Skulptur in Augenschein.

Ich schaute mir den Sockel vom „Mädchen mit blauem Haar“ gerade von unten an, als es an der Tür klopfte.

Scheiße! Beinahe hätte ich die Skulptur fallen gelassen. Mich hatte doch jemand gesehen. Der Diebstahl war aufgefallen. Was sollte ich denn jetzt machen?!

Es klopfte wieder.

»Gerald?«, hörte ich eine Stimme leise rufen. »Ich bin's, Reza.«

Oh nein, was wollte der denn schon wieder? Schnell ließ ich die Skulptur unter meinem Kopfkissen verschwinden

«Ja?«, antwortete ich, so schlaftrunken wie möglich klingend. »Wer ist da?«

»Reza. Kann ich reinkommen?«

»Reza, was gibt es denn? Ich bin müde.«

»Hast du Kopfschmerztabletten dabei?«

»Ja, warte, ich gebe dir welche.«

Ich machte Aufstehgeräusche, ging so laut ins Bad, daß er es hören musste, kramte in meiner Kulturtasche herum, nahm zwei Aspirin heraus und brachte sie ihm.

»Oh, Gott sei Dank, danke dir.«

»Gern geschehen. Gute Nacht und gute Besserung.« Ich machte Anstalten, die Tür wieder zu schließen. Nicht zu schnell, um nicht zu unhöflich zu wirken.

»Gute Nacht.«

Wenig später hörte ich ihn davongehen. Den nächsten, der mich stört, bringe ich um ...!

*

Wie vermutet, war die Skulptur hohl. Erich aus Dresden hatte es mir schon verraten. Durch das schmale Loch im Boden griff ich mühsam in den Hohlraum. Ich fühlte nichts als grobe Wände aus Ton.

Da war nichts.

Ich stellte die Skulptur wieder auf den Schreibtisch.

Der offene Mund fiel besonders auf, mehr noch als das wohl irgendwann mal blauer gewesene Haar.

Ich steckte einen Finger hinein. Das Loch war größer als vermutet, ein richtiger Rachen, wie bei einem normalen Menschen.

Ich nahm meine kleine LED-Taschenlampe aus der Hosentasche und spähte in den Schlund. Im Hintergrund erkannte ich ein bleistift dickes Loch, es ging in Richtung des großen Hohlraums.

Gab es eine Verbindung zwischen beiden Öffnungen? Erst bei genauer Betrachtung entdeckte ich einen ganz leichten Lichtschimmer.

Tatsächlich, es gab eine direkte Verbindung zwischen dem Mund und dem Hohlraum im Rumpf. Die aber war halb verstopft.

Vielleicht war es Ton. Vielleicht aber auch nicht.

Ich suchte mir eine Pinzette aus meiner Kulturtasche.

Nach einer halben Stunde hatte ich einen kleinen, eingerollten, schon sehr vergilbten und verfärbten Zettel aus dem Loch gefischt.

Nun schien das Licht deutlich durch das Loch hindurch. Die Verbindung war frei.

*

So vorsichtig, wie man eine noch unwillige Jungfrau berührt, rollte ich den brüchigen Zettel auseinander. Er war kaum größer als ein Post-it heutiger Zeit.

Ich entdeckte eine Matrix. Wie eine leere Tabelle.

Ich wusste sofort, was für einen Zweck diese Tabelle hatte. Ich erkannte die Buchstaben, die x, xx, ci, und so weiter. Hier konnte ich die Codes eintragen.

Mit fliegenden Fingern nahm ich meine Codes und begann, die Tabelle abzuzeichnen. Dann trug ich meine Zahlen ein. Eine Stunde später, bald würde die Sonne aufgehen, sah ich folgende Tabelle vor mir liegen:

N	53	4			8	2	6	j
O	10	3	1		7			b
N	53	4						h
O	10	3	1	4			5	t
N	53	4	6					p
O	10	3				6	5	k
N	53	4		0		6		f
O	10	3			7		2	f
			x	xx	ci	cxi	m	

Die Zeilen mit dem „f“ schienen wichtig zu sein, weil alle anderen Buchstaben nur einmal auftauchten. Ich schrieb mir diese Daten in eine GPS-Form auf und setzte für fehlende Zahlen ein „?“ ein:

53°4?0?.6?" Nord, 10°3??.?2" Ost

Das waren eindeutig noch zu viele Fragezeichen, aber ich war mir sicher, ich war einen großen Schritt weitergekommen.

Eilig brachte ich „Das Mädchen mit den blauen Haaren“ in die Vitrine zurück und nahm die Kopie an mich.

Erschöpft aber glücklich ging ich nun endlich wieder ins Bett.

Kapitel 9: 2017

Mittwoch, 4. Januar 2017 - Hamburg: Entlassen!

Kocholsky war froh, daß seine Verbindungen genügten, um ihn auch vom Knast aus mit allen nötigen Informationen zu versorgen, weit über Deutschland hinaus. Davon abgesehen kochte er vor Wut. Seit Jahren war dieses Feuer in seinem Bauch, in seinem Kopf, in seinem Herzen.

Seine goldenen Uhren waren gestohlen worden, von der Witzfigur aus Trenthorst, diesem Knilch von Institutsleiter, und er hatte keine Ahnung, wie er das geschafft hatte. Dabei war er so sicher gewesen, daß sie dort niemand würde finden können, so mitten in der Wildnis, in einem Baum versteckt.

Vor einigen Wochen hatte er einen seiner Vertrauten in Botswana, George, gebeten, nach dem Rechten zu sehen und die Uhren aus dem Baum zu holen. Kocholsky hatte Angst bekommen, daß sie dort nicht mehr sicher waren. Und er sollte Recht behalten.

Ein Barkeeper der Chobe Safari Lodge, ein gewisser Luan, hatte verraten, daß vor einigen Jahren ein deutscher Gast mit seiner Frau da gewesen sei, der nach einem bestimmten Baobab gesucht habe.

Im Gästebuch wurden nur die Namen eines einzigen deutschen Paares gefunden, das – während andere nur wenige Nächte lang blieben- geschlagene drei Wochen im Chobe Safari Lodge verbracht hatte. Genau die beiden hatten sich so für den Baobab interessiert.

*

Er würde nun nicht mehr allzu viele Nächte hinter diesen Mauern verbringen. Kocholsky legte sich aufs Bett. Fast wurde er ein bisschen melancholisch. Fünfzehn Jahre waren eine lange Zeit gewesen. Verflucht, er musste sich ablenken. Melancholie passte nicht zu einem Kerl wie ihm.

Er verschränkte die Arme hinterm Kopf, guckte an die Zellendecke und rief sich noch einmal in Erinnerung, was George ihm über den Barmann erzählt hatte. Eine schöne Geschichte. Eine von der Sorte, die Kocholsky liebte. George konnte gut erzählen. Er hatte sogar eine poetische Ader. Kocholsky hatte dafür ein hervorragendes Gedächtnis. Wenn er George's Geschichte aus dem Stand wörtlich nacherzählen sollte, dann klänge sie wohl so:

»Am Abend saß ich mit einem Drink auf der Terrasse, die im Schilf direkt am Ufer stand, an der Bar. Der Fluss floss langsam vorüber. Ein herrlicher Platz. Flusspferde grunzten, Vögel zogen in ihre Nachquartiere. Da hörte ich ein Plantschen. Ein Krokodil hatte einen Vogel gerissen. Ein kurzes Plantschen nur, Vogelgeschrei und dann war wieder Ruhe. Eine unheimliche Ruhe.

Mein Blick fiel auf das Krokodil-Warnschild, das am Geländer der Terrasse angebracht war. Hier gibt es richtig große Exemplare, aber sie waren fast nie zu sehen. Nur selten sah man Wasserwirbel oder die Nüstern der Tiere.

Die Krokodile waren irgendwo im Wasser oder im Schilf, das wussten alle. Die Krokodile hatten Geduld. Sie warteten auf Gelegenheiten. Sie waren die Herren des Flusses und alle hatten höllischen Respekt vor ihnen. Schwimmen im Chobe wäre Selbstmord gewesen.

Ich habe gewartet, bis auch der letzte Gast gegangen war und der Barkeeper den Abend beenden wollte. Er brachte mir die Rechnung.

Ich schaute kurz drauf und griff in meine Westentasche. Aber ich habe kein Portemonnaie herausgezogen, sondern meine Smith & Wesson, mit Schalldämpfer natürlich. Dieser Barkeeper machte große Augen,

aber nicht lange. Da war nämlich plötzlich so ein kleines Loch in seiner Stirn. Er fiel mir direkt in die Arme. Ich hievte ihn übers Geländer und ließ ihn fallen. Dieses Mal war das Plantschen lauter als beim Vogel. Dann sah ich einen heftigen Wirbel im Wasser. Ein wunderschöner Wirbel ...«

Kocholsky fand das einfach wunderbar. Er schloss die Augen, um ein Nickerchen zu machen. Schade, daß er nicht selbst dabei gewesen war. Er liebte Krokodile.

*

Der Tag der Entlassung war gekommen. Kocholsky genoss sein letztes Frühstück im Knast und schwor sich, daß dies lebenslang die letzte Mahlzeit hinter schwedischen Gardinen sein würde. Nicht daß er beschlossen hätte, anständig zu werden. Er würde sich nur nicht mehr erwischen lassen. Er biss in das Mortadella-Brötchen. Die goldenen Uhren können mir eigentlich gestohlen bleiben, dachte er. Leider aber fehlen damit auch die Codes.

Die Zettel, auf denen sie standen, hatte ihm die Polizei abgenommen. Leider gab es keine Kopie, weil er niemals auf die Idee gekommen wäre, daß der Zettel abhanden kommen könnten. Außerdem hatte er ja genau deswegen die Uhren versteckt, damit er den Code immer wieder abschreiben konnte. Er hatte das für das sicherste und raffinierteste Vorgehen gehalten. Nun hatte er nur noch zwei goldene Uhren, und der Loser aus Trenthorst zwei andere. Gut, dachte er immer wieder, daß er nicht alle vier Uhren im Baum versteckt hatte. Zwei waren im Chobe Safari Lodge, und diese hatte bislang noch niemand gefunden, so hoffte er. Die musste er holen, den Code noch einmal abschreiben und sich dann die beiden Uhren wiederholen, die ihm gestohlen worden waren. Diesen Besuch würde der dämliche Institutsleiter mit Sicherheit nicht vergessen. Oder vielleicht doch. Wahrscheinlich würde

er ja sein Erinnerungsvermögen eingebüßt haben, wenn er mit ihm fertig wäre. Und nicht nur das.

*

Noch bevor die anderen Gefangenen zum Mittagessen gingen, stand Kocholsky von innen vor dem Tor der Justizvollzugsanstalt Fuhlsbüttel in Hamburg.

Nun macht schon auf, dachte er. Ich war lang genug hier drin. Die blöden Richter hatten die Anträge seines Anwalts auf vorzeitige Haftentlassung immer wieder abgelehnt. Keiner hatte sich bestechen lassen, alle zweifelten an seiner Bekehrung. Nun ja, das konnte er ihnen ja eigentlich nicht verübeln.

Das Summen des Elektromotors, der das Tor öffnete, riss ihn aus seinen Gedanken. Erhobenen Kopfes ging er hindurch. Wenige Schritte nur. Ab in die Freiheit.

Er blickte zum nur locker bewölkten Himmel. Hier und da kam die Sonne heraus. Irgendwie ein Abbild meiner Stimmung, dachte er.

Mit dem Koffer in der Hand machte er sich auf den Weg zur nächsten S-Bahn-Station. Es musste nach Ohlsdorf.

Er hatte viel zu tun. Aber erst einmal zog es ihn nach Sankt Pauli. Er brauchte erst einmal einen Schnaps, oder besser noch mehrere, und dann einen ordentlichen Fick.

Danach würde er loslegen. Erbarmungslos.

Montag, 13. März 2017 - Addis Abeba: wiedererkannt

Es war fast sechs Uhr morgens. Das Kabinenlicht ging an und eine unangenehm wache Stimme aus dem Lautsprecher kündigte den Landeanflug an. Müde wachte ich aus meinen Halbschlaf auf. Der Flug von Frankfurt nach Addis Abeba war nach sieben Stunden wieder einmal vorbei und wie immer wenig erholsam gewesen. Ich bereitete mich auf die Landung vor.

Dreißig Minuten später stand ich mit Hunderten ebenfalls übermüde-ter Fluggäste in der Warteschlange vor der Immigration des Bole Airport von Addis Abeba. Vor mir noch mindestens fünfzig Leute, hinter mir wohl dreimal so viele.

Dieses war einer der Gründe für meine zunehmende Aversion gegen das Fliegen. Anstehen für Einchecken, Sicherheitskontrolle, Passkontrolle, Warten auf das Boarding, einsteigen, den engen Sitz einnehmen und dann in Stand-by gehen, bis der Flug zu Ende war. Dann wieder aussteigen, versuchen, als erster an der Passkontrolle zu sein, am Gepäckband anstehen, zur Sicherheitskontrolle und dann endlich raus aus dem Flughafen. Immer das Gleiche, auf jedem internationalen Flughafen der Welt. An manchen Tagen fühlte ich mich wie ein Schwein auf dem Weg durch einen Schlachthof: fremdbestimmt und wehrlos durch die Schleusen geschickt.

Es ging langsam voran, weil wieder nur zwei von zehn Schaltern besetzt waren. Trotzdem hoffte ich, heute schnell durchzukommen. Ich musste um acht im Büro sein und würde vorher gerne noch duschen.

Nach weiteren dreißig Minuten war ich abgestempelt, abgenervt und wieder einmal in Äthiopien eingereist. Schnell ging ich Richtung Ausgang. Weil ich keinen Koffer aufgegeben hatte, brauchte ich nicht zu warten.

Dann sah ich ihn.

Kocholsky.

Ich sah ihn zwar nur von der Seite, aber es gab keinen Zweifel, er war es. Sein Gesicht würde ich einfach nie wieder vergessen können.

Er stand am Gepäckband für Fluggäste der Business Class und wartete offensichtlich mit anderen Passagieren auf sein Gepäck.

Mir lief ein kalter Schauer über den Rücken. Schnell schaute ich weg, senkte den Kopf und lief so unauffällig wie möglich an ihm vorbei zum Ausgang. Ich wusste, daß er aus dem Gefängnis entlassen worden war, aber hier hatte ich ihn nun überhaupt nicht erwartet.

Hoffentlich hat er mich nicht gesehen, dachte ich. Und hoffentlich ist er nicht meinetwegen gekommen ...!

*

Die Angst saß mir im Nacken wie der Griff einer riesigen Spinne. Ich traute mich nicht, zurückzuschauen um zu sehen, ob er mich entdeckt hatte. Ich spürte die Schmerzen in den drei Zehenspitzen, die nun schon seit so vielen Jahren einfach nicht mehr da waren. Phantomschmerzen – schlimmer ging es kaum.

Nachdem ich das Flughafengebäude verlassen hatte, wurde ich etwas ruhiger. Ich sah die Schlange der Taxis vor dem Eingang und nahm mir den ersten in der Reihe, einen blauen Lada, uralte aus der kommunistischen Zeit in den Achtziger Jahren, von den Russen geliefert. Diese Modelle waren die hier üblichen Taxis. Gewöhnlich wirkten sie derart kaputt, daß ich mich wunderte, wie sie immer noch fahren konnten. In Deutschland würde man sie nie und nimmer über den TÜV bringen. Trotz des klapprigen Zustandes ihrer Vehikel nahmen die Taxifahrer stattliches Geld für den Transport. Geld, das offensichtlich kein Taxifahrer jemals in sein Auto investierte.

Wir waren gerade losgefahren, da fiel mir ein, daß ich ebenso gut warten könnte, bis auch Kocholsky das Terminal verlassen haben würde. Ich wollte einfach sicher gehen, mich nicht geirrt zu haben.

Mit der Begründung, ich müsse noch was am PC machen, bat ich den Taxifahrer anzuhalten. Der stoppte gelassen aber mit laufendem Motor am Straßenrand, wusste er doch, daß die meisten Ferenjis, wie die Weißen in Äthiopien genannt werden, dienstlich in der Stadt waren. Am Computer konnten sie nur arbeiten, wenn das Auto stand. Die Fahrzeuge und die Straßen waren so kaputt, daß ein Arbeiten während der Fahrt nicht möglich war.

Ich packte meinen Computer aus, schaltete ihn ein und tat so, als wenn ich daran arbeiten würde. Ich konnte so hervorragend sehen, wer aus dem Terminal kam.

Minuten später sah ich, wie Kocholsky aus dem großen Gebäude kam und ebenfalls auf die Lada-Taxis zusteuerte. Tür auf, Tür zu, weg war er.

Ich muss wissen, was er vorhat, dachte ich, und bat meinen Fahrer, dem anderen Taxi zu folgen.

Darin säße ein Bekannter - wir wollten zum gleichen Hotel.

Der Fahrer fragte nicht, warum wir dann in getrennten Taxen fuhren. Wer verstand schon die Ferenjis?

In dichtem Abstand folgten wir Kocholsky durch die Stadt. Es fuhr zum Intercontinental Hotel, gar nicht weit entfernt von meinem Büro im UN- und Geschäftsviertel von Addis Abeba.

Auch wir hielten an.

Ich sah, wie Kocholsky ausstieg und in das Hotel ging.

Konnte Kocholsky wissen, daß ich hier in der Nähe mein Büro hatte. Würde er mich wieder unter Druck setzen wollen, auf die ihm eigene perfide Weise.

Mein Fahrer verlangte zwanzig Euro für die sechs Kilometer lange Fahrt. Ich zahlte und stieg ebenfalls aus. So unauffällig wie möglich machte ich mich auch auf den Weg ins Interkontinental. Ich kannte es

gut, weil ich hier immer meine Gäste unterbrachte und auch selbst schon mehrmals hier geschlafen hatte.

Die Rezeption war rechts vom Eingang. Ich sah beim Reingehen, wie Kocholsky dort stand und eincheckte. Ich ging geradeaus in den Bereich mit den Sesseln und Nischen. Hier konnte er mich nicht entdecken, ich ihn aber gut beobachten.

Kocholsky ging zum gläsernen Fahrstuhl, von der Lobby aus gut einsehbar. Er fuhr allein nach oben, in den dritten Stock, wie ich an den Leuchtziffern sehen konnte. Ich konnte sehen, wie er den Gang zu den Zimmern entlang ging und merkte mir die Tür, durch die er sein Zimmer betrat.

*

Ich atmete hörbar. Zu Fuß war ich in den dritten Stock gelaufen. Ich verschnaufte einen Moment. Dann ging ich den Gang entlang, den Blick auf die Türen gerichtet. Kocholsky hatte Zimmer 308. Ich ging zurück in die Lobby, nahm mein Handy, rief die Rezeption des Hotels an und bat, mich mit Zimmer 308 zu verbinden. Ich wurde ohne weitere Fragen durchgestellt. Das Telefon klingelte vielleicht zehnmal, dann nahm Kocholsky den Hörer ab.

»Yes?«

»Hello, do I speak with Mister Tadesse?«

»No, here is Mister Mueller.«

»Oh, sorry, then I've got the wrong number.« Ich legte auf.

Müller also. Hatte er unter diesem Namen auch eingecheckt?

Ich ging zur Rezeption und fragte, ob Mister Müller bereits eingetroffen sei.

»Yes, he has already checked in. Shall I call his room telephone?«

»No, thank you. That's not necessary. I will wait for him here in the Lobby.«

Die hübsche Rezeptionistin lächelte mich an. Ich ging zurück zu meinem Sessel in der Lobby.

Mittlerweile war es schon halb acht, ich musste los. Leider ohne vorher zu duschen. Ich ging zu Fuß vom Intercontinental Hotel in mein Büro im Hisham Building - es lag nur dreihundert Meter entfernt - den Kopf voller Gedanken. Ob er mich suchte? Oder ob er – so wie ich – in Äthiopien auf der Suche nach der fünften Uhr war. Was sonst sollte er hier? Wie konnte ich das herausbekommen?

*

Ich brauchte einen langen Atem. Seit über eineinhalb Jahren war ich nun schon in Äthiopien. Nachdem ich 2015 von Dietrich Bäcker in Namibia erfahren hatte, daß ein gewisser Holger Sattelmacher aus Äthiopien die fünfte Uhr habe, hatte ich Sonderurlaub genommen und noch im Herbst als Entwicklungshelfer in Äthiopien angefangen. Das Geld und die Aufgabe stimmten. Ich sollte das deutsche Programm zur Produktionssteigerung im Ackerbau in Äthiopien aufbauen.

Auch wenn die Arbeit so ganz anders war als die in Trenthorst, sie mir sogar Spaß machte, so diente sie doch vor allem der Tarnung. Als Entwicklungshelfer konnte ich mich recht frei in Äthiopien bewegen und nach der Uhr suchen. Claudia wollte nicht mitkommen, ihr war es zu heftig, aber wir wollten uns viel gegenseitig besuchen, und nannten diese Zeit dann „Quality Time“. So was musste und sollte die Beziehung aushalten. Da waren wir beide uns sicher.

Das war mir wichtiger als meine Aufgaben als Entwicklungshelfer, wichtiger als das Abenteuer, die Ehre und gutes Einkommen. Nur mit der fünften Uhr hatte ich noch eine Chance, den Schatz vor Kocholsky zu finden, und dann reich zu sein, sehr reich.

Es war nicht schwer, die Adresse des Agenten Holger Sattelmacher zu ermitteln. Addis Abeba ist eine Fünf-Millionen-Stadt. Dennoch waren die „Weißen“, die Ferenji, die schon lange in der Stadt wohnten, bei den Äthiopiern, die in den Stadtteilen lebten, gut bekannt. Ungefähr so, als wenn ein Schwarzer in Deutschland auf dem Dorf wohnt. Er kennt die anderen kaum, aber alle wissen, daß er dort wohnt.

Sattelmacher war vor vielen Jahrzehnten hergezogen. Zwar war er selbst vor fünf Jahren in einem Krankenhaus in der Schweiz im Alter von über neunzig Jahren gestorben, erfreulicherweise an Altersschwäche, aber seine Familie war stadtbekannt.

Sein Sohn Adolf und dessen Frau Helga, beide um die sechzig Jahre alt, wohnten nun in der großen Villa im Stadtteil Kirkos, eines der wichtigen Geschäftsviertel von Addis Abeba. Hier waren solche Villen Millionen wert: Dollar wohlgemerkt.

Villen wurden in dieser in meinen Augen hässlichen Stadt aus zweierlei Gründen gekauft. Im besten Fall dienten sie ihrem neuen Besitzer als Wohnung. Oft aber wurden sie abgerissen, um riesige Hotels oder Bürogebäude zu bauen, was äußerst lukrativ war. Bauland war knapp in Addis Abeba, besonders hier in Kirkos. Das einzig wirklich Wertvolle in Äthiopien war eben Land.

Ich sah aus meinem Bürofenster auf die Stadt hinab, als ich bemerkte, wie durstig ich war. Im selben Moment musste ich schmunzeln, als ich daran dachte, daß die äthiopische Währung Birr heißt. „How much costs a beer? Ten birr, please!“. Aber es war noch zu früh für Bier. Ich schenkte mir ein Glas Wasser ein und sinnierte über mein Lieblingsthema: den Schatz, das Abenteuer, das mit der Suche verbunden war. Der Schatz war zu meinem Lebenselixier par excellence geworden.

Birr-Reichtum war nicht mit hohem Lebensstandard gleichzusetzen. Im Land selbst gab es nur wenig Kaufwürdiges, das direkt mit Birr bezahlt werden könnte. Land, mit oder ohne Gebäude, war das einzige, in das sich mit Birr zu investieren lohnte.

Ich wusste, daß Birr-reiche Äthiopier, zumeist vom Stamm der Tigra-yer, gerne in Immobilien in der Hauptstadt investierten. Wie so oft, taten sie das auf den Schultern anderer. Junge Männer und Frauen, die aus ihren ärmlichen Hütten auf dem Lande in die Stadt geflüchtet waren, bauten hier bei harter Arbeit und niedrigsten Löhnen, die gerade für das eigene Essen reichten, die neuen Hotel- und Büroburgen, die dann an internationale Organisationen, perfiderweise auch viele aus der Entwicklungshilfe, sehr teuer vermietet wurden. Ich selbst zahlte für meine einfache Wohnung, die in Deutschland gerade einmal unterer, zudem stark renovierungsbedürftiger Altbau-Standard wäre, fast zweitausend US-Dollar im Monat. Alle Dollar- oder Euro-Mieten wurden auf Schweizer oder andere Konten überwiesen, wo aus Birr „richtiges Geld“ wurde. Sozusagen frisch gewaschen.

Würde ich auch so ein Reicher werden, dem alles andere egal war, wenn ich den Schatz endlich hatte, dachte ich. Wie würde ich dann noch in den Spiegel gucken können?! War ich so käuflich wie viele Menschen? So käuflich wie Sattelmacher ...?

Die Familie war sehr reich, was sie nicht nur Görings Geld zu verdanken hatten. Sie besaß eine begehrte Importlizenz für Autos, Maschinen und Ersatzteile, dazu einige Villen in bester Lage, außerdem größere Wohnhäuser und Bürogebäude.

Ironischerweise waren ausgerechnet die Sattelmachers meine Vermieter in Addis Abeba. Es war Zufall gewesen. Bei meiner Recherche über Sattelmacher am Anfang meines Aufenthaltes in Äthiopien hatte ich mich auch um eine Wohnung oder ein Haus kümmern musste. Da war mir diese Wohnung sozusagen vor die Füße gefallen.

*

Frechheit siegt, sagt man. Ich war tatsächlich dreist genug gewesen, einfach bei der Villa zu klingeln, in der die Sattelmachers selbst wohnten. Ich stellte mich dem Äthiopier, der mir öffnete, als Deutscher auf Wohnungssuche vor. Der Mann führte mich in ein Büro unmittelbar neben der Eingangspforte; die Privatgemächer bekam ich nicht zu Gesicht. Dennoch begegnete man mir freundlich: Unter Deutschen helfe man sich doch gerne. Als ich eine Woche später den Mietvertrag unterschrieb, traf ich Adolf Sattelmacher zum ersten Mal persönlich. Wir verstanden uns auf Anhieb und damit hatte ich auch außerhalb des Mietverhältnisses einen Fuß in der Tür.

Zu Weihnachten 2016 wurden ich und Claudia zu einem aufwändig arrangierten, privaten Fest in die Sattelmacher-Villa eingeladen. Das war eine große Ehre. Wieso man sie mir zuteilwerden ließ, wusste ich nicht. Vielleicht lag es daran, daß ich Deutscher und Professor war.

Im großen Garten der Villa waren mehr als zweihundert Gäste anwesend, darunter viele Deutsche, unter ihnen der deutsche Botschafter. Auch etliche Tigrayer waren da. Reich und reich gesellt sich gern, dachte ich.

Den ganzen Abend lang unterhielt ich mich sehr angeregt. Ich konnte sogar einige Sätze mit Helga und Adolf Sattelmacher wechseln. Sie waren beide sehr freundlich und eloquent, kein bisschen Nazi-like oder arrogant. Ich sah, wie viele der Gäste sie umringten. Es war ersichtlich, daß sie beliebt waren und hohen Respekt und Wertschätzung erfuhren.

Ich bekam heraus, daß die Sattelmachers sehr viel unterwegs waren, irgendwo auf der Welt, bei ihren Kindern, die inzwischen in Kapstadt, New York, Santiago de Chile oder Wien lebten, zur Erholung oder geschäftlich. Die Villa war deswegen häufig unbewohnt. Dann kümmerte sich das Personal um die Pflege der Räume und des Gartens sowie um die Tagesgeschäfte der Firma. Alles war gut organisiert.

»Entschuldigen Sie bitte. Da kommen neue Gäste. Wir möchten sie begrüßen.« Das Paar wandte sich dem Eingang zu.

»Natürlich«, sagte ich, stellte mein fast leeres Weinglas auf ein Tablett, mit dem ein Angestellter gerade herumging, und nahm mir ein neues. Da fiel mein Blick auf ein bekanntes Gesicht: Dietrich Bäcker.

*

Mit Dietrich Bäcker hatte ich hier überhaupt nicht gerechnet. Was tat er hier? Suchte er mich etwa? Seit unserem ersten und bislang einzigen Treffen in Namibia, an einem Abend im Mai 2015 auf Springbockvley, hatten wir uns nicht mehr gesehen, doch ich hatte ihn sofort wiedererkannt. Er war der deutscheste unter den deutschen Gästen. Erhaben, distanziert, korrekt, arrogant, blond, aufrecht und steif stehend, perfekt gekleidet, beobachtend - ehrfürchtig würden ihn Äthiopier so beschreiben und das nicht unbedingt negativ meinen.

Auch er erkannte mich wieder. Er wirkte nicht überrascht. Wir nickten einander zu.

Vom unverbindlichen Small Talk war man inzwischen zu intimeren Gespräche umschwenkt, sprach über die Familie und über persönliche Leidenschaften. Ich erzählte über meine Familie, daß Claudia auch hier sei, aber die Kinder schon aus dem Hause. Und so weiter, Small Talk eben.

Ich war von Wein zu Bier übergegangen, obwohl das angeblich unbedenklich ist, und hatte mich zu Dietrich Bäcker gestellt. Der stand, ebenfalls mit einem Bier in der Hand, alleine an einen etwas abgelegenen Stehtisch. Ohne einander näher zu können, hatten wir ein gemeinsames Geheimnis und das gleiche Ziel: Kocholsky auszuschalten, den Schatz zu finden, reich zu werden. Das war mehr als genug für ein intimeres Gespräch.

»Ich bin wirklich überrascht, Sie hier zu sehen«, sagte ich.

»Ganz meinerseits«, sagte er.

Wenn das stimmte, war ich also nicht der Grund seines Hierseins.

Wir sprachen leise. Niemand sah zu uns rüber. Alle respektierten vertrauliche Gespräche zu später Stunde.

»Ich werde jedes Jahr zu diesem Fest eingeladen. Praktisch habe ich die Einladung von meinem Vater geerbt. Davor haben sich die Agenten, die die Uhren beschützen sollten, an Silvester getroffen. Das Treffen wurde reihum immer an verschiedenen Orten abgehalten. Es muss toll gewesen sein, wie mein Vater mir erzählte. Seit einigen Jahren gibt es das Treffen aber nicht mehr, es machte keinen Sinn mehr, als die meisten nicht mehr am Leben waren.«

Silvester, so erfuhr ich, hatten sich die Agenten getroffen, um Neuigkeiten auszutauschen. Seit dem Tod aller fünf Agenten war er nun, so glaubte er jedenfalls, neben Adolf Sattelmacher der einzige, der noch etwas über den Schatz und die Uhren wusste. Silvester wurde nun nicht mehr reihum gemeinsam gefeiert, nun war dieses Weihnachtsfest das Treffen von ihnen beiden, den letzten verbliebenen „Wissenden“. Er wusste auch, daß die Sattelmachers die einzige Uhr besaßen, die nicht im Besitz von Kocholsky war. Deswegen war er hier.

»Warum sind Sie hier?« fragte mich Bäcker.

»Beruflich. Ich arbeite hier als Entwicklungshelfer. Die Sattelmachers haben mir eine ihrer Wohnungen vermietet. Offenbar mögen sie mich irgendwie.«

Unser Gespräch ging dann schnell zu dem Thema über, das uns verband: Kocholsky.

»Wissen Sie, daß Kocholsky draußen ist?« fragte Bäcker.

Ich nickte.

»Ich bin froh darüber. Die Zeit ist mehr als reif. – Kocholsky wird bald sein blaues Wunder erleben. Ich werde ihn ebenso quälen wie er meine Familie gequält hat. Nein, das ist zu wenig. Er soll noch viel mehr leiden.«

Er nahm einen großen Schluck Bier.

»Wenn ich die fünfte Uhr habe, und ich bin sicher, daß ich sie in diesem Hause finden werde, wird er hinter mir her sein. Aber dann, das sage ich Ihnen, werde ich mehr als gut vorbereitet sein auf seinen Besuch ...!«

Hass loderte aus seinen Augen. Der Schatz war nachrangig. Er wollte Rache, nicht Reichtum.

Bei mir war das anders. Ich freute mich über die Bestätigung, daß die Uhr, wie ich vermutet hatte, in der Villa zu finden sein würde. Wir hatten unterschiedliche Motive, aber ein gemeinsames Ziel.

Ich sah mich um. »Ich glaube, ich habe schon Halluzinationen«, sagte ich. »Seit ich Kocholsky am Flughafen gesehen habe, spüre ich ständig seine Gegenwart. Vielleicht ist er ja sogar hier.«

»Das wäre mir aufgefallen. Für den Mann habe ich Antennen entwickelt, die so sensibel sind wie ein ganzes Feld von Mimosen.«

»Ich hoffe, Sie haben Recht.«

Nun sah sich auch Bäcker um, als sei er sich dessen nicht ganz sicher. Wir schwiegen eine Weile, in Gedanken versunken.

»Lassen Sie uns zusammen suchen«, flüsterte er endlich und streckte mir die Hand entgegen.

»Einverstanden.«

Wir verglichen unsere Kontaktdaten, die wir bereits in Namibia ausgetauscht hatten. »Sobald einer von uns was hört, meldet er sich beim anderen«, sagte Bäcker.

»Okay. – Viel Glück!«

»Das können wir beide gebrauchen.«

*

Ein paar Tage später, Silvester war schon durch, versuchte ich wieder einmal, Dietrich Bäcker zu erreichen. Nach dem fünften Läuten nahm er ab. Wir verabredeten uns für den Abend im Deutschen Biergarten.

Als ich ankam, saß er schon an einem der Tische, vor sich ein halbes Hähnchen und ein Maß Bier.

»Was gibt es?«, fragte er. »Am Telefon wollte ich nicht fragen. Man weiß ja nie ...«

»Das will ich von Ihnen wissen. Haben Sie was von Kocholsky gehört, ihn gesehen?«

Bäcker schüttelte den Kopf. »Und Sie?«

»Nichts Neues.« Ich weiß, daß er noch im Continental Hotel wohnt, weiß sogar seine Zimmernummer. Aber was er macht, weiß ich nicht.

»Irgendwas führt er im Schilde, nur was?«

Bäcker schüttelte nur den Kopf.

Frustriert bestellte ich mir auch einen halben Flattermann. Er kam so schnell, daß er unmöglich frisch zubereitet worden sein konnte, und ich aß ohne Appetit.

Kurz vor Mitternacht fuhr ich mit dem Taxi todmüde nach Hause.

Ich traute mich nicht, den maroden Fahrstuhl zu benutzen, und schleppte mich durch das stille, nur spärlich beleuchtete Treppenhaus bis in den sechsten Stock.

Irgendwo klapperte eine Tür oder ein Fenster. Der Wind piff durch das Treppenhaus.

Als ich schnaufend oben ankam, sah ich, daß meine Wohnungstür offen stand. Hatte ich nach dem Duschen vergessen, sie zu schließen? Blöd von mir, aber durchaus möglich. Ohne weiter nachzudenken, betrat ich mein Zuhause auf Zeit.

*

Schon im Eingangsbereich traf mich der Schlag. Die Wohnung war ein einziges Chaos. Meine Kleidung, Papiere und Bücher lagen auf dem Boden, die Schränke und Regale waren ausgeräumt, Matratzen und Kissen aufgeschnitten, als habe jemand in aller Eile etwas von großem Wert gesucht.

Kocholsky! Wer sonst ...?!

Ich begann zu zittern.

Kocholsky wusste also, wo ich wohnte. Er hatte keine Hemmungen, bei mir einzubrechen und ein Chaos zu hinterlassen. Was wäre wohl passiert, wenn ich an diesem Abend zu Hause gewesen wäre. Schweiß stand mir auf der Stirn.

Ich dachte kurz darüber nach, die Polizei zu rufen. Dann entschied ich mich dagegen und begann aufzuräumen. Alles schien noch da zu sein. Es gab auch nicht viel zu stehlen in meiner Wohnung. Das, was Kocholsky suchte, lag wohlverwahrt in einem Banksafe in Bad Oldesloe, Deutschland. Hoffentlich hatte Kocholsky mein dortiges Haus und meine Frau Claudia nicht auf dem Radar. Claudia war gestern erst wieder nach Hause geflogen.

Ich war beinahe fertig mit Aufräumen, als ich die Hände sinken ließ. Das war doch alles unsinnig. Hier konnte ich nicht bleiben. Viel zu gefährlich.

Ich packte die wichtigsten Dinge in eine Reisetasche und verließ die Wohnung, so schnell es ging.

Unten grüßte ich den Wachmann so gelassen wie möglich. Dann nahm ich mir ein Taxi. Ich ließ mich ins Deutsche Bierhaus fahren, wo auch Bäcker untergekommen war. Glücklicherweise hatten sie ein Zimmer frei.

Um zwei Uhr nachts lag ich in einem Hotelbett, total erschlagen, aufgewühlt und sehr ängstlich. Hoffentlich ging das alles gut. Zu allem Überfluss musste ich am nächsten Morgen um acht im Büro sein: Treffen mit den Herren vom Ministerium. Das konnte ja heiter werden.

Ich schloss die Augen.

Es würde ein kurzer Schlaf werden.

*

Seit dem Einbruch in meine Wohnung vor einem Monat war nichts weiter passiert. Ich hatte Dietrich Bäcker davon erzählt, auch er war sehr besorgt, schlug aber nach einer Weile vor, sein Hotelzimmer aufzugeben und zu mir in die Wohnung zu ziehen. „Zu zweit ist es sicherer“, sagte er, „und zu zweit können wir unseren Plan besser umsetzen.“

Ich zweifelte an der Richtigkeit seiner Aussage. Aber die Aussicht darauf, mich nun täglich über mein Anliegen und hin und wieder auch über meine Ängste austauschen zu können, ließ mich einwilligen.

Unser ursprünglicher Plan, die Uhr zu stehlen und wieder abzuhaufen, erschien uns inzwischen zu naiv. Das konnte nicht gutgehen.

So entwickelten wir ein neues Ziel. Bäcker sollte versuchen, Kocholsky kennenzulernen und sein Vertrauen zu gewinnen. Er war sich des Risikos bewusst, doch seit ihrer Begegnung in Chile waren viele Jahre vergangen. Bäcker hatte sich seitdem äußerlich sehr verändert. Er war wesentlich dicker geworden, hatte seine Haarfarbe von Blond zu Brünett gewechselt, war an einem anderen Ort mit einem anderen Namen. Und es reizte ihn auf eine besondere Weise, seinem Peiniger in die Augen zu sehen. Vielleicht wollte er sich so die Kraft des Hasses sichern, die ihm letztlich die Rache ermöglichen würde.

Dietrichs Vorteil, wir waren inzwischen zum Du übergegangen, war, daß Kocholsky sich nicht in Addis Abeba auskannte, er dagegen sehr gut, vor allem mit meiner Hilfe. So konnte Dietrich vieles arrangieren und organisieren, was weit außerhalb der Legalität lag, besonders hier in Äthiopien. Dazu gehörte: Leute zu besorgen, die für Geld alles taten, auch töten, dazu Waffen, Fahrzeuge, Informationen und Devisen. Ich konnte mich im Hintergrund halten, aber die Strippen ziehen.

Kurz nach seinem Einzug bei mir nahm Dietrich sich zusätzlich ein Zimmer im Hotel Intercontinental, um an Kocholsky ranzukommen, der dort immer noch wohnte. Der Mann schien einfach zu viel Geld zu haben ...!

*

Dietrich hatte Glück. Schon am nächsten Tag kam er beim Frühstück mit Kocholsky ins Gespräch. Er erzählte ihm, daß er aus privaten Gründen in Addis Abeba sei, er wolle eine Frau finden. Er mochte Äthiopierinnen. Einfach und glaubhaft. Niemand würde da weiter nachfragen.

Kocholsky sagte, er wolle Geschäfte machen, mit der Regierung. Er hatte gute Beziehungen zu Industrieunternehmen in Deutschland, und die würden gerne mehr nach Äthiopien verkaufen, brauchten aber Beziehungen. Die sollte er besorgen. Namen dürfe er aber nicht nennen. Alles sehr geheim. Dietrich wusste, daß das gelogen war, tat aber so, als sei er beeindruckt, und fragte nicht weiter nach.

Nach dem Frühstück verabschiedeten sie sich freundlich. Von seinen Plänen in Addis Abeba hatte Kocholsky nichts erwähnt. Nun verließ er das Hotel mit unbekanntem Ziel.

Dietrich blieb noch etwas sitzen, dann ging er in sein Zimmer, um mich zu informieren. »Ich musste mich stark zurücknehmen, um

Kocholsky nicht sofort an die Gurgel zu gehen. Aber das wäre ungeschickt und dumm gewesen. Ich möchte keine Bekanntschaft schließen mit äthiopischen Gefängnissen.«

Ich nickte verständnisvoll.

»Vorfreude ist die reinste Freude«, fuhr Dietrich fort. »Ich habe nun schon so lange gewartet, aber meine Zeit wird kommen ...! Ich sehe schon vor mir, wie ich ihn fessele und ihn zum Schluss absteche, mit vielen kleinen Stichen, weißt du, und erst der letzte wird sein Herz treffen. Wie sehr werde ich die Panik in seinem Blick genießen. Du kannst dir gar nicht vorstellen, Gerald, wie sehr.«

Da mochte er Recht haben. So etwas könnte ich niemals tun. Er aber schon. Ich sah es in seinem Blick.

*

Dietrich, so unser Plan, sollte Kocholsky seine etwas illegale, aber kompetente Hilfe anbieten. Dabei wollten sie dann an die letzte Uhr herankommen, auf die auch Kocholsky spitz war. Es würde sich vielleicht die Gelegenheit bieten, ihn zu überrumpeln.

Den ganzen Tag über hatte Dietrich auf dem Balkon seines in Richtung Haupteingangs gelegenen Zimmers im fünften Stock auf Kocholsky gewartet. Von hier aus konnte er mit meinem Fernglas gut beobachten, wer kam und ging.

Er musste bis achtzehn Uhr warten, bis endlich unser gemeinsamer Gegner wieder auftauchte. Wenig später ging Dietrich in die Hotelbar. Er hoffte, Kocholsky werde ebenfalls dorthin kommen.

Eine Hoffnung, die sich, wenn auch erst nach einer Stunde Wartezeit, erfüllte. Dietrich sah Kocholsky aus den Fahrstuhl steigen. Er winkte ihm zu, als er die Bar betrat. Kocholsky grüßte und kam an Dietrichs Tisch.

»Hatten sie einen guten Tag, Herr Müller?«, fragte Dieter. »Setzen Sie sich doch zu mir. Dann ist es nicht so langweilig. Mögen Sie auch ein Bier?«

»Warum nicht.«

Dietrich war an diesem Abend in Form. Geschickt lenkte er das Gespräch von Small Talk hin zu interessanteren Gefilden. Er deutete an, daß er ein „etwas lockeres Verständnis von Recht und Justiz“ habe, weil er es nicht so mit der ehrlichen Arbeit habe – zu anstrengend –, und sich in Äthiopien und besonders Addis Abeba mittlerweile gut auskenne. Er war auf seiner „Frauensuche“ schon häufig hier gewesen, kannte viele Leute und wusste, daß hier legal gar nichts ging, alles nur mit Beziehungen und im dunklen Milieu. Hier habe er besondere Freunde, die ihm noch was schuldeten. Was, verriet er nicht. Zu viel Erfindungen konnten bei so einem gewieften Hasen wie Kocholsky gefährlich werden. Dafür war der selber ein zu krummer Hund mit vielen schmutzigen Tricks.

»Wie ich vorhin schon andeutete, ich schätze Langeweile so gar nicht. Im Moment habe ich nicht viel zu tun hier. Die Frau, die ich hier zu finden suchte, scheint es nicht zu geben, aber gerne würde ich noch etwas hierbleiben.« Er fuhr fort:»Ein Job, bei dem ich meine – sagen wir mal – Qualitäten einsetzen könnte, würde mir durchaus gefallen. – Sie wissen nicht zufällig etwas für mich?«

Kocholskys Blick wirkte schlagartig wacher. Er bestellte ein weiteres Bier.

*

Nach einer Woche gemeinsamen Frühstückens und etlichen abendlichen Whiskys in der Hotelbar stand der Deal: Dietrich sollte Kocholsky bei einem Einbruch helfen. Kocholsky erklärte diesen Einbruch mit einem ihm sehr am Herzen liegenden Erbstück, das er sich

wiederholen wolle. Das sei ihm von einem reichen Deutschen, der in Addis Abeba wohnte, über Mittelsmänner gestohlen worden.

»Was ist es?«, fragte Dietrich.

»Das werden Sie zu gegebener Zeit erfahren.«

»Und warum sind Sie nicht zur Polizei gegangen?«

»Hier in Äthiopien geht man mit so etwas nicht zur Polizei. Die haben nur Interesse an einer Auflösung, wenn sie selber einen guten Teil daran verdienen – privat natürlich. So was ärgert mich. Da hole ich es mir lieber selbst zurück und spare mir das Schmiergeld.« Kocholsky nahm einen Schluck. Dann sah er Dietrich direkt in die Augen.

»Dieser Deutsche ist ebenso einflussreich wie gerissenen, ja geradezu kriminell und skrupellos noch dazu. Es wird kein Spaziergang werden, aber ich werde das Bild wieder zurückzubekommen. – Alleine kann ich es aber nicht, mir fehlen die Leute. Können Sie mir helfen Leute zu finden, die nicht zimperlich sind und für gutes Geld nicht viel fragen?«

Dietrich stimmte zu - ohne „Wenn und Aber“. Der Fisch war an der Angel.

*

Ende April sollte die Aktion steigen. Kocholsky erklärte Dietrich seinen Plan. Für die Hilfe, Leute zu finden, sollte er zehntausend Euro bekommen. Weitere zehntausend Euro stünden für die Leute und ihre Ausrüstung zur Verfügung, auf „Abrechnung“, wie Kocholsky grinzend sagte.

Der Countdown hatte begonnen. Dietrich aktivierte sein Netzwerk, um einige junge und an Zusatzeinkommen interessierte Männer und erforderliche Waffen – wie Kocholsky nachträglich forderte – zu besorgen. Das war hier in Äthiopien viel einfacher als es sich anhörte.

In Oromia, in den Gebieten, in denen ich meine Projekte machte, waren überall junge Leute, die mit Gewalt und Waffen umgehen konnten, zwar illegal, aber allen bekannt. Besonders Kalaschnikows waren ein Statussymbol für die jungen Männer in den Dörfern. Sie konnten damit umgehen, ohne Zweifel. Und auf den Dörfern hassten die Leute Addis Abeba und die dort lebenden reichen Menschen. Für viele war ein Überfall in der Hauptstadt eine Heldentat, kein Verbrechen.

Die Auswahl an Interessierten würde eher eine Herausforderung sein als welche zu finden. Dabei aber konnte ich mich auf meinen „General-Organisator“ Abdi verlassen, der mir seit meiner Ankunft im Projektgebiet half, die kompliziertesten Dinge zu regeln und zu besorgen.

Abdi, ein Mann aus Oromia, kannte scheinbar jeden, war privat stockehrlich, aber für jede Art von Geschäften zu haben, die Geld einbrachten.

Eintausend Euro Lohn pro Person für eine Nacht „Arbeit“ – den Einbruch bei Sattelmacher – waren auf dem Land ein sehr gutes Einkommen, auch für Abdi, der bei aller Ehrlichkeit seine eigene und für ihn nur logische Rechenart kultivierte: die Hälfte für ihn, die andere Hälfte für die übrigen Männer. Für Transport und Versorgung der Leute würde ich zusätzlich aufkommen müssen. Ich war bereit.

Donnerstag, 27. April 2017 – Addis Abeba: Flucht

Ende April, an einem Donnerstagabend, startete die Aktion in Addis Abeba, wie geplant. Dietrich sollte in die Villa von Sattelmacher einbrechen, um für Kocholsky dessen angebliches Erbstück, die goldene Uhr, zu stehlen. Dietrich hatte alles vorbereitet.

Seit dem Sonnenuntergang warteten Dietrich, sechs Männer aus Oromia mit ihren Kalaschnikows und ich in zwei unter falschen Namen

gemieteten Geländewagen, nicht weit von der Villa entfernt, auf unseren Einsatz.

Kocholsky wollte das „Go“ geben.

Ich agierte im Hintergrund. Kocholsky kannte mich ja und sollte mich nicht sehen. Ich fuhr einen der Geländewagen und würde Schmiere stehen. Als Weißer in einem Geländewagen fiel ich in dieser noblen Wohngegend nicht auf. Die Polizei hatte Respekt vor Ferenjis und schonte sie, soweit es ging, vor Belästigungen.

Vom Auto aus hatte ich eine gute Übersicht. Würde etwas Unvorhergesehenes passieren, würde ich Dietrich per Handy informieren.

Es war kurz nach Mitternacht, als Kocholsky endlich Dietrich anrief. Kocholsky hatte den Wächter am Tor zur bereits ausgeschaltet. Auf seine Art. Das hatten ich und Dietrich nicht gewusst. Wir konnten es nicht mehr ändern, die Aktion lief.

Ich blieb wie geplant im Auto sitzen, die anderen zogen die Strumpfmasken über ihre Gesichter, schnappten sich die Gewehre und stiegen aus.

Die Tarnung war perfekt. Die Männer, schwarzhäutig und in schwarzer Kleidung, waren im Dunklen fast nicht zu sehen. Nur Dietrichs helles Gesicht leuchtete ab und zu ein wenig auf.

Ich sah, wie die Gruppe den vielleicht hundert Meter langen Weg zur Sattelmacher-Villa nahm. Dort wollten die Männer über die rund drei Meter hohe Mauer steigen. Die Glasscherben und der Stacheldraht auf der Mauerkante deckten sie mit Teppichen so ab, daß sie ohne Verletzungen über die Mauer steigen konnten. Zwei Leitern halfen beim Hinüberklettern. Alles ging sehr schnell.

Nur fünf Minuten, nachdem sie das Auto verlassen hatten, waren alle über die Mauer geklettert. Ich stieg aus und versteckte die Leitern in einem Gebüsch. Nun wies nichts mehr auf einen Einbruch hin. Die Straße war wieder wie ausgestorben.

Es sollte nicht lange dauern, bis sie wiederkämen, vielleicht eine Stunde, hatte Dietrich geschätzt.

Es wurden drei Stunden, und die hatten es in sich.

Immer wieder schaute ich auf die Uhr, die Zeit verlief wie Teer. Als eine Stunde rum war, wurde ich allmählich unruhig.

Wo waren sie, warum waren sie noch nicht zurück?

Ich hatte das Fenster auf der Fahrerseite heruntergekurbelt und konnte gut hören, was draußen passierte. Aber außer dem Piepen einiger Vögel, dem Heulen der Hyänen, die im nahe gelegenen Fluss Awash in den Abfällen nach Fressbarem suchten, waren höchstens noch ein paar hupende Autos auf der nahe gelegenen Hauptstraße, der Bole Road, zu hören. Sonst nichts.

Zwei Stunden waren vergangen. Ich zitterte inzwischen vor Anspannung.

Auf einmal hörte ich einen lauten Knall.

Oh Gott, das war ein Schuss.

Und dann: noch mehr Schüsse.

Es war - nach der Stille der Nacht - ein ohrenbetäubendes Geballer.

Zweifellos, in der Villa gab es eine Schießerei. Dietrich und die anderen mussten entdeckt worden sein. Es gab scheinbar viele Wachmänner auf dem Gelände, nicht nur am Tor.

Nur Sekunden später fingen die Hunde in den Nachbarhäusern hysterisch an zu bellen. Lichter gingen an, Wächter kamen auf die Straße.

Ich duckte mich, um nicht gesehen zu werden. Wie gut, daß ich hinter dem Haus stand. Die aufgeschreckten Leute liefen alle zum Tor und damit vom Auto weg.

In der Ferne hörte ich Sirengeräusche. Die Polizei würde gleich da sein. Was sollte ich nur tun? Sollte ich abhauen, zu Fuß, mit dem

Auto? Nein, mit dem Auto wäre es nun viel zu auffällig. Und Abhauen war feige. Dietrich und die Männer brauchten mich.

Da sah ich, wie einige dunkle Gestalten über die Mauer der Villa kletterten. So schnell ich konnte, stellte ich eine der Leitern wieder an und eilte zum Wagen zurück. Ich zählte die Männer.

Wo waren die anderen fünf?

Der erste der Männer riss die hintere Tür auf und sprang ins Auto. Die Tür flog wieder zu. Ich sah, wie die beiden anderen in den anderen Geländewagen sprangen.

»Abhauen!«, hörte ich Dietrich unter der Strumpfmaske schreien.

»Los, abhauen!«

Ich startete den Wagen.

Schon sah ich andere Leute, die auf unser Auto zeigten. Sie hatten uns entdeckt.

»Mist, verdammter Mist!« Ich schlug mit der Faust aufs Steuer.

Dann drückte ich das Gaspedal voll durch und fuhr, ohne Licht aber mit quietschenden Reifen los, weg von der Villa und weg von dem Mob, der da auf uns zukam.

Der andere Geländewagen stand weniger günstig. Er musste rückwärts vor der Meute fliehen. Das sah nicht gut aus, wie ich im Rückspiegel sehen konnte.

Dann sah ich, wie Blaulichter wild zuckend die Nacht erhellten. Nun wurde es wirklich ernst.

Auf frischer Tat ertappte Einbrecher hatten hier nichts zu lachen. Im Rückspiegel sah ich, wie unsere Komplizen, immer noch rückwärts-fahrend, mit voller Wucht in eine offene Regenwasserkanalisation hineinfuhren. Das Auto kippte im vollen Tempo auf die Seite und prallte breitseitig gegen eine Mauer. Eine Explosion, die mir beinahe das Trommelfell zerriss. Flammen wie aus dem Schlund der Hölle.

Knüppel schwingende Männer. Ein Wagen mit Blaulicht, der mit quietschenden Reifen neben dem brennenden Fahrzeug hielt.

Schüsse fielen. Viele Schüsse. Wozu bloß? Die Männer im Wagen mussten doch längst alle tot sein ...!

»Gib Gas!«, brüllte Dietrich. »Die sind jetzt hinter uns her.«

Dietrich hatte plötzlich eine Kalaschnikow in der Hand. Er stieß mit dem Kolben die Rückscheibe kaputt. Dann schoss er in Richtung der Polizisten.

Nur noch zwanzig Meter, dann war ich auf der Bole Road. Dicht gefolgt von vielleicht drei oder vier Polizeiwagen.

Ich bog mit einer scharfen Wendung auf die Bole ein, konnte die Polizei aber nicht abschütteln. Es war tiefe Nacht, es waren keine anderen Autos zu sehen. Auf der Bole tauchten noch andere Blaulichter auf. Es wurde ganz eng. Zum Glück kannte ich die Straßen gut, weil ich hier wohnte. Das könnte unsere Chance sein, dachte ich.

Vor mir tauchte plötzlich ein Polizeiwagen auf, der quer über der Straße stand. Draußen sah ich Polizisten mit Pistolen im Anschlag.

Ich konnte nicht ausweichen, weil es auf dieser vierspurigen Straße rechts und links diese unsinnigen Fahrbahnabgrenzungen aus Beton gab. Nur an wenigen Stellen konnte man dazwischen die Fahrtrichtung wechseln. Für Verfolgungsfahrten und Fahrbahnsperrungen waren die Dinger offenbar sehr nützlich. Rechts und links der Sperre war kein Durchkommen. Aber ich sah eine andere Lücke, die für Fußgänger. Schmal und mit Bordsteinkanten, aber für meinen Geländewagen kein Problem.

Ich riss das Steuer herum und fuhr durch die Lücke auf die Gegenfahrtrichtung. Die hohe Bordsteinkante hinderte die Blaulichtwagen daran, zu folgen. Es waren ja keine Geländewagen. Sie fuhren krachend ineinander, als sie davor anhalten mussten. Ich sah, wie sofort einige Polizisten ausstiegen und auf uns zielten. Aber wir waren schnell weg, keine Kugel traf uns.

Ich bog in die nächste schmale Straße rein. Eine Baustelle, auch das noch. Mit lebensgefährlichem Tempo raste ich hinein.

»Halt an!«, schrie Dietrich.

Ich trat auf die Bremse. Reifen quietschten. Wir standen zwischen anderen Fahrzeugen und Baumaterialien, die alles unübersichtlich machten.

Dietrich sprang aus dem Wagen. Ich folgte ihm. Dann standen wir keuchend im Dunkel großer Betonröhren und schauten in alle Richtungen. Die Dunkelheit war von kurzer Dauer. Neue Blaulichter. Überall.

»Los, komm mit!«, rief Dietrich.

Er rannte auf einen durchlöcherten Bauzaun zu und schlüpfte hindurch, ich folgte ihm. Das hier schien eher eine Ruine als eine Baustelle zu sein. Ein riesiges Bauskelett.

Wir überwandten einen weiteren Bauzaun, überquerten die Straße, erreichten eine weitere Bauruine, rannten durch enge, dunkle und dreckige Seitengassen einer der stadtweit üblichen hässlichen Blechhütensiedlungen, in der wir gelandet waren. Schließlich hielten wir völlig außer Atem an und hielten uns die Seiten.

Stille. Keine Geräusche. Kein Blaulicht mehr. Nichts. – Die Stadt schlief.

*

Endlich hatte ich erkannt, wo wir waren. Bis zu meiner Wohnung war es nur noch einen Kilometer.

Nach zehn Minuten waren wir am so beruhigend vertrauten Wohnblock angekommen. So normal wie möglich grüßten wir den Wachmann, der uns nach mehrmaligem Klopfen das Tor geöffnet hatte. Er

grüßte kurz und schlaftrunken zurück, schloss das Tor hinter uns wieder zu und kehrte auf seine Schlafbank am Wärterhaus zurück. Ich war mir gar nicht sicher, ob er überhaupt richtig wach geworden war, als er uns das Tor geöffnet hatte.

Wir waren zu erschöpft, um die Treppe hoch in die Wohnung schnell zu nehmen. Wie alte Herren nahmen wir langsam Stufe für Stufe. Oben angekommen, nahm ich zwei Bier aus dem Kühlschrank. Es dauerte eine Weile, bis wir wieder genug Atem hatten, um trinken zu können. Nach dem ersten Schluck fragte ich Dietrich, was denn um Himmels willen in der Villa passiert sei. Und dann kam seine Geschichte ...!“

*

Er erzählte, daß Kocholsky auf der anderen Seite der Mauer schon auf ihn und seine Männer gewartet hatte.

Erst als alle im Haus waren, verriet er, was das zu suchende Erbstück war: eine alte Uhr. Die sollte in einem Safe liegen, den es zu finden galt. Es dauerte eine Stunde, bis Dietrich ihn fand, hinter dem Kühlschrank in der Küche in die Wand eingemauert.

Er hat dann Kocholsky informiert. Der und die anderen Männer hatten vergeblich versucht, ihn aus der Wand zu stemmen. Kocholsky versuchte, ihn aufzubrechen. Gleichzeitig suchte Dietrich mit den anderen überall nach dem Safeschlüssel. immer fand ihn im Eisfach des Kühlschranks.

Zack, war der Safe offen. Dort drin waren nicht nur die goldene Uhr, sondern auch einige Goldbarren, Schmuck und viele Papiere.

Kocholsky griff nach der Uhr. »Den Rest könnt ihr haben«, sagte er zu den Männern. Das sorgte für ein großes Chaos und eine Schlägerei.

»Ich will nichts davon«, sagte Dietrich. »Ich will nur das vereinbarte Geld. Geben Sie es mir.«

Kocholsky griff in seine Hosentasche, holte aber kein Geld hervor, sondern einen Revolver. »Ein paar Leichen erfreuen die Polizei«, sagte er sarkastisch.

Dann schoss er auf Dietrich. Nur weil der gerade von einem der Männer angerempelt worden war, ging der Schuss vorbei. Dietrich griff nach der eigenen Knarre. Um es kurz zu machen: Es habe eine große Schießerei gegeben. Jeder schoss auf jeden.

Bald lagen drei Tote und zwei Schwerverletzte auf dem Boden. Auch Kocholsky wurde getroffen. Er habe sich mit erstauntem Gesichtsausdruck in die Seite gefasst. Dann lief er taumelnd davon.

Dietrich erzählte, er sei zur Tür hinaus gerannt, gefolgt von zwei anderen.

Kurze Zeit später seien sie dann bei ihm gewesen. Dietrich habe dann noch geweint. Er sei so fertig gewesen. Er hätte Kocholsky gleich umbringen sollen, aber er hatte ihn doch quälen wollen, schön langsam.

»Mein Gott«, sagte ich. »Kocholsky ist wirklich ein Mörder und grausam.«

Dietrich nickte.

»Was war denn mit der Uhr?«

Dietrich griff in seine Hosentasche, holte sie heraus und gab sie mir, ohne ein weiteres Wort. Ich sah ihm an, daß er sie nur noch loswerden wollte. Er war so erledigt, der arme Kerl! Und der Mörder seiner Familie war ja immer noch auf freiem Fuß.

»Was ist mit den Männern passiert, die im Haus. Sind die tot?«

»Keine Ahnung. Aber wenn die nicht tot sind, können sie noch reden. Zwar kennen sie nicht meinen wahren Namen, aber mein Gesicht. Und deines vielleicht auch. Die Polizei wird es aus ihnen herausquetschen, da kannst du sicher sein. Lange werden die dann nicht brauchen, auch

unsere Namen zu finden. So viele Deutsche gibt es nicht in Addis Ababa. Auch der Autovermieter hat mich gesehen, ging ja gar nicht anders.« Dietrich war sichtlich kaputt und kurz vor einer Panik.

»Wir müssen abhauen, raus aus dem Land, so schnell es geht. Die Polizei wird sicher etwas Zeit brauchen, bis sie uns auf die Schliche kommt, vielleicht ein paar Tage, aber finden werden sie uns, wenn wir in Äthiopien bleiben, da bin ich sicher.«

Und das wäre gar nicht gut, das wussten wir beide.

Ich setzte mich an meinen Rechner und versuchte, für mich und Dietrich so schnell wie möglich Flüge aus Äthiopien zu ergattern. Ich nach Deutschland, Dietrich nach Namibia.

Zeit totzuschlagen, das geht am besten mit Schlafen. Ich war nun alleine in der Wohnung, Dietrich war schon auf den Weg zum Flughafen, mit einem ausgedruckten Boarding Pass nach Nairobi. Der Flieger sollte um acht Uhr morgens schon abfliegen, also in wenigen Stunden.

Für mich sah es mit einem Flugticket nicht so rosig aus. Ich konnte erst für den Abend gerade noch ein teures Business Class Flugticket mit Turkish Airlines über Istanbul nach Hamburg bekommen. Das war erst in fünfzehn Stunden.

So kaputt ich auch war, schlafen konnte ich nicht, ich war viel zu aufgeregt und ängstlich. Hatte die Polizei uns schon auf dem Radar? Hatte der Autovermieter Dietrichs Namen schon an die Polizei verraten? Wusste der, wo er wohnte, nämlich bei mir? Ob sie mich nicht doch noch vor meinem Abflug festnehmen würden?

Tausend ähnliche Gedanken gingen mir durch den Kopf. Ich ärgerte mich, daß ich nicht einfach einen früheren Flug genommen hatte: irgendwo hin, nur weg aus Äthiopien. Vielleicht ebenfalls nach Kenia. Ich versuchte tatsächlich, noch einen Flug eher aus dem Land zu bekommen, aber es gab keine Alternative mehr.

„Platzangst-Gefühle“ trieben mich aus meiner Wohnung ins Büro, aber auch dort bekam ich nichts zustande. Es war Wochenende, Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen waren nicht im Büro, das Internet war mal wieder offline und am Schreibtisch gab es einfach nichts Interessantes zu tun, das mich ausreichend abgelenkt hätte. So lauschte ich stattdessen auf jedes ungewöhnliche Geräusch. Ich hörte mal Polizeisirenen, dann eher quietschende Autos, die vorfuhren, oder ich hörte Stimmen im Treppenhaus dieses eigentlich leeren Bürogebäudes. Klopfte es an der Tür? Alles bildete ich mir ein. Nichts dergleichen passierte, aber meine Nerven und Sinne spielten verrückt.

Irgendwann hielt ich es nicht mehr aus. Nachmittags verließ ich das Büro, um nie wiederzukommen. Zielloos lief ich durch die Stadt.

Bereits um sechs Uhr abends fuhr ich dann mit dem Taxi zum Flughafen. Den Boardingpass trug ich ausgedruckt in meiner Weste, so daß ich mich direkt zur Passkontrolle begeben konnte. Davor hatte ich am meisten Angst. Wenn sie mich suchten, dann würden die Officer hier am ehesten Bescheid wissen. Ich malte mir aus, wie einer von ihnen meinen Pass scannte, stutzte, mich anschaute und mich dann bat, mit ihm zu kommen. Wenn das passierte, wäre ich geliefert.

Ich reichte meinen Pass rüber und hatte alle Mühe, ein allzu heftiges Zittern meiner Finger zu unterdrücken. Jeder muss dir doch ansehen, daß du hier nicht durchkommen darfst, dachte ich.

Dann passierte es: Der Officer legte meinen Pass auf sein Kontrollgerät, schaute auf seinen Monitor, schaute noch einmal, schaute mich an, schaute wieder auf den Pass, und nahm den Stempel. Zack! Er gab mir meinen Pass zurück und wünschte mir einen guten Flug.

Für den Moment war ich immens erleichtert. Doch dann warteten fünf Stunden in der Transitzone auf mich.

In die bequeme Business Class Lounge von Turkish Airport traute ich mich nicht rein, weil ich da ja wieder meinen Boardingpass würde zeigen müssen. Also wartete ich auf einem billigen Stuhl am Gate auf den Abflug.

In meiner Fantasie hörte ich dringlich klingende Stimmen: »Mr. Krahmman, please contact the information desk!«

Als wir endlich abhoben, konnte ich mich nur mit Mühe beruhigen.

Eigentlich hatte ich an diesem Tag mit ein paar Freunden in Addis Abeba feiern wollen. Auch Claudia hatte sich angesagt. Kurz vor ihrem geplanten Abflug erwischte ich sie am Telefon. »Bitte komm nicht. Überraschung! Ich komme nach Hause. Stell dir vor, ich habe eine Zahnkrone verloren und höllische Zahnschmerzen...!«

»Du Armer, ausgerechnet an deinem Geburtstag! – Dann guten Flug. Ich hole dich ab.«

Claudia wusste, daß Krankheiten und Schmerzen in Äthiopien kein Zuckerschlecken waren und daß es um Meilen besser war, in Deutschland behandelt zu werden. Sie würde den Flug stornieren und freute sich auf mich.

Für die Wahrheit würde später Zeit sein, sie sollte sich keine Sorgen machen und vor Abhörern war man in Äthiopien niemals sicher.

*

Zwölf Stunden nach dem Abflug aus Addis Abeba und einer kurzen Zwischenlandung in Istanbul kam ich am nächsten Morgen um elf Uhr in Hamburg an. Als ich aus den Flieger über die Gangway in das Terminal lief, fühlte mich wie neugeboren. Äthiopien lag hinter mir. Wie gut.

Vor etwas mehr als vierundzwanzig Stunden hatte ich noch gedacht, daß ich diesen Tag, meinen sechsfünftzigsten Geburtstag, vielleicht nicht mehr erleben würde. Bislang war niemand aus meiner Familie väterlicherseits so alt geworden. Der Krieg und der Alkohol hatten alle

vorher umgebracht. Nun war ich zuversichtlicher, daß ich einen familieninternen männlichen Altersrekord doch noch würde aufstellen können.

Am Ausgang des Terminals sah ich Claudia stehen. Ich hatte mich wohl noch niemals so gefreut, sie zu sehen.

Sie begrüßte mich und sie kannte mich. Sie sah, daß ich fertig war und stellte keine Fragen. Schnell gingen wir zum Parkplatz.

Ich platzte beinahe vor Mitteilungsbedürfnis. »Du kannst froh sein, mich so lebendig zu sehen, Schatz.«

Claudia zuckte kurz zusammen. »Das bin ich. Erzähl.«

Ich erzählte ihr in Kurzfassung den Verlauf der letzten achtundvierzig Stunden. Das mit dem „Wachmännerausschalten“ und ähnliches ließ ich weg, das würde sie viel zu sehr aufregen. Außerdem war das Kocholsky gewesen, nicht ich.

Nach einer Stunde Fahrt waren wir in Oldesloe. Ich war wieder zu Hause. Nun erst einmal eine Dusche, einen Tee und dann ins Bett. Ich war fix und fertig, aber glücklich.

*

Acht Stunden später stand ich erholt und hungrig wieder auf. Es tat so gut, wieder zu Hause zu sein. Claudia hatte Abendbrot gemacht, wir aßen schweigend miteinander und gingen dann mit einer Flasche Prosecco zur gemütlichen Sitzecke in unserem Wohnzimmer. Ich setzte mich neben Claudia aufs Sofa und legte den Arm um sie. Wir stießen an.

»Auf deinen Geburtstag«, sagte Claudia.

»Hm.« Ich hielt das Gesöff gegen das Licht.

»Auf dich!«, sagte ich. »Darauf, daß du immer noch zu mir hältst.«

»Ist nicht immer leicht«. Sie lachte.

Es wurde ein trinkseliger und gemütlicher, liebevoller Abend.

*

Am nächsten Morgen setzte mich an meinen Computer und tippte die Kündigung für meine Arbeit in Äthiopien.

Zum einen hatte ich einfach Angst, wieder hinzugehen, zum anderen gab es keinen Grund mehr, dort zu arbeiten. Ich hatte die dritte Uhr.

Ohne Zögern drückte ich die Eingabetaste. Weg damit. Ich seufzte auf. Mein Herz freute sich, mein Gehaltskonto weniger.

Dienstag, 22. August 2017 - Bali: entführt

So sehr ich mich gefreut hatte, wieder nach Hause zu kommen - daheim hielt ich es nie lange aus. Außerdem brachte mein Beruf es mit sich, daß ich viel reiste. An diesem Abend saß ich also wieder einmal an einer Bar in einem fremden Land. Sie war am Strand von Kuta auf Bali zu finden. An meiner Seite: Dietrich. Ein heiß-feuchter Tag neigte sich seinem Ende zu. Die Sonne war vor mehreren Stunden gewohnt spektakulär untergegangen. Mittlerweile war es draußen, auch ohne Aircondition, einigermaßen erträglich.

Ich war erst seit einer Woche hier und noch nicht an die feuchte Hitze gewöhnt. Schnell war ich durchgeschwitzt und müde. Dietrich, bereits seit drei Wochen hier, war besser angepasst, was ihn ebenso wenig wie die Einheimischen davor schützte, tagsüber zu schwitzen. Die beste Zeit für Aktivitäten war frühmorgens oder nach Sonnenuntergang. Zumeist waren es Aktivitäten mit unterhaltendem Charakter,

weniger mit harter körperlicher Arbeit. Das Leben hier auf Bali war angenehm und wenig anstrengend. Besonders als Urlauber war es der perfekte Platz für Erholung. Allerdings hatte mich nicht die Aussicht auf Erholung hierher verschlagen.

Ich hatte vor knapp vier Monaten, gleich nachdem ich die Kündigung abgeschickt hatte, die dritte Uhr auseinandergenommen.

Den Code hatte ich schnell gefunden, schließlich wusste ich, wo ich suchen musste. Die Ziffern und Buchstaben trug ich sofort in meine Tabelle ein.

N	53	4		4	8	2	6	j
O	10	3	1		7			b
N	53	4	6				6	h
O	10	3	1	4			5	t
N	53	4	6	0	3		1	p
O	10	3				6	5	k
N	53	4		0		6		f
O	10	3	1		7	4	2	f
			x	xx	ci	cxi	m	

Anschließend schaute ich mir die Tabelle genau an. Wunderbar! Ich war sicher, daß ich auf dem richtigen Weg war.

Ich sah fast vollständige Koordinaten in den Zeilen, die am Ende mit einem „f“ gekennzeichnet waren:

53°4'0?.6?" Nord, 10°31'?7.42" Ost

Zwölf von sechzehn Koordinatenwerten hatte ich nun, es waren nur noch vier „?“ übrig.

Das musste doch reichen, um vielleicht jetzt schon den richtigen Wert zu finden, dachte ich.

Hoffnungsvoll öffnete ich Google Earth auf meinem Rechner und versuchte, den Bereich einzugrenzen, den diese Koordinaten abdecken konnten. Für die „?“ gab ich jeweils die „0“ oder die „9“ ein. Mehrere Möglichkeiten taten sich auf:

53°40'00.60" Nord, 10°31'07.42" Ost

bis

53°49'09.69" Nord, 10°31'97.42" Ost

Nachdem ich die Koordinaten so auf der Karte eingegrenzt hatte, daß die Ecken auf den tausend Hektar der Liegenschaft Trenthorst und Wulmenau von Reemtsma lagen, wurden zwar die möglichen Zahlen weiter eingegrenzt, aber es gab immer noch einen riesigen Korridor, und zwar von der:

Ecke in Südwest: 53°46'02.64" Nord, 10°31'07.41" Ost

Ecke in Nordwest: 53°48'09.64" Nord, 10°31'07.41" Ost

Ecke in Nordost: 53°48'09.64" Nord, 10°31'97.41" Ost

Ecke in Südost: 53°49'09.64" Nord, 10°31'57.41" Ost



Mist! Ich sah es sofort. Es war immer noch ein viel zu großes Gebiet, fast dreihundertfünfzig Hektar groß, um wieder damit anzufangen, auf Verdacht zu graben. Selbst wenn ich alle möglichen Zahlen in den scheinbar doch so überschaubar wenigen offenen „?“ ausprobieren würde, so blieben mehr als fünfhundert verschiedene GPS-Punkte. Viel zu viele.

An diesem Tag waren meine Enttäuschung groß und meine Motivation, immer noch weiterzumachen, bedenklich gesunken. So viele Mühen, so viel Geld, so viele Ängste. Und was war letztlich dabei herausgekommen? So gut wie nichts.

Sollte ich endgültig aufgeben oder mich noch einmal, ein letztes Mal, zusammenreißen?

Ich entschied mich für letztere Möglichkeit. Das bedeutete: Ich musste mir von Kocholsky die noch fehlenden Uhren holen.

Noch am selben Abend rief ich damals Dietrich in Namibia an und schilderte ihm kurz meine Gedanken.

»Bist du noch dabei?!«

»Ja!« Er zögerte keine Sekunde.

»Wir müssen herausfinden, wo der Kerl jetzt ist.«

»Ich kümmere mich drum.«

Damit war die Entscheidung gefallen. Koste es was es wolle, wir würden uns auch die zwei anderen Uhren holen und Dietrich würde endlich Rache nehmen können.

*

Dietrich hatte sich von Namibia aus sofort wieder auf die Suche nach Kocholsky gemacht. Auch er hatte Erholung gebraucht und eine Phase des Zweifelns durchgemacht. Nun war er wieder voll da. Er hatte versprochen, sich zu melden, sobald er etwas in Erfahrung brächte.

Wochenlang hatte ich nichts vom ihm gehört, als er mich Anfang August mitten in der Nacht anrief: »Ich weiß, wo er ist. Auf Bali.«

Ich konnte es kaum glauben. Kocholsky war auf Bali? Was um alles in der Welt wollte er in Indonesien? Urlaub machen? Oder hatte er auch dort seine Geschäfte?

»Bist du dir sicher?«, fragte ich.

»Und ob. Ich bin bereits hier. Und ich habe Kocholsky gesehen. Ich bleibe dran. Aber du musst kommen und mir helfen. Wann kannst du?«

»Sobald wie möglich. Ich melde mich.«

Es gelang mir, mich kurzfristig freizumachen. Bereits fünf Tage später kam ich in der Mittagshitze auf dem Flughafen Denpasar auf Bali an. Schon die Anreise war eine Tortur gewesen, die Hitze hier gab mir jetzt den Rest.

Dreißig Stunden von Hamburg über Dubai. In Hamburg war ich bei zwölf Grad Celsius abgeflogen, hier waren es fünfunddreißig Grad, im Schatten. Nach einer Stunde Pass- und Gepäckkontrolle trat ich aus dem angenehm temperierten, klimatisierten Terminalgebäude in die tropisch-feuchte Hitze heraus. Es war, als träfe mich eine Keule. Schweiß schoss mir aus allen Poren.

Wo war Dietrich, verdammt?! Ich wollte so schnell wie möglich in ein klimatisiertes Auto.

Ich sah mich um. Kein Dietrich und auch kein Schild mit meinem Namen darauf. Das glaubte ich jetzt nicht - der Kerl hatte mich versetzt ...!

Inzwischen war ich von Taxifahrern umlagert, die so taten, als seien sie meine besten Freunde. Sie wollten mich „für fast umsonst“ zu den besten Geheimtipps fahren, exklusiv für mich.

Dieses typische Geschäft mit touristischen Opfern in aller Welt war mir bekannt genug, um es zu ignorieren.

»Ich werde abgeholt«, sagte ich unwirsch, als sie nicht lockerließen.

Das glaubte mir offensichtlich niemand. Wozu stand ich so orientierungslos herum, wenn jemand für mich da sein würde?

»Fast umsonst. Geheimtipp. Nur für Sie!«

Endlich nahte Rettung: ein typisch aussehender Amerikaner, in Hawaii-Hemd und -Hose, mit Sonnenbrille, Sandalen, Army-Glatze mit Strohhut und braungebrannt.

»Hello!«, sagte er.

Ich fühlte mich nicht angesprochen – bis er die Brille abnahm. Dietrich!

»Oh Mann, bin ich froh, dich zu sehen.«

Er hatte seinen Mietwagen auf dem Parkplatz stehen.

»Unterwegs zeige ich dir, wo Kocholsky wohnt.« Dietrich startete den Motor. Zehn Minuten später wies er auf eine äußerst noble Anlage. Kocholsky hatte Geschmack. Hier würde ich jetzt auch gern absteigen: Duschen, in ein komfortables Bett fallen, entspannen.

Unser eigenes, preislich wesentlich günstigeres Hotel lag nicht weit weg. Als wir die Lobby betraten, stellte ich fest, daß es ganz akzeptabel war: klein aber fein, nette Leute, gute Lage. Nur ein paar Meter bis zum Strand.

Nach einer herrlich erfrischenden Dusche und einem verschlafenen Nachmittag traf ich mich abends mit Dietrich im Restaurant des Hotels. Es befand sich direkt am Strand. Von hier aus konnte man den wundervollen Sonnenuntergang Abend für Abend genießen.

»Was hast du herausfinden können?«, fragte ich.

»Kocholsky hat Äthiopien bald nach uns verlassen und sich in die Chobe Safari Lodge nach Kasane in Botswana zurückgezogen, die ihm ja gehört. Ein paar Tage nach deinem Anruf bin ich von Namibia aus nach Kasane gereist. Dort habe ich versucht, an Kocholsky einigermmaßen gefahrlos heranzukommen. Ging aber nicht. Dafür gelang mir etwas anderes.«

»Was?« Ich war gespannt.

»Für ein paar gute „grüne Scheine aus den USA“ habe ich von einem Angestellten der Verwaltung der Chobe Safari Lodge die Zugangsdaten für deren Internet-Server erhalten. So konnte ich mich von meinem Hotelzimmer aus ganz bequem online als Administrator einloggen und schauen, was so alles rein und raus ging. Verstehst du, ich konnte alles sehen, was die Gäste an ihren Computern machten. So kannte ich bald so manche ihrer Geheimnisse.

Nur was verschlüsselt war - Bankdaten, Emails und Ähnliches – blieb mir verborgen. Aber darum ging es mir ja auch nicht.

»Du wolltest wissen, was Kocholsky im Netz trieb ...«

»Du sagst es. Und ich konnte sogar sehen, welche Mails er schrieb. Ich konnte die Zugangsdaten für sein Email-Konto knacken. Hättest du mir gar nicht zugetraut, oder?« Er lachte. Stolz. Ich lachte auch. Ungläubig..«

Ich suchte nach einer Erklärung: »Es muss daran liegen, daß er so lange im Knast war. Er wird sich ein Email-Konto angelegt haben, ohne zu wissen, daß man seine Passwörter verschlüsseln kann. Du hattest also alle seine Aktivitäten voll auf dem Schirm.«

Dietrich nickte.

»Und, was mailt er so?«

»Alles, was er zu regeln hatte. Reisen, Hotel- und Flugbuchungen, Kontakte zu so genannten Geschäftspartnern und Freunden.«

Der Kellner stellte uns je einen Teller mit Antipasti hin. Hm, sah das lecker aus!

»Hat er seinen Freunden was über den Fehlschlag in Addis Abeba geschrieben?«

»Nur, daß er dieses Schwein eigenhändig häuten und verspeisen würde, daß ihm die Aktion versaut hatte.«

»Aha, damit sind wir gemeint.« Ich merkte, wie ich trotz der Wärme kurz fröstelte. »Was weißt du noch?«

„Ich habe über die Buchungsbestätigung erfahren, daß Kocholsky ab Anfang August für vier Wochen nach Bali fliegen würde. Und wo er absteigen würde, stand da auch. Unter fünf Sternen tut er es wohl nicht.“

»Hm, das war's?«

»Mehr weiß ich noch nicht. Aber jetzt sind wir ja zu zweit.«

Ob das wirklich etwas nützen würde ...

Der Hauptgang kam. Wir aßen schweigend und es gelang mir, erst einmal abzuschalten und jeden Bissen zu genießen.

Dann besprachen wir die nächsten Schritte, die sich fast zu einfach anhörten: observieren, rein in sein Hotelzimmer, wenn er allein drin war, bewusstlos schlagen, fesseln, Zimmer durchsuchen. Wenn er die zwei Uhren nicht dabei hatte, warten, bis er das Bewusstsein wiedererlangt hatte, ihn ausfragen, wo die Uhren waren oder wie der Code lautet. Wenn er nicht auskunftsfreudig wäre, könnte Dietrich ihn schon mal ein bisschen quälen. Dann wieder bewusstlos schlagen, einpacken in den großen Rollkoffer, den Dietrich bereits besorgt hatte, und raus aus dem Hotel. Ich würde dann nicht dabei sein, wenn Dietrich sich mit Kocholsky an einem einsamen Ort „final beschäftigen“ würde. Was ich keinesfalls bedauerte.

*

Seit einer Woche observierten wir Kocholsky nun schon. Er war abends meistens in den Bars, hatte eine Nutte auf seinem Zimmer oder war die ganze Nacht über weg. Der August neigte sich seinem Ende entgegen. Bald würde Kocholsky wieder abreisen, zurück nach Kasane oder sonst wohin.

Es ging auf Mitternacht zu, wir waren die einzigen Gäste in der Strandbar und blickten auf einen fast menschenleeren Strand, da sah ich in einiger Entfernung, wie einige Jugendliche auf uns zukamen. Sicher wollten sie in eine der vielen Discos oder Bars gehen, die für die jungen Nachtschwärmer da waren. Die machten gerade auf, während die Bars und der Strand nun schlossen.

Für die Jugend mochte die Nacht erst angebrochen sein, für mich war gleich Bettzeit. Ich beneidete die jungen Leute. Und es war sicher herrlich, hier, in Kuta, jung zu sein, wenn man das nötige Geld und

genug Lebensmut und -kraft hatte. Ich hatte mich lange nicht mehr so alt und müde gefühlt wie in dieser Nacht.

Die Gin Tonics hatten dazu ihren Beitrag geleistet. Der Kopf, die Knochen und die Lider - alles war bleischwer. Wir hatten längst bezahlt und ich wusste selbst nicht, worauf wir noch warteten.

Ich stupste Dietrich an, der auf seinem Stuhl schon eingekickt war. Grummelnd wachte er auf.

»Was gibt's?«

»Ich geh gleich. Willst du mit?«

»Okay.«

Die Jugendlichen waren nähergekommen. Nun zeigten zwei von ihnen auf uns.

Mist! Bitte keinen Nervkram heute Abend ...!

Ich hielt die jungen Männer für Indonesier, für Balinesen. Alle klein gewachsen, schwächig, aber drahtig und energiegeladen. Jetzt bemerkte ich, daß sie stark angetrunken waren.

»Hey, man«, rief einer. »What's going on? Do you have some money for us?«

»I have no money.«

Sekunden später fühlte ich mich eingekreist. Sie waren schwarze Schatten der Nacht, ich konnte ihre Gesichter nicht erkennen. Ich hatte Angst.

»Okay, okay. I'll give you some money, and then you leave, okay?«

»Okay.« Das war der Wortführer.

Ich zog einige Scheine aus meiner Hosentasche und wollte sie dem Mann geben. Dietrich schaute dabei zu, offenbar immer noch nicht ganz klar in der Birne.

Auf einmal sah ich einen Schatten hinter mir und dann traf mich ein harter Schlag am Kopf. Im Fallen sah ich noch, wie auch Dietrich zu Boden ging. Dann verlor ich das Bewusstsein.

*

Mit brummendem Schädel erwachte ich aus meiner Bewusstlosigkeit. Ich wollte mir an den Kopf fassen, konnte jedoch meine Arme nicht bewegen. Ich erinnerte mich an den Schlag, an die jungen Männer am Strand. Ich erinnerte mich, daß ich auch Dietrich hatte umfallen sehen.

Ich war nackt. Ich stand auf meinen Beinen, aber nicht so richtig, eher hing ich, an meinen Armen angebunden. Im Rücken spürte ich etwas Hartes, eine Steinwand wahrscheinlich. Ich fröstelte. Es war kalt, kälter als am Strand von Kuta. Wo war ich?

Vorsichtig öffnete ich die Augen. Die Augenbinde, die ich trug, war unten etwas offen. Ich sah nicht viel. Es schien noch dunkel zu sein oder ich befand mich an einem Ort ohne Licht. Vielleicht ein Keller, ein Schuppen, eine Höhle? Mit jedem neuen Gedanken wuchs die Angst.

Dann hörte ich Stimmen. Leise, aber nicht zu weit weg. Jemand flüsterte. Es waren Stimmen, die ich nicht verstehen konnte. Eine fremde Sprache? Indonesisch? Nein, Englisch, aber mit starkem Akzent. Wer sprach da? Waren es die Männer vom Strand? Meine Angst nahm zu.

Hätten sie uns umbringen wollen, wären wir längst tot. Was wollten die von mir, und von Dietrich? Geld? Lösegeld? Davon hatte ich schon häufiger gehört. Reiche Touristen wurden entführt, um Lösegeld von den Angehörigen zu fordern. Meistens ging das gut aus für die Entführten. Hoffentlich auch bei uns.

»He is awake«, rief jemand.

»Okay, I'm coming.«

Schritte näherten sich. Langsam, ohne Hektik, selbstbewusst.

Jemand nahm mir Augenbinde ab. Nicht langsam und vorsichtig, sondern grob und schmerzhaft. Ich schaute einem weißen Europäer ins Gesicht.

Kocholsky.

Das Gesicht grinste.

»Du meinst also, ich hätte nicht gemerkt, daß ihr mir nachspioniert, was?«

Ich sagte nichts. Neben mir sah ich eine weitere Person an die Wand gekettet, Dietrich. Wir waren irgendwo in den Bergen. Es war noch dunkel, aber ich konnte Sterne erkennen, es war Neumond. Ich sah dunkle Schatten von Steinen und Bergkuppen.

Wir sind auf einem Vulkan, dachte ich plötzlich. Auf Bali war jeder Berg ein Vulkan. Was wollten wir hier?

Ich dachte an meine erste Begegnung mit Kocholsky, im Herrenhaus in Trenthorst. Der höllische Schmerz an meinen Zehen – sofort war er wieder da.

Kocholsky grinste böse. Er schien meine Angst zu riechen.

Die Panik der anderen - das war genau das, was er mochte, was er wollte, was er ausnutzte.

»Wo sind wir hier? Was wollen Sie?«

»Was hast du gesagt? Ich kann dich nicht verstehen. Sprich deutlich, wenn du mit mir sprichst.«

Er versetzte mir eine heftige Ohrfeige.

Sofort schmeckte ich Blut auf meinen Lippen, und ich erinnerte ich an den Abend in Trenthorst. Da hatte es auch so metallisch geschmeckt.

»Was wollen Sie von mir?« Ich gab mir alle Mühe, deutlich zu sprechen.

Zack, hatte ich wieder eine sitzen.

»Ich will die Uhren wiederhaben, klar?«

Ich schwieg. Er schlug mich.

»Klar, habe ich gefragt?«

Ich nickte.

»Ich habe die Uhren aber nicht hier«, krächzte ich.

»Ist mir klar, Mann. Ich will die Codes, die hast du sicher dabei.«

»Ich weiß von nichts.«

Ich sah, wie Kocholskys Hand weit ausholte. Ein scharfer Schmerz in meinem Gesicht. Mein Hinterkopf schlug gegen die Steinwand. Dann nur noch Schwärze.

*

Als ich zum zweiten Mal zu mir kam, hing ich an meinen Armen in der Luft.

Panisch öffnete ich die Augen.

Es war nun hell, auch wenn die Sonne noch hinter einem Berggrat verborgen war.

Oh, mein Gott! Ich machte die Augen wieder zu.

Ich baumelte über dem Nichts. Unter mir ein schwarzes Loch, mindestens zweihundert Meter tief.

Kocholsky hatte mich an meinen Armen über einem Vulkankrater aufgehängt. Ich drehte mich leicht um meine Achse und konnte dann sehen, daß Dietrich neben mir hing, keine vier Meter entfernt. Er sah nicht gut aus. Nackt wie ich, blutig und bewusstlos. Wie ich wohl aussehen mochte. Wenigstens blieb Dietrich der Blick in die Tiefe erst einmal erspart.

»Nett hier, oder?« Kocholskys Stimme.

»Ihr hängt hier gut, findest du nicht? Beste Aussicht.«

Hilflos drehte ich mich um die eigene Achse. Das veränderte mein Blickfeld. Nun sah ich Kocholsky, der auf einem Sims am Steilhang des Kraters stand. Der Sims mochte vielleicht einen Meter breit sein - von Menschen gemacht, eindeutig - und diente wohl dazu, um an der Steilkante auf die andere Seite zu gelangen. Ein Wanderweg für Touristen oder Vulkanforscher.

Kocholsky musste direkt hinter mir stehen. Ich spürte seinen Atem in meinem Nacken.

Ich baumelte wie ein Sack am Strick. Ich war so hilflos, so ausgeliefert. Und so unendlich gedemütigt. Schon wieder.

Aus dem Augenwinkel erkannte ich zwei andere Männer. Sicher welche von denen am Strand.

Ich drehte mich noch immer, sah wieder in den Krater hinein. Fünfzig Meter entfernt die gegenüberliegende steile Kraterwand und unter mir nichts.

»So, wollen wir doch mal zum Geschäftlichen kommen.«

Wie ich Kocholskys Stimme hasste ...!

»Ich tue alles, was Sie wollen. Holen Sie mich hier weg. BITTE!« Die Angst überwältigte mich.

»Erst die Uhren.«

»Die habe ich nicht bei mir.« Ich begann zu schluchzen.

»Daß du die nicht bei dir hast, weiß ich selber. Meinst du etwa, wir haben eure Klamotten nicht durchsucht. Und im Arsch hast du sie auch nicht, wie meine Jungs hier festgestellt haben.«

Jetzt erst merkte ich, wie sehr mein Arschloch schmerzte. Die Kerle hatten mich vergewaltigt, oder? Das konnte doch nicht sein. Mir wurde übel.

»Ich weiß, daß du meine beiden anderen Uhren aus Kasane gestohlen hast. Ich weiß auch, daß du die Uhr aus Addis Abeba hast. Nun will ich die alle drei wiederhaben. – Wo hast du sie?«

»Aber ich habe sie nicht.«

»Quatsch! Ich zeig dir, was mit dir passiert, wenn ich keine bessere Antwort erhalte. – Schau genau her ...!«

Kocholsky hatte einen Stab in der Hand, der aussah wie ein Polizei-Schlagstock. Ich wusste nicht, was er damit wollte.

»Du hast keine Ahnung, wofür das gut ist, oder?«, fragte er mich belehrend. »Dann will ich es dir erklären.«

Er lachte, als würde er sich gerade an einen besonders guten Witz erinnern. Dieser Stab wird Bullen in den Hintern geschoben, wenn sie kastriert werden sollen. Wenn er ganz tief drin ist, wird er unter Strom gesetzt. Das geht direkt ins Rückenmark und betäubt die Tiere, nachdem sie wohl vorher elendige Schmerzen und Krämpfe haben. Keine Ahnung, habe ich selber noch nicht mitgemacht. Wurde mir so erzählt. Und dann werden ihnen die Eier abgeschnitten. Ganz praktisch. Findest du auf allen großen Ranches in Südafrika, Namibia und Botswana. Weißt du, wer das am besten kann? Die Rancher-Frauen und Schwule. Die haben nämlich keine Kastrationsängste. – Und jetzt pass auf, ich zeige dir, wie gut das funktioniert.“

Dietrich kam wieder in mein Sichtfeld.

Die beiden Männer, die bei Kocholsky waren, zogen ihn soweit es ging an den Sims heran. Dann nahmen sie seine Beine und zogen sie ganz weit auseinander. Ich wusste sofort, warum.

Kocholsky nahm den Stab und schob ihn Dietrich in den After, ganz langsam und drehend, tief und tiefer.

Er grinste, die Männer grinsten.

Dietrich bewegte sich nicht. Wie gnädig doch eine Bewusstlosigkeit sein konnte.

»So, nun sitzt er.«

Kocholskys lachte erneut. »Das ist für deinen Freund vielleicht nicht ganz so erotisch wie vorher mit meinen beiden Männern hier, aber wer weiß. Vielleicht gehört er ja zu den Männern, die Schmerzen brauchen. Wenigstens hat er laut gestöhnt, als diese beiden es ihm besorgt haben. Haha! Da war er aber noch bei Bewusstsein. Das wird er gleich wieder sein, das verspreche ich. Mal sehen, ob er dann auch wieder stöhnt.«

Ich drehte mich weiter zum Sims hin. Nun sah ich alle direkt vor mir. Ich sah, wie die beiden Männer Dietrichs Beine losließen und er wieder am Strick über der Schlucht hing.

Ich sah, wie Kocholsky ein Stromkabel in der Hand hielt, das an der Stange angebracht war, die in Dietrichs Hintern saß. Ich sah die große Autobatterie, die neben Kocholsky auf dem Sims stand.

»So, nun schalte ich mal den Strom an. Mal sehen, ob das Schwein dann stöhnt oder sogar aus dem Arschloch leuchtet. Vielleicht wird sein Schwanz ja ganz steif. Soll so sein, habe ich gehört.«

Kocholsky klemmte das Kabel an die Batterie. Dietrich zuckte. Dann schrie er. Ich konnte mir die Ohren nicht zuhalten. Stattdessen schloss ich die Augen, so fest ich konnte.

»Ey, Augen auf. Das mache ich extra für dich. Sonst sitzt der Stab gleich in deinem Arsch.«

Ich machte die Augen auf.

Dietrich schrie, schrie, schrie.

Sein Gesicht und Mund waren voller Blut. Er musste sich die Zunge abgebissen haben.

Angewidert schloss ich die Augen. Ich konnte mir das einfach nicht ansehen, ich wollte nicht und ich konnte nicht. Es dauerte sicher fünf Minuten lang, bis Dietrichs Schreie aufhörten.

»Der Junge ist begabt, oder? Die Schreie sind reif für die Oper, findest du nicht? Fehlt nur noch eins. – Los Männer, ihr wisst, was jetzt dran ist.« Erneut zogen die beiden Dietrichs Beine auseinander. Der Stab steckte noch in seinem Arsch. Aber sie zogen ihn nicht heraus, sondern einer nahm seinen Schwanz und seine Eier und schnitt sie mit einem Messer ab. Sekunden, die mir wie eine Ewigkeit erschienen. Ich konnte alles genau sehen. Sie hatten extra gewartet, bis ich in der richtigen Position vor Dietrich hing. Dietrich zuckte. Dann spuckte er. Und schrie, schrie, schrie.

Er musste seine Entmannung mitbekommen haben. Grauenhaft ...!

Dietrichs Blut spritzte aus den offenen Wunden in hohem Bogen in das Kraterloch.

Dann zogen die Männer mich an die Kante.

*

Wenn ich gedacht hätte, es könnte nicht schlimmer kommen, hatte ich mich getäuscht. Einer der Kerle nahm mich in den Schwitzkasten und drückte mir den Mund auf. Der andere steckte Dietrichs Eier rein. Dann hielt er mir den Mund zu. Ich erstickte bald, als ich die weiche Masse in meinem Mund spürte.

Ich würgte. Sie ließen mich los. Baumelnd erbrach ich Dietrichs Eier und alles, was ich im Magen hatte. Ich entleerte mich, vorne und hinten. Es gab kein Halten mehr. Alles war egal.

Ich war dem Wahnsinn nahe.

Hinter mir hörte ich Kocholsky und die Männer schallend lachen.

»Wohl empfindlich, was? Oder war der Druck zu groß? Oder hat es dich aufgegeilt? Soll ich noch mal oder willst du mir jetzt verraten, wo die Uhren sind?«

»Ich sage ja alles, alles was Sie wollen.«

»Na endlich, die Vernunft siegt.«

»Bitte, holen Sie mich endlich hier weg.«

»Erst redest du.«

Ich erzählte ihm alles.

In diesem Moment hätte ich meine eigene Großmutter verkauft. Ich war bereit, einfach alles zu tun. Nur keine Folter mehr. Ich war am Ende.

»Danke, warum nicht gleich so.«

*

Es knackte. Es hätten Dietrichs Knochen sein können, doch es war der Stein, an dem das Seil angebunden war, an dem er hing. Das Zappeln unter den nicht enden wollenden Stromstößen hatte den Felsbrocken gelockert. Entsetzt und erleichtert zugleich sah ich, wie Dietrich abstürzte, gefolgt von Seil und Stein. – Er war erlöst. Ich war so froh für ihn. Tränen des Mitleids und der Wut liefen über meine Wangen. Ich versuchte nicht sie aufzuhalten.

*

Manche Dinge passieren schneller als man denken kann. Das mochte auch Kocholsky so empfunden haben, der bei Dietrichs Absturz genau hinter ihm stand. Der von oben herabrollende Stein streifte Kocholskys Kopf. Kocholsky taumelte erschrocken zur Seite und stolperte dabei über die Batterie. Dann stürzte er in den Krater. Ohne einen Ton. Als sei er zu erstaunt gewesen, um zu schreien.

Die beiden anderen Männer waren kreidebleich geworden. Wie betäubt starrten sie in die Tiefe. Dann bekamen sie es wohl mit der Angst zu tun. Sie rannten weg und ließen mich einfach da hängen.

Dem endgültigen Wahnsinn nahe. Alleine, nackt, zu Tode erschrocken. Ohne Hilfe. Ich schrie aus Leibeskräften. Niemand antwortete.

*

Ich hatte so lange weiter geschrien, bis meine Stimme versagte.

Die Sonne stand nun schon weit über dem Kraterrand. Ich schwitzte. Ich glühte. Bald brannten ihre Strahlen wie Feuer auf meiner Haut. Ich schrie nun doch weiter. Es geht immer mehr als man denkt.

Ich hörte Schreie, die nicht meine waren. Krähenschreie. Die schwarzen Vögel waren aus der Schlucht aufgestiegen. Sie schienen zu warten, bis ich hier elendig vertrocknen würde. Irgendwann würde mich hier jemand finden, mit herausgehackten Augen. Ich sah noch, wie sich einige der schwarzen Vögel auf den Sims setzten und mich anstarrten.

Kurz bevor ich die Sinne verlor, hoffte ich, daß ich nicht wieder aufwachen würde. Alles, bloß nicht aufwachen, mit einer Krähe auf der Schulter. Eine, die nach meinen Augen hackte. Augen, die ich nicht schützen konnte.

*

Piep.

Ich wachte wieder auf. Unendlich erleichtert stellte ich fest, daß keine Krähen auf meiner Schulter saßen. Auch keine auf meinem Kopf.

Stattdessen sah ich ein Licht. Unter mir spürte ich einer weiche Unterlage.

War ich tot? War das der Himmel? Hatte ich alles nur geträumt?

Mein Puls raste. Ich hörte ein Piepen in den Ohren.

Ich lebte.

Das Piepen schien lauter zu werden. Es wurde hektisch. Ich drehte vorsichtig den Kopf. Alles tat weh. Das Piepen stammte von einem Gerät, das meine Körperfunktionen maß. Das gab nun Alarm, weil mein Körper auf meine panischen Gefühle reagierte.

Ich hörte, wie eine Tür aufgestoßen wurde, wie eine Person mit schnellen Schritten in den Raum kam. Ich sah einen weißen Kittel, einen Ärztekittel. Daneben eine dunkel gekleidete Gestalt. Ich hörte Stimmen, die Deutsch sprach. Ich lag in einem Krankenbett in einem Krankenhaus.

Das war zu viel an Emotionen. Ich begann hemmungslos zu heulen.

»Na, na«, sagte eine tiefe Stimme. »Beruhigen Sie sich, Sie sind in Sicherheit.«

Ich öffnete die Augen und sah einen Mann in Polizeiuniform.

Der Beamte erzählte mir von den beiden Wanderern, die mich gerettet hatten, indem sie die Polizei informierten, nachdem sie Schreie aus dem Krater gehört hatten. „Sie haben verdammt Glück gehabt“, sagte der Polizist. „Eigentlich darf gegenwärtig aus Sicherheitsgründen niemand zum Krater. Der Vulkan ist aktiv, der Zugang ist gesperrt. Er kann jederzeit ausbrechen. Da bauen wir vor. Die Erfahrungen der Vergangenheit sitzen hier tief in der Seele der Menschen, wissen Sie.“

»Danke«, flüsterte ich. Seele ... Ich spürte dem Klang des Wortes nach. Meine Seele wurde gerade überflutet mit Dankbarkeit.

»Wir haben Sie in einer wirklich skurrilen und nicht erklärlichen Lage vorgefunden, halb tot. Wir haben Sie abgeschnitten, ins Dorf getragen

und mit einem Polizeiwagen in das Krankenhaus von Denpasar gebracht, drei Stunden entfernt.«

»War ich allein?«, fragte ich. Ich dachte an Dietrich. Was war mit ihm? Ich spürte, daß es etwas Schreckliches sein musste. Aber ich konnte mich nicht erinnern. Oder wollte ich nicht?

»Ja, mutterseelenallein.«

»Wann kann ich nach Hause?«

»Das fragen Sie besser die Ärzte. – Wir werden den Vorfall natürlich der deutschen Polizei melden. Ich nehme an, man wird Sie dann zu Hause ausführlich befragen.«

*

Zwei Tage später wurde ich entlassen. Ich hatte alle Untersuchungen gut überstanden, es gab keine physischen Schäden bis auf ein paar Abschürfungen, eine Beule am Kopf und einen heftigen Sonnenbrand am ganzen Körper.

Gerne hätten sie mich noch einige Tage länger zur Beobachtung behalten, aber ich wollte nicht. Ich versprach, so schnell wie möglich nach Deutschland zu fliegen und mich dort sofort bei meinem Hausarzt zu melden. Spürbar pikiert willigten die Ärzte ein.

Ganze vier Tage war ich weg gewesen, für mich eine Ewigkeit, für das Hotel nichts Besonderes. Ich hatte ja wie immer das „Do-not-disturb“-Schild an die Tür gehängt.

Ich ließ es hängen. Wahrscheinlich würde ich erst einmal 48 Stunden lang schlafen. Danach würde ich dem Hotel, in dem Kocholsky untergekommen war, einen Besuch abstatten.

Ich wusste von meinen Observierungen, daß Kocholsky unter dem Namen Mueller eingebucht war, genauso wie in Addis Abeba. Offenbar hatte er einen Pass auf diesen Namen.

Ich ging zur Rezeption und tat wie ein Bekannter, der einen Gast treffen wollte.

»Good afternoon, can you tell me, if Mr. Mueller from Germany is in his room?«

»Good afternoon, I will check. Please wait a moment.«

Die junge Rezeptionistin schaute auf ihren Monitor. Dann wählte sie eine kurze Nummer. Wenig später legte sie auf. »Sorry. He isn't in his room. Or maybe he sleeps.«

Die Rezeptionistin wusste ja nicht, was ich wusste. Mr. Mueller würde nie wieder auf seinem Zimmer sein. Und er würde ewig schlafen. Ich wollte ja nur in Erfahrung bringen, ob man ihn schon vermisste oder ob sein Zimmer vom Personal unbeachtet sein würde.

»Would you like to leave a message for him?«

»No, thanks. I will wait for him in your bar, outside. I'll give him a message on his mobile.«

Natürlich würde ich keine Nachricht schicken, ebenso wenig wie ich auf Kocholsky warten würde. Stattdessen würde ich auf den Abend warten, bis die Raumreinigungen des Hotels mit ihren Arbeiten in den Zimmern fertig waren und Ruhe einkehren würde.

Ich wartete drei Stunden lang, trank Wasser und mehrere Tassen Kaffee. Alkohol wollte ich nicht. Ich brauchte einen klaren Kopf.

Als die Sonne kurz vor dem Untergang stand, machte ich mich langsam auf den Weg zu Kocholskys Zimmer.

Ich ging zunächst am Zimmer vorbei, klopfte dann an Kocholskys Tür und danach an die Türen links und rechts.

Ich hörte keine Schlösser klappern, niemand kam heraus um zu sehen, wer da geklopft hatte. Abendessenszeit. Außer mir war niemand auf dem Flur.

Ich zog das Stemmeisen unter meiner Jacke hervor und brach die Tür kurzerhand auf. Es war ganz leicht, die Tür war nicht abgeschlossen. Beim Reingehen sah ich zufrieden, daß nur ein kleiner Kratzer am Türrahmen darauf hinwies, daß die Tür aufgestemmt worden war. Beim flüchtigen Blick würde es niemand merken.

Ich schloss die Tür hinter mir und verriegelte sie. Ich wollte nicht gestört werden, wenn ich das ganze Zimmer auf den Kopf stellte.

Ich suchte die zwei Uhren oder einen Hinweis darauf, wo sie waren. Mir war klar, es würde die letzte Möglichkeit sein, sie, oder einen Hinweis auf sie, zu finden. Wenn nicht heute und hier, dann nie mehr.

Wenn es jetzt nicht mehr klappen würde mit dem Schatz, dann sollte es eben nicht sein. Ich wollte nicht mehr. Nur noch dieser eine Versuch. Das schwor ich bei allem, was mir heilig war.

Ich durchsuchte alles und jedes: jedes Kleidungsstück, den Koffer und Kocholskys kleinen Rucksack, alle Schubladen und Schränke. Ich fand keine Uhren, auch keine Hinweise darauf. Kocholskys Computer fand ich auf dem Bett. Ich würde ihn mitnehmen, genau wie seinen Rucksack mit Unterlagen.

Als letztes ging ich ins Badezimmer. Am Waschbecken hing ein schwarzer Kulturbeutel. Ich durchwühlte auch ihn.

*

Ich konnte es nicht fassen. Die Uhren lagen zwischen Tabletten, Zahnpasta, Rasierklingen und Cremes. Einfach so. Wer würde schon in einem Kulturbeutel nach Taschenuhren suchen, mochte sich Kocholsky gedacht haben.

Ich hatte nun alle fünf Uhren, und mit ihnen alle Codes für die Koordinaten des Schatzes. Ich wartete auf das Gefühl euphorischer Freude in mir. Es wollte sich nicht so recht einstellen. Zu viel war geschehen.

Ich verstaute die Uhren im Rucksack, steckte den Laptop dazu. Ich sperrte die Zimmertür wieder auf, öffnete sie einen Spalt und horchte, ob es ruhig war auf dem Flur. Niemand zu hören. Ich verließ das Zimmer, sah niemanden, machte die Tür schnell wieder zu und lief dann wie ein ganz normaler Gast den Flur entlang. Im nächsten Gang kamen mir andere Gäste entgegen. Ich grüßte, sie grüßten. Alles war gut.

*

Minuten später war ich auf der Straße, den Rucksack übergehängt und auf dem Weg in mein eigenes Hotel.

Die Papiere aus Kocholskys Rucksack hatte ich in meinem Koffer gesteckt. Ich würde sie in Deutschland noch lesen können, aber eigentlich interessierten sie mich nicht sonderlich.

Den Computer konnte ich zwar starten, er war aber mit einem Passwort geschützt. Zu Hause könnte ich versuchen, die Festplatte auszulesen. Aber wozu?

Koholsky war tot. Ich hatte die letzten beiden Uhren. Das war wichtig. Ihnen würde ich ihre Geheimnisse entlocken, da war ich mir sicher.

*

Die Reise zur Urlaubsinsel Bali war ein Albtraum gewesen. Es tat mir besonders um Dietrich leid. Ihm war übel mitgespielt worden, er hatte eigentlich nichts verbochen in seinem Leben, nur daß er der Sohn eines Spions gewesen war. Seine Familie war deswegen umgebracht

und er gefoltert und letztendlich auch getötet worden. Das hatte er nicht verdient. Im Grunde war er ein ganz sympathischer und eigentlich sehr anständiger Mann gewesen. Das Schicksal hatte es nicht gut mit ihm gemeint.

Nun hatte er ein Grab, das nur ich kannte. Dietrich hatte keine Familie mehr. Ich wusste auch nichts von Freunden. Niemand würde ihn suchen, vermissen und sich an ihn erinnern. Nur ich. Hoffentlich war er jetzt im Himmel bei seiner Frau und den Kindern. Mögen sie alle in Frieden ruhen.

*

Drei Tage später flog ich nachdenklich und traurig nach Deutschland zurück.

Die beiden Uhren hatte ich im Handgepäck. Ich würde sie nicht mehr aus den Augen lassen, bis ich ihr Geheimnis gelüftet hätte.

Sonntag, 31. Dezember 2017: Reich werden - reich bleiben

Silvester, endlich.

Claudia und ich feierten diesmal Silvester nicht mit unseren Freunden. Wir blieben alleine zu Hause. Am Nachmittag hatten wir bei regnerischem Wetter einen langen Spaziergang durch das Naturschutzgebiet „Brenner Moor“ gemacht, abends ein einfaches Abendbrot gegessen und dann einen Wein aufgemacht.

Wir wollten nicht bis Mitternacht aufbleiben, sondern vorher anstoßen und uns freuen, daß das Jahr 2017 nun bald zu Ende sein würde. Endlich. Wir würden uns immer an dieses schreckliche Jahr erinnern. Ein

Jahr voller Angst, Einsamkeit und Ekel, aber auch ein Jahr voller Erwartungen, Erlebnisse und Erfolge.

Mit den Weingläsern in den Händen, Seite an Seite vor dem Kamin sitzend, gingen wir 2017 noch mal durch. Ich hatte Bilder ausgesucht, die ich nun auf der Leinwand zeigte. Groß und hautnah.

Es war vier Monate her, daß ich völlig erschöpft und krank aus Bali zurückgekommen war. Es war früh am Morgen, als Claudia mich vom Flughafen in Hamburg abgeholt und wortlos in die Arme geschlossen hatte. Sie fuhr mich in die Universitätsklinik Eppendorf, um mich untersuchen und gegebenenfalls behandeln zu lassen.

»Wir werden Sie einige Tage zur Beobachtung hierbehalten.«

Ich war einverstanden. Die Aussicht, mehrere Tage in einem sauberen Bett zu liegen, versorgt zu werden und ganz viel zu schlafen, war einfach gigantisch. Bald stand fest: Alles war in Ordnung, zumindest körperlich. Die Narben in meiner Seele würden sich so einfach nicht behandeln lassen. Ich würde Zeit brauchen.

Die Polizei besuchte mich im Krankenhaus und danach noch mehrfach zu Hause. Die Beamten stellten Fragen und berichteten über ihre Erkenntnisse in Bezug auf meine Entführung.

Sie gingen von einem ungeplanten Raubüberfall aus, der rein zufällig mich erwischt hatte. Ihre Ermittlungsbemühungen schienen nicht besonders ausgeprägt zu sein. Sie hatten ja keine Ahnung ...!

Ich sah keinen Anlass dazu, mehr Licht ins Dunkel zu bringen. Ich wollte das alles einfach nur hinter mir lassen und vergessen.

Der Vulkan war inzwischen tatsächlich ausgebrochen und hatte alle Spuren verwischt.

*

Es war mir schwergefallen, Claudia von dem Schrecken im Vulkan zu erzählen. Ich fürchtete das Grauen in ihrem Blick, die Angst im Nachhinein, die ich so gut würde nachvollziehen können. Vielleicht fürchtete ich auch ihre Vorwürfe, etwa so: »Wie kannst du es nur wagen, dich und uns alle in eine solche Gefahr zu bringen?! Du bist Familienvater. Du bist mein Mann. Du trägst Verantwortung. Und alles nur für Geld ...?! War es das etwa wert?!«

Nichts dergleichen kam über ihre Lippen. Ich hatte Claudias Ruhe schon immer bewundert. Sie war der perfekte Ausgleich zu meiner Ruhelosigkeit. »Gut, daß Kocholsky nicht mehr lebt. – Lass Gras über die Sache wachsen. Versuch zu vergessen.« Das war alles, was sie sagte. Und dann noch: »Ich bin froh, daß du wieder da bist.«

Mein Reisefieber legte eine lange Pause ein. Nun wollte selbst ich zur Ruhe kommen. Ruhe. Frieden. Bloß keine Aufregung ...

Es dauerte Wochen, bis es mir wieder gut ging.

*

Erst im Oktober begann ich damit, die Koordinaten aus den Uhren zu lesen und in meine Tabelle einzutragen.

Nun waren sie tatsächlich vollständig. Ohne Probleme konnte ich mit Hilfe von Google Earth und Natura den Ort identifizieren, an dem der Schatz vergraben war.

Nicht auf einem Acker, sondern auf einer unbewirtschafteten Fläche.

Niemand würde dort graben. Nur wir.

*

Wir warteten auf den nächsten Schlechtwettertag. Am kommenden Samstag war es soweit.

Es regnete und es war kühl. Mit Spaziergängern oder Jägern war nicht zu rechnen. Und selbst wenn: Wir durften ja auf der Liegenschaft rumbuddeln, soviel wir wollten.

Was sollten sie schon denken.

Der Professor und seine Frau verbringen ihr Wochenende bei Regen buddelnd auf einem Acker. Verrückt, die Leute. Dann würden sie den Kopf schütteln und weitergehen.

Aber niemand kam oder störte uns, das ganze Wochenende nicht.

Wir hatten gerade einmal einen Meter tief gegraben, als die ersten Dinge auftauchten, die auf den Schatz hindeuteten. Eine Schaufel, mehrere Holzbretter.

Wir gruben weiter, schneller als zuvor. Nach einem weiteren halben Meter stießen wir auf die erste Kiste. Sie war nicht schwer, aber schon sehr brüchig. In ihr waren wohl Bilder gewesen. Die aber waren verrottet. Sie hatten keinen Wert mehr. Wieso hatte Hindenburg sich um deren Konservierung keine Gedanken gemacht? Die Eile? Furcht vor Entdeckung? Tiefe Enttäuschung über den verloren gehenden Krieg? Egal. Die Bilder wollte ich ohnehin nicht.

Angestachelt von dem Fund, gruben wir noch tiefer, entdeckten weitere Bilderkisten.

Dann endlich fanden wir die erste Kiste von Wert: Silbergeschirr.

Weitere Kisten folgten. Goldbarren, Kirchenschätze, Skulpturen aus Ton und Stein, Silberbarren. Dann fanden wir noch eine kleine Kiste, die aus Metall gearbeitet war. Eine Schatulle, angefüllt mit Diamanten und anderen Edelsteinen. Es mussten Tausende sein. Kleine, große, weiße, blaue, grüne, schwarze Edelsteine. Wir kannten uns damit nicht aus, aber das alles musste viele Millionen wert sein.

Als allmählich die Dämmerung einsetzte, entschieden wir, daß es genug war. Die nächsten Wochen würden wir immer noch mehr holen können, aber für den Moment war es einfach genug. Es war überwältigend ...!

Alles, was wir nicht gebrauchen konnten, blieb, wo es war. Wir gruben das Loch wieder zu, was bis zum Einbruch der Dunkelheit dauerte. Ich summte vor mich hin, Claudia arbeitete schweigend. Wir arbeiteten Hand in Hand. Friedlich und ruhig.

*

Unser Auto hatte an diesem Abend eine bemerkenswert „gute Straßenlage“. Es brachte uns mitsamt den schweren Schatzkisten sicher nach Oldesloe. Inzwischen war es Nacht geworden. Die Nachbarn schienen zu schlafen. Nur die Straßenlaternen spendeten Licht. So leise wie möglich trugen wir die Kisten in den Keller unseres Hauses. Dort würden sie auf ihre weitere Verwendung warten.

*

Wer hat, will mehr. Das war offenbar eine menschliche Eigenschaft, vor der auch wir nicht gefeit waren. An den kommenden beiden Wochenenden fuhren wir erneut nach Trenthorst, um den Schatz zu bergen. Dann aber zogen wir einen Schlusstrich. Gier war kein guter Berater. Man musste wissen, wann man aufzuhören hatte. Das Risiko, daß uns doch jemand nachspionieren könnte, stieg mit jedem Besuch. Es war immer schwieriger geworden, das größer werdende Loch zu tarnen. Wir entschieden, daß der Rest – so riesig er noch sein mochte – erst einmal ruhen sollte. Meinen Plan, den Schatz zu melden, hatte ich erst einmal wieder aufgegeben. Das würde ich immer noch tun können. Jetzt wollte ich erst einmal genießen.

*

»Auf ein gutes, gesundes, glückliches und vor allem ruhiges Jahr 2018, Geri!« Claudia hatte ihr Glas erhoben.

»Oh ja«, sagte ich und stieß mit ihr an.

»Und was machen wir jetzt mit dem Schatz?«, fragte sie.

»Erst einmal verwischen wir die Spuren.«

In der nächsten Stunde holten wir die Teile aus den Uhren, auf denen die Codes graviert waren und entsorgten diese bei einem Neujahrsspaziergang in die verschiedene Restmülltonnen der Stadt Oldesloe. Niemand würde die Codes mehr finden. Die Uhren, trotz eines fehlenden Teils, waren eine Erinnerung, würden aber auch gut zu verkaufen sein. Erst einmal behielten wir sie.

*

Am nächsten Abend verbrannten wir alle Aufzeichnungen zu den Codes und Koordinaten sowie sämtliche Reisedokumente, die mit Kocholsky zu tun hatten. Als letztes war der Computer dran. Die Festplatte wurde besonders sicher gelöscht.

Unwiederbringlich waren damit alle Informationen über den Schatz vernichtet.

Wir wussten, wo der Schatz war, wir brauchten keine Koordinaten.

Wir waren reich, wir würden reich bleiben.

Nun mussten wir nur noch überlegen, was wir mit unserem Reichtum anfangen würden. Einen Teil des Schatzes würden wir für uns behalten, aber so viel brauchten wir nicht. Wir würden vieles erforschen lassen oder finanzieren können, um die Welt etwas besser zu machen. Wir hatten ja so viele Ideen ...! Als erstes würden wir nach einem schönen Bauernhof in Alpennähe schauen, ohne Eile, und eine lange Reise in den Pazifik planen. Ersterer war schnell gefunden und gekauft, bei dem Geld, daß wir durch den Verkauf von einigen Goldbarren und Diamanten in Amsterdam bekommen hatten, kein Problem. Rund dreißig Millionen Euro waren dafür weg. Hinziehen wollten wir nicht vor einem Jahr, vorher gab es viel zu viel zu regeln. Letzteres, die Reise in den Pazifik, war dagegen finanziell eher ein Klacks, aber emotional enorm wichtig. Wir genossen es sehr, mit der Jacht von Insel zu Insel schippern.

In unserem Keller gab es nun keine Einmachgläser, keine Werkzeuge und kein ungenutztes Zeug mehr. Wir nannten ihn auch nicht mehr Keller. Er war nun unsere Schatzkammer.

Die wertvollen Kisten standen bis unter die Decke gestapelt, dicht an dicht. Sie trugen Schätze in sich und die Hoffnung auf eine gute Zukunft.

Es sollte ein besseres Jahr werden, für uns und auch für andere.

Nun ging es darum, die Ideen umzusetzen.

Ende